

Hansische Umschau

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Jeroen F. Benders, Rudolf A. A. Bosch, Karsten Brüggemann, Volker Henn, Rudolf Holbach, Sarah Neumann, Ortwin Pelc, Anja Rasche, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Allgemeines

Elisabeth Reich, *Der Hansische Geschichtsverein. Entwicklung, Netzwerke, Geschichtsbilder* (Göttinger Forschungen zur Landesgeschichte 23, Bielefeld 2019, Verlag für Regionalgeschichte, 439 S.). – Über die Bedeutung und die Leistungen der vielen, zumeist regionalen oder lokalen und inzwischen oft traditionsreichen Geschichtsvereine als Träger und Vermittler eines Geschichtsbewusstseins und eines Geschichtsbildes, an dessen Erarbeitung die Vereine selbst unter sich verändernden politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen mitgewirkt haben und mitwirken, ist seit den 1970er Jahren unter wissenschaftsgeschichtlichen und soziokulturellen Aspekten viel geforscht und dabei seit den 1990er Jahren vor allem die Rolle der Vereine in der Zeit des Nationalsozialismus in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gerückt worden. – Die hier vorzustellende, von Arnd Reitemeier angeregte und betreute Göttinger Dissertation widmet sich der Geschichte und der Tätigkeit des Hansischen Geschichtsvereins (HGV) als eines „geschichtsbildenden Akteurs“ (12) von seiner Gründung im Mai 1870 bis in die Gegenwart, wobei Vf.in den Blick vornehmlich auf die im Untertitel genannten thematischen Schwerpunkte richtet. Die Arbeit, die u. a. an die Ausführungen A. von Brandts (1970) und den streckenweise polemischen Aufsatz von H. Stubbe da Luz (2005/2006; s. HGBll. 127, 2009, 154–156) anknüpfen konnte, dürfte bei den Lesern dieser Zeitschrift verständlicherweise auf besonderes Interesse stoßen, zumal sie „pünktlich“ zum 150-jährigen Vereinsjubiläum erschienen ist. – Vf.in unterscheidet in der Vereinsgeschichte fünf Phasen, die mit politischen Umbrüchen verbunden sind. Deren erste umfasst die Wilhelminische Zeit und reicht von der Gründung des Vereins bis zum Ende des 1. Weltkriegs; die sich anschließende zweite Phase endet mit dem 2. Weltkrieg und dem Zusammenbruch des NS-Regimes 1945. Die dritte Phase betrifft die Nachkriegszeit und das Schicksal des Vereins im geteilten Deutschland bis zum Bruch mit der in der DDR entstandenen „Hansische(n) Arbeitsgemeinschaft“ (HAG) 1970; in die vierte Phase fällt das Nebeneinander der Aktivitäten des HGV und der HAG bis zur deutschen Wiedervereinigung 1989/90; die fünfte Phase schließlich hat die Entwicklung nach 1990, die Reintegration der HAG in den HGV und die aktuellen Tendenzen in der Vereinsarbeit zum Gegenstand. Dass an dieser Stelle der vielschichtige Ertrag des Buches nicht in allen Facetten, sondern nur in den Grundzügen wiedergegeben werden kann, versteht sich von selbst. – War die Initiative zur Gründung des HGV im März 1870 von Karl Koppmann ausgegangen, der zu diesem Zeitpunkt bereits auf Anregung Johann Martin Lappenbergs mit der Bearbeitung (der ersten Abt.) der Hanserezepte betraut war (deren Herausgabe bei der Hist. Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

lag), so war es dem Einfluss seines Lehrers Georg Waitz zu danken, dass sich der neue Verein von Anfang an wissenschaftlicher aufstellte als die meisten anderen Geschichtsvereine, die Funktion einer Historischen Kommission übernahm und nun selbst die Edition der für die hansische Geschichte relevanten Quellen zu einer seiner satzungsgemäßen Aufgaben machte. Mit großem Engagement hat sich der HGV gerade in der ersten der von der Vf.in genannten Phasen dieser Aufgabe angenommen. Bis 1916 erschienen neben etlichen „kleineren“ Quellenveröffentlichungen 10 Bände des HUB sowie die drei ersten Abt. der Hanseresesse mit zusammen 24 Bänden im Quartformat, außerdem die drei ersten Bände der Archivinventare, die die hansischen Quellen des 16. Jh.s der Forschung zugänglich machen sollten. Trotz aller berechtigter Kritik an der Zeitgebundenheit ihrer Arbeit, auf die Vf.in auch eingeht, haben die Hgg. die bis heute maßgebliche (und wohl noch auf lange Zeit gültige) Quellengrundlage der hansischen Geschichtsforschung gelegt. (Das Schicksal von HUB 7, 2, das quellenmäßig nur die Jahre 1442–1450 betrifft, lässt erahnen, welche enorme Arbeitsleistung diesen Publikationen zugrunde liegt, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann und eine angemessenere Würdigung verdient hätte als die bloße, fast buchhalterische Auflistung der zum Druck gebrachten Bände.) Es waren fast ausnahmslos Schüler von Georg Waitz, allen voran K. Koppman, Konstantin Höhlbaum, Goswin von der Ropp und Dietrich Schäfer, die für diese Vorhaben gewonnen werden konnten und von denen die meisten dann auch in den Vorstand des Vereins gewählt wurden. Ausführlich geht Vf.in auf die Zusammensetzung des Vorstands und die bei der Neuwahl von Vorstandsmitgliedern ausschlaggebenden Gesichtspunkte ein. Zu ihnen gehörten die Idee, dass die wichtigsten hansischen Archive im Vorstand vertreten sein sollten, und bis in die 1990er Jahre „das Band zur Politik“ (204), auf deren (auch finanzielle) Unterstützung der Verein angewiesen war, weil die großen Editionsprojekte aus dem Aufkommen der Mitgliedsbeiträge allein gar nicht zu realisieren gewesen wären. Ein wichtiges Thema ist darüber hinaus die Frage nach den jeweils tonangebenden Persönlichkeiten und dem weltanschaulichen Hintergrund. War es in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jh.s der dezidiert deutsch-national gesinnte D. Schäfer, der in der Hanse die Vertreterin der deutschen Interessen zur See sah und den HGV zum „Verein für deutsche Seegeschichte“ umbenennen wollte, so war es in der Zeit des Nationalsozialismus, in der sich der Verein überraschend zügig auf die neuen Verhältnisse einließ – ablesbar z. B. an der bereits 1933 erfolgten Zuwahl der beiden „Konzessions-PG's“ (v. Brandt), Werner Daitz und Friedrich Völtzer, in den Vorstand oder der frühen Akzeptanz des „Führerprinzips“ –, Fritz Rörig, der auf der einen Seite den Blick der hansegeschichtlichen Forschung von der starken Fixierung auf die politische Geschichte auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte lenk-

te, auf der anderen Seite in zahlreichen Aufsätzen ein von völkisch-nationalistischem Gedankengut geprägtes Hansebild entwarf und die Hanse als Wegbereiterin des Lebensraums im Osten verstand. Als nach 1945 die Hanseforschung nach einer „Orientierungsphase“ (371) wieder Tritt fasste, geschah dies auf der Grundlage eines neuen Hansebildes, in dessen Mittelpunkt nun die europäische Dimension der hansischen Geschichte stand. Diesem Abschnitt der Geschichte des HGV gilt das besondere Interesse der Vf.in, wobei sie sich nicht nur auf die Akten des Vereinsarchivs, sondern auch auf die persönlichen Erinnerungen von Eckhard Müller-Mertens (2011) und Hugo Weezerka (2016) stützen kann. Die Ausführungen ergeben, dass sich die Wiederaufnahme der Vereinsarbeit, abgesehen von den finanziellen Problemen, angesichts der deutschen Teilung vor große Schwierigkeiten gestellt sah. Sie führten dazu, dass es 1955 in der DDR – auf Initiative H. Sproembergs, die von manchen Vorstandsmitgliedern des HGV allerdings mit Skepsis begleitet wurde – zur Gründung der HAG als Arbeitsgemeinschaft des HGV kam, die aber von Anfang an der Kontrolle durch die zuständigen staatlichen Organe der DDR unterlag. So verlief die Zusammenarbeit, auch angesichts der politischen Entwicklungen in der DDR seit den frühen 1960er Jahren, nicht immer reibungslos, zumal sich der HGV mit Vorgaben und Forderungen konfrontiert sah, unter ihnen die nach einer institutionalisierten Internationalität der Hanseforschung, deren Erfüllung die Existenz des Vereins infrage gestellt hätte, die Pflege internationaler Kontakte überdies seit jeher zu den Selbstverständlichkeiten der Vereinsarbeit gehörte; 1970 kam es deshalb zum Bruch. Fortan gingen die HAG und der HGV bis zur deutschen Wiedervereinigung ihre jeweils eigenen Wege. Diese Vorgänge werden von der Vf.in eingehend beschrieben und analysiert, soweit die Quellen dies zulassen. Da es sich bei den Protokollen der Vorstandssitzungen des HGV oft nur um knappe Ergebnisprotokolle handelt, lässt sich der Verlauf der Diskussionen in vielen Fällen nur bedingt rekonstruieren. – Weitere thematische Schwerpunkte sind die Mitgliederstruktur des Vereins, seine Veröffentlichungen, die Zusammensetzung des Vorstands und der bestimmende Einfluss zunächst der Waitz-, dann der Schäfer- und nach dem Krieg der Rörig-Schüler. Ob die „Netzwerkbildungen“ auch durch die Mitgliedschaft in bestimmten studentischen Verbindungen beeinflusst worden sind, muss Vf.in mit Blick auf die von ihr benutzten Quellen offenlassen. Grundsätzlich aber zeigt sich, dass die personellen Verflechtungen in der Geschichte des HGV wichtiger waren als institutionelle Verbindungen. – Ein längeres Kapitel widmet sie den Wandlungen des Hansebildes, das von Vorstandsmitgliedern des HGV in der 150-jährigen Vereinsgeschichte erarbeitet bzw. tradiert worden ist, und wertet dabei auch weniger beachtete Gesamtdarstellungen aus. Es geht um die Wahrnehmung der Hanse als politisches Bündnis resp. wirtschaftliche Zweckgemeinschaft,

um das Nacheinander einer frühen Kaufmanns- und der „eigentlichen“ Städtehanse oder um den städtebündischen Charakter der Hanse, der die Vorstellung einer nur lose verfassten Interessengemeinschaft gegenübersteht. Des Weiteren geht es um die Führungsrolle Lübecks, die verschiedenen Gründe, die für den Niedergang der Hanse geltend gemacht worden sind, den „hansischen“ Kaufmann als Träger des hansischen Handels im Ausland, als Mitglied der patrizischen Führungsschicht in seiner Heimatstadt und als profitorientierten, kapitalistischen Unternehmer; es geht um die Bedeutung der Kogge, den Typus der Hansestadt (der sich freilich kaum bestimmen lässt, weil die herangezogenen Kriterien, selbst die der marxistischen Hanseforschung, auch auf Nicht-Hansestädte zutreffen), und schließlich um die Definitionen des hansischen Raumes (in engem Zusammenhang mit der wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung des Ostseeraums und den zugrunde liegenden politisch-ideologischen Prämissen). – Insgesamt hat Vf.in eine umfassende und aspektreiche Darstellung der 150-jährigen Tätigkeit des HGV vorgelegt, mit berechtigten Korrekturen an den eher nachsichtigen Ausführungen v. Brandts bezüglich der NS-Vergangenheit des Vereins und einem deutlichen Schwerpunkt auf der Entwicklung nach 1945. Man wird nicht allen Einschätzungen und Schlussfolgerungen der Vf.in zustimmen müssen: So muss man es nicht, um nur zwei Beispiele zu nennen, als Abkehr von der wiss. Quellenforschung verstehen (224), wenn D. Schäfer, nachdem er fast 40 Jahre seines Arbeitslebens der Edition von insgesamt neun (!) Bänden der Hanserezepte gewidmet hatte (ohne dass ihm die technischen Hilfsmittel zur Verfügung gestanden hätten, die heute selbstverständlich sind), in der Auswertung des bereitgestellten Quellenmaterials eine neue Aufgabe sah. Und wenn die Feststellung Koppmanns von 1870, dass „Privilegien von bloßem Handelsinteresse, Zollrollen u. dgl.“ (290) in die Sammlung der Hanserezepte nicht aufgenommen worden seien, als Beleg für die einseitig politisch orientierte Hanseforschung jener Zeit gewertet wird, dann genügt schon ein flüchtiger Blick in den ersten Band des HUB (1876), dass auch wirtschaftsgeschichtlich bedeutsame Quellen im forscherschen Bewusstsein der Zeitgenossen ihren Platz hatten. Gelegentlich mag man auch eine gründlichere Beschäftigung mit einzelnen Fragen vermissen – etwa beim Umgang des HGV mit dem „Arierparagrafen“ nach 1933 oder bei den Ausführungen über die HGBl.; zu wissen, wer mit welchem Thema, wann in die Vereinszeitschrift Eingang fand, wäre zweifellos hilfreich, um die Entwicklung der auf diesem Wege durch den HGV vermittelten Hansebilder detaillierter zu verfolgen. Zu fragen bleibt schließlich auch, ob es eine glückliche Entscheidung war, diese Hansebilder stichwortbezogen zu untersuchen; das Vorgehen führt zu vielen Überschneidungen und Wiederholungen, die der Lektüre des Buches eher abträglich sind. Dennoch wird man anerkennen müssen, dass Vf.in eine

Studie vorgelegt hat, die trotz mancher Schwächen für lange Zeit die maßgebliche Grundlage für die Beschäftigung mit der Geschichte des HGV bleiben wird.
V. H.

Eberhard Isenmann geht in einem Überblicksartikel der Verbindung von *Stadt und Handel im Spätmittelalter und zu Beginn der frühen Neuzeit* (Annales Mercaturae 5, 2019, 7–89) nach und beleuchtet dabei anhand zahlreicher Beispiele vornehmlich aus deutschen Städten wirtschaftliche, soziale, rechtliche, kulturelle und wirtschaftsethische Aspekte des Themas. Eckpunkte bilden dabei Überlegungen zu Markt und Marktgeschehen in ihrer konkret-physischen wie auch abstrakten Ausformung, zu den Kaufleuten als Trägern und Akteuren des Marktes und den institutionell-organisatorischen Rahmenbedingungen der städtischen Ordnungspolitik, flankiert von grundlegenden Fragen zum Informationsspektrum handelsgeschichtlicher Zeugnisse (26–33). Dabei findet auch der hansische Handel häufig Erwähnung, entweder in allgemeinen Hinweisen auf hansische Handelspraktiken und Gesellschaftsbildungen (18–19, 49) oder aber in zahlreichen Beispielen aus Hansestädten wie Köln (z. B. 38–40, 58–59) oder Lübeck (z. B. 45, 53, 61), die im Vergleich mit ober- und süddeutschen Städten betrachtet werden. Dem Beitrag wird eine monografische Aufarbeitung des Themas folgen, die weitere Einblicke sowohl in allgemein stadtdenkmälerische als auch hansegeschichtliche Aspekte des Themas verspricht.
S. N.

Ol'ga Konstantinovna Pavlova, *Die Organisation des mittelalterlichen Handels am Beispiel des hansischen Handelsbündnisses* (Organizacija srednevekovoj trgovli na primere ganzejskogo trgovogo sojuza, in: *Meždunarodneje otnošenija i dialog kul'tur* 5, 2016, St. Petersburg 2017, 92–106.) – Der Aufsatz bietet einen knappen Überblick der Hansegeschichte aus institutionengeschichtlicher Perspektive. Trotz mancher Ungenauigkeit vermittelt der Abriss einige zutreffende Einblicke in die Entstehung, den Charakter sowie die Teilnehmerstruktur der Hanse. Mit Verweis auf Ahasver von Brandt wird diese als eine aufgrund der gemeinsamen (Handels-) Interessen entstandene Rechtsgemeinschaft der Kaufleute und der Städte im Außenhandel definiert. Folglich sind für den Verfasser dieser Anzeige weniger die Inhaltsangaben an sich wichtig, sondern vielmehr ist der Aufschluss darüber bemerkenswert, wie die Hanseforschung in Russland von Fachfremden rezipiert wird. Maßgeblich sind englischsprachige Publikationen (vgl. entsprechende Verweise auf Ph. Dollinger und R. Postel); ein aktuelles Standardwerk zur Geschichte der Hanse auf Russisch wird vermisst, *teutonica non leguntur*.
Iwan Iwanov

Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern (1314–1347). Nach Archiven und Bibliotheken geordnet. Heft 11: Die Urkunden aus den Archiven und Bibliotheken Berlins, Brandenburgs, Mecklenburg-Vorpommerns, Sachsens, Sachsen-Anhalts, Thüringens, bearb. von Doris Bulach (Köln-Weimar-Wien 2018, Böhlau Verlag, 418 S.). – Aus 43 Archiven, Bibliotheken und Museen zwischen Altenburg und Zwickau stammt das hier ausgebreitete Material, das die vielfältigen Kontakte Ludwigs IV. in den Nordosten und Norden seines Reiches belegt. Nahezu die zehnfache Anzahl an Häusern wurde vorab von der Bearb.in kontaktiert, um sicherzustellen, dass das erhaltene Material vollständig erfasst werden konnte. In der *Einleitung* (VII–XXXV) schwingt denn auch berechtigter Stolz mit, dass 29 % der aufgefundenen Urkunden bisher nicht in den, seit der Mitte des 19. Jh.s erschienenen Standardwerken bekannt waren. Zuvor werden die Überlieferungsorte, die Überlieferungslage und die Aufarbeitung der Bestände knapp und knize dargestellt. Bearb.in kann feststellen, dass 17 % aller ausgewerteten Urkunden Belehnungen, 14 % Schiedssprüche und Streitregelungen, 13 % Verpfändungen, 8 % Zahlungsfeststellungen und -regelungen, 7 % allgemeine Privilegierungen, je 4 % Aufforderungen zu Gehorsam und Huldigungen, Bevollmächtigungen anderer Personen zu Geld- oder Güterregelungen, Übertragungen, Schenkungen oder deren Bestätigung, je 3 % Privilegien mit Übertragung von Gütern und Rechten sowie Gerichtsstandsregelungen und je 2 % Stadt- und Markrechtsverleihungen, Steuerbefreiungen und Regelung von Abgaben, Verträge, Bündnisse und Verbote solcher sowie Amtseinsetzungen und deren Regelungen sind. Bearb.in konstatiert, dass 60 % der Empfänger der Urkunden dem Adel, hier vor allem dem Hochadel angehörten, 11 % an Reichsstädte, hier vor allem an Mühlhausen und Nordhausen, 7 % an andere Städte, 5 % an den Deutschen Orden bzw. Ordenshäuser in Mühlhausen und Plauen, 4 % an Klöster und Stifte und weitere 2,5 % an Bischöfe ausgestellt wurden. Es folgen in der Einleitung diplomatische Bemerkungen zu äußeren und inneren Merkmalen der Urkunden sowie zur Kanzlei, in der sie ausgestellt wurden.

Die 515 Regesten von Urkunden sind durch hervorragende Register erschlossen (Empfängergruppen, die nach Adel, Dienstleuten/Untertanen, Geistlichkeit und Städten geordnet sind, eine namentliche Aufschlüsselung der Empfänger sowie ein Nachweis aller Personen und Orte) und bieten somit den schnellen Zugriff auf das reichhaltige Material, das auch für die Hansegeschichte viel Interessantes bietet. So überträgt König Ludwig dem Grafen Berthold VII. von Henneberg-Schleusingen am 20.04.1325 in Regensburg die Reichssteuern von 600 Pfund Lübecker Pfennigen, die Lübeck an ihn zu zahlen hatte auf Lebenszeit (127). Am 18.10.1325 bestätigt er in Nürnberg den Bürgern von Stendal auf ewige Zeiten den dortigen Zoll, den sie von

den früheren Markgrafen von Brandenburg gekauft haben (131). Vor dem 13.03.1327 belehnt der König Berthold VII. von Henneberg-Schleusingen mit dem Land Rügen sowie mit allen Rechten und Nutzungen dort (141). Falls das Fürstentum nicht an ihn und seine Erben gelangen sollte, verspricht er, sie mit einem gleichwertigen Fürstentum zu belehnen oder sie in den Fürstenstand zu erheben und sie mit 20.000 Mark Silber zu entschädigen (142). Am 11.08.1327 schreibt er auf dem Feld bei Mailand an die Räte von Lübeck, Mühlhausen, Nordhausen, Goslar und Dortmund, um bewaffnete und finanzielle Hilfe und bevollmächtigt den Grafen Berthold, diese einzuwerben (153). Am 17.03.1329 spricht er die Bürger von Magdeburg von der Mordanklage gegen Erzbischof Burchard von Magdeburg frei und bezeichnet diesen als „Ursupator und Räuber“ (186, 210), beweist aber vor dem 01.07.1329, dass er auch anders kann, wenn er „benachbarten Baronen und deren Verbündeten“ gestattet, die Städte Mühlhausen und Nordhausen anzugreifen, da diese seinem Schwiegersohn Markgraf Friedrich II. von Meißen ungehorsam waren (200 f.). Erst am 28.03.1334 erklärt er die erfolgte Versöhnung mit Mühlhausen und verbietet die weitere Schädigung der Stadt (308). Am 16.03.1334 eilt er den Bewohnern von Berlin und Cölln zur Hilfe, die seit Längerem unter dem Interdikt stehen und weist den Bischof von Brandenburg an, den Streit zwischen den Städten und Pfarrer Heinrich in Eberswalde zu vergleichen. Falls der Pfarrer auf den Vergleich nicht eingehen sollte, soll ein anderer Pfarrer eingesetzt werden. Am 22.07.1338 bestätigt Kaiser Ludwig seinen Schutz für den Deutschen Orden gegen alle Angriffe Kasimirs III. von Polen und des Erzbischofs Janislaw I. von Gnesen und erklärt die Anklagen gegen den Orden für unrechtmäßig (399), am 14.08.1338 entbindet er in Frankfurt am Main die Herzöge von Pommern von ihrem Treueeid gegenüber den Markgrafen von Brandenburg und unterstellt sie direkt dem Reich (402). Am 09.03.1339 verspricht er dem Deutschen Orden seine Hilfe bei der Erwerbung Estlands und fordert den Orden auf, Estland nur an König Waldemar IV. von Dänemark, Markgraf Ludwig von Brandenburg oder deren Boten auszuliefern, da das Land seinem Sohn Ludwig als Mitgift verschrieben worden sei (411). Er regelt zudem Streitigkeiten um die Schule in Mühlhausen zwischen Bürgermeister und Gemeinde der Stadt mit Komtur und Brüdern des Deutschen Ordens in Mühlhausen und zieht sie vor sein Gericht (416–418, 434), vergleicht die Stadt Erfurt und den Erzbischof von Mainz miteinander (433), fordert die Bürger von Stendal auf, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg in seinem Streit mit dem Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg beizustehen (474) und verspricht, alle Vereinbarungen und Verhandlungen seines Sohnes, des Markgrafen von Brandenburg, mit den Räten der Städte Stendal, Alt- und Neustadt Salzwedel, Tangermünde, Seehausen, Osterburg und Werben einzuhalten und für alle Forderungen an seinen Sohn zu haften (478). Dies

ist nur ein kleiner Ausschnitt von Urkunden, die Hansestädte betreffen, der aber gut die Bandbreite des königlichen bzw. kaiserlichen Handels aufzeigt.

Wie gründlich diese Regesten-Sammlung ist, zeigen Stücke wie die auf vor 17.01.1328 datierte Nr. 164 mit dem knappen Eintrag: „Kg. Ludwig urkundet in unbekannter Angelegenheit“. In der Anmerkung erfährt man, dass der Text der Urkunde getilgt und das Pergament für Nr. 72 verwendet wurde, in der der König Bürgern und Einwohnern der Altstadt Brandenburg auf ihre Bitten gestattet, zwei bis drei Juden „zum Nutzen der Altstadt“ aufzunehmen und hier für immer unter ihrem Schutz wohnen zu lassen. Diese überlieferte Urkunde wird als Fälschung entlarvt, der neue Text wurde auf das mit dem echten Siegel beschriebene Pergament gesetzt.

Heft 11 dieser Regestensammlung hält das gewohnt hohe Niveau des von der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur unterstützten Vorhabens der *Regesta Imperii* und bietet der Hanseforschung einen schnellen, zuverlässigen Zugriff auf das Material, das die Beziehungen zwischen Kaiser und Hansestädten kennzeichnet.

N. J.

Kim Siebenhüner, John Jordan und Gabi Schopf, *Cotton in Context. Manufacturing, Marketing, and Consuming Textiles in the German-speaking World (1500–1900)* (Ding, Materialität, Geschichte 4, Wien-Köln-Weimar 2019, Böhlau Verlag, 424 S., 75 s/w- und Farbabb., 3 Karten). – Textilien sind ein zentraler Sektor für die europäische und globale Wirtschaftsentwicklung. Dabei haben bestimmte Erzeugnisse eine besondere Prägekraft für den Sektor und darüber hinaus auf Wirtschaftsstrukturen. Jahrhundertlang prägte die flandrische bzw. nordwesteuropäische Wolltuchherstellung (nord-)europäische Fernhandelssysteme; einzelne Zentren wie etwa St. Gallen für Leinwand zeichneten sich dabei durch eine große und anhaltende Reichweite aus. In der Frühen Neuzeit eroberten bedruckte indische Baumwollstoffe Europas Märkte, sie stehen dabei stellvertretend für frühneuzeitliche Globalisierungsprozesse.

Nicht nur Handel, sondern auch Transfer des Produktionswissens machen diese „Indiennes“ (Schweizer Terminologie für eine breite Palette an bedruckten v. a. Baumwollstoffen, 20–22) zu einem spannenden Kapitel der frühneuzeitlichen Konsum- und Wirtschaftsgeschichte. Erst im vergangenen Jahr hat sich das Schweizer Nationalmuseum mit der Ausstellung „Indiennes, Stoff für tausend Geschichten“ diesem Produkt gewidmet, das nicht unwesentlich über Schweizer Unternehmen die europäische Nachfrage bediente. Nun liegt mit dem hier besprochenen Sammelband eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Thema vor, das weit über die Textilgeschichte hinaus für die Global- und Wirtschaftsgeschichte, die Erforschung materiel-ler Kultur- und Konsumgeschichte und nicht zuletzt auch für (wirtschafts-)politische Fragestellungen von Bedeutung ist.

Zielsetzung des Tagungsbandes mit insgesamt 16 Artikeln und der dahinterstehenden breiteren Schweizer Forschungsinitiative ist ein „remapping of the field“ durch Erforschung der deutschsprachigen Gebiete. Im Fokus steht eine Beschäftigung mit der seit dem 17. Jh. bedeutenden Schweizer Baumwollindustrie, die zu Europas führenden Herstellern aufsteigen sollte. Globale Verbindungen sollen hier nicht zuletzt auch über textile Objekte erforscht werden (objects as sources, 14–16). Eine Beschäftigung mit materieller Kultur verlangt nach reicher Bebilderung, und dem wird hier auch mit zahlreichen Farbabb. Genüge getan.

Der Band überzeugt durch seine einerseits umfassende und andererseits detailreiche Auseinandersetzung mit den „Indiennes“. Eingangs werden Hintergründe und Forschungsstand seit dem 19. Jh. eingeführt, dann v. a. auf globale Verflechtungen der Schweizer Industrie eingegangen. Das zweite Kapitel (John Styles) befasst sich allgemein mit Entwicklungen der Textilgeschichte, charakterisiert in der Frühen Neuzeit durch Innovation und Diversifikation mit gleichzeitiger Spezialisierung im Bereich der Technologien, der Mode und des Marketings. Die „Indiennes“ sind dabei als Teil eines Trends zu einem breiten Spektrum an leichteren und günstigeren Textilien zu verstehen, in einer Zeit zunehmend wachsenden Angebots und wechselnder Muster und Farben seit dem 16. Jh. Der derart geschaffene wirtschaftshistorische Rahmen wird ergänzt durch einen Beitrag zur auch in Europa adaptierten und mechanisierten Drucktechnik der „Indiennes“ und der Entwicklung indischer Produktionszentren bis ins 20. Jh. (Eiluned Edwards).

Vor diesem Hintergrund bewegen sich die nachfolgenden Fallstudien, unterteilt in die Abschnitte Produktion, Marketing/Produktinnovation und Konsum. Zeitlich umfassen die Artikel das 16.–19. Jh., mit einer Fokussierung auf das 18. Jh., in dem die Stoffe durch alle Schichten populär geworden waren. Dabei werden vor allem die Produktionszentren in der Schweiz, weiter Augsburg und Berlin behandelt. Zur europäischen Adaption der „Indiennes“-Produktion wird die Firma Schöppler & Hartmann in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s vorgestellt, mit der Augsburg zum führenden Produktionszentrum der Region wurde (Karl Borromäus Murr/Michaela Breil). Vff. können herausarbeiten, wie das Absatz-Netzwerk bzw. der Kundenstamm der Firma und die Reputation der Produkte über die Region hinaus aufgebaut wurde (über Gegenhandel von Händlern, Einsatz von Rundbriefen und Musterbüchern, Partnerschaften mit Rohstofflieferanten). Weiter geht es um die Etablierung von Baumwoll-Textildruck an Schweizer Beispielen, so in der östlichen Schweiz um 1800 (Ernest Menolfi). Hier waren für den Aufbau der Textildruckereien bereits bestehende Infrastruktur und erfahrene Arbeitskräfte von zentraler Bedeutung; eine wichtige Rolle spielten zudem politische Autoritäten und Interessengruppen. Weiter wird das Wissen um den Wissenstransfer im Baumwolldruck in der Schweiz im 18. Jh. an Baseler Beispielen in den Blick

genommen (Kim Siebenhüner/Claudia Ravazzolo). Diskutiert wird zum einen der Lernprozess der fremden Kulturtechnik des Baumwolldrucks. Der Technologietransfer, durch den der Baumwolldruck bis um 1800 eine ‚offene Technik‘ wurde, erfolgte über Migration von Fachkräften, aber auch durch europäische und indische Manuale und den Handel mit Rezepten. Zum anderen werden als konkrete Produktgruppe Schürzen als populäre Kleidungsstücke der Zeit untersucht. Die chemische Analyse weist dabei auf einen nicht durch Quellen dokumentierten Wissenstransfer von Europa nach Indien in der Herstellung der ‚Indiennes‘ hin. Neben Baumwollstoffen wird auch das Färben von Wollstoffen im Berlin des 18. Jh.s als Zeugnis für die zunehmende Globalisierung in der preußischen Textilherstellung beleuchtet (Jutta Wimmeler). Auch hier wurden neben ‚einheimischen‘ Färbstoffen vermehrt asiatische, amerikanische und afrikanische Färbemittel eingesetzt, die nur durch den Ausbau von Handelsbeziehungen Preußens regelmäßig bereitgestellt werden konnten.

Die Auseinandersetzungen mit Marketing und Produktinnovation im zweiten Teil setzen bereits im 16. und 17. Jh. an, mit einer Fallstudie zur portugiesischen Produktentwicklung für den Absatz nach Europa, am Beispiel der Produktgruppe der ‚colchas‘ (Barbara Karl). Hier folgte einem Export bengalischer Produkte eine Anpassung an europäische Nachfrage/Symbolsprache und eine Ausdifferenzierung des Angebots für diesen Markt. Auch in diesem Abschnitt wird die Schweiz prominent behandelt, mit einem Beitrag zum Versand von Warenproben/Mustern als wichtiges Mittel kaufmännischer Kommunikation bzw. des Marketings zur Etablierung von Produktreputation (Gabi Schopf). Weiterhin werden die Etablierung Schweizer Seidenstoffe in New York (Alexis Scharzenbach) und die Schweizer Stickerei-Industrie im 19. und bis ins 20. Jh. (Eric Häusler) behandelt. Im Welthandel mit Seide waren dabei wettbewerbsfähige Preise und die Anpassung an den Geschmack der Kundschaft entscheidend. Auch die weitreichende Bekanntheit der Schweizer Stickerei soll vor allem Strategien zu verdanken sein, die als Vorformen modernen Marketings gelten können, durch erfolgreiche Kundenorientierung in Produktdesign und enge Kundenkontakte, eine gute Verbindung von Produktion und regionaler Nachfrage und Warenpräsentationen bei internationalen Warenausstellungen als unternehmerische Strategien.

Im dritten Teil des Bandes geht es schließlich um die Nachfrage, mit den Absatzmärkten Dänemark (17. und 18. Jh.), in Westpreußen im 18. Jh., Wien um 1800 und nicht zuletzt mit Bern Ende des 17. bis Ende des 18. Jh.s auch ein frühneuzeitliches Schweizer Beispiel. Der dänische Handel mit indischen Baumwollstoffen wird dabei aus dänischem Archivmaterial heraus quantitativ untersucht und zeigt im europäischen Vergleich eine hohe Stückzahl pro Kopf bei den Importen und einen starken Re-Export nach Europa (Vibe Maria Martens).

Die Analyse des Absatzes in Westpreußen anhand des „Duisburger Intelligenz-Zettels“ zeigt eine breite Nachfrage in Stadt und Land für Alltagskleidung – hier waren die „Indiennes“ als Massenprodukt etabliert (Ilsa Fleischmann-Heck). Der Konsum in Wien und Bern wird anhand von Inventaren (Nachlass, Bankrott) quantitativ untersucht, die eine berechtere Quelle zur materiellen Kultur darstellen und Einblicke in den Verbrauch von Baumwollstoffen und anderen Textilien als Haushaltstextilien und Bekleidungsstücken geben (Aris Kafantogias/John Jordan).

Die längere Zeitachse des Bandes wie auch einzelner Beiträge zeigt, wie anhaltend eine spezifische Produktgruppe wie Baumwollstoffe globale Marktverflechtungen prägte. Grundlagen der Beiträge sind vor allem Schriftquellen wie Inventare, Briefe, Firmen-Journale, Manuale/Handbücher und teilweise auch Privatdokumente wie Tagebücher, weiter Musterbücher/Textilien, wobei Stoffe, Kleidungsstücke und Stoffproben gewinnbringend in die Forschungen zu „Indiennes“ als globale Konsumgüter eingebracht werden. Hervorgehoben werden durch die Autor:innen die regionalen Netzwerke für die Bereitstellung von Produktionsmitteln und Rohstoffen globaler Herkunft, allerdings auch europäische Reichweiten im Einkauf etwa von Färbstoffen, mit Amsterdam und Hamburg als überregionale Einkaufsmärkte. Außerdem besteht eine Konstante in der oftmals bereits vor Ort bestehenden Expertise einer fernhandelsorientierten Textilherstellung, etwa in der Leinwandherstellung. Durch wechselseitigen Kulturtransfer vor allem im Bereich des Textildrucks verändert sich die Herstellung von Textilien in Europa, aber auch in Indien. Eine Globalisierung v. a. der Märkte für Färbemittel betrifft dabei nicht nur die „Indiennes“-Herstellung, sondern umfassend die Textilherstellung der Zeit. Bereitgestellt wurden vielseitige und kundenorientierte Produkte, wobei die Stoffe intensiv vermarktet wurden, etwa durch den Einsatz von Musterbüchern, die heute Einblicke erlauben in die enorme Vielfalt der angebotenen Stoffe. Ein lesenswerter und anschlussfähiger Band für Textil-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturhistoriker:innen. *Angela Huang*

Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. Der Reichstag zu Regensburg 1541 (bearb. von Albrecht P. Luttenberger, für den Druck vorbereitet von Christiane Neerfeld, Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe XI, 4 Teilbde., hg. von Eike Wolgast i. A. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin-Boston 2018, de Gruyter, 3.777 S.). – In 962 Nummern auf 3.678 Seiten werden hier in beeindruckender wissenschaftlicher Qualität die zwischen der Ausschreibung des Reichstags durch Karl V. am 14. September 1540 und dem Schreiben des Kaisers an Königin Maria der Niederlande vom 23. September 1541 überlieferten Papiere des Regensburger Reichstages des Jahres 1541 dargebracht. Hervorragend aufbereitet durch ein aussagekräftiges Inhaltsverzeichnis und umfangreiche

Register, die zuverlässig die Personen- und Ortsnamen filtern, erschließt sich ein immenser Quellenreichtum, zu dem 72 Archive unterschiedlicher Größe zugearbeitet haben.

Eike Wolgast erinnert einleitend kurz an die großen Themen des Reichstags: Einigung in Religionsfragen und Abwehr der Türken. Auch wenn zahlreiche andere Themen besprochen wurden, waren diese beiden doch die Dominierenden, weil sie das Reich elementar betrafen und seinen Zusammenhalt bedrohten. Luttenberger leitet dann in die Edition ein, indem er zunächst Bearbeitungsgrundsätze und den Bandaufbau vorstellt, dann auf Richtlinien und Regeln der Quellendarbietung eingeht und schließlich die sehr gute Aktenlage kennzeichnet. Besonders hervorzuheben ist die nachfolgende, sehr kundige Einschätzung der Jahre zwischen den Regensburger Reichstagen von 1532 und 1541, in denen Bearb. die Genese der Probleme, die 1541 verhandelt wurden, treffend analysiert. Naturgemäß nimmt der Religionskonflikt dabei die bestimmende Rolle ein, dessen Haupt- und Nebenlinien Bearb. meisterlich skizziert, bevor er auf weiteren zehn Seiten die Verhandlungen auf dem Reichstag knapp vorstellt.

Für die Hanseforschung ist eine Quellensammlung wie diese hochinteressant, weil die Hanserezepte bekanntlich nur bis 1537 erschlossen sind, die Inventare der wichtigsten Hansestädte bisher nur von Köln und Danzig im Druck vorliegen, das Interesse beider Editionen nicht auf das Verhältnis zu Kaiser und Reich gerichtet war und die Entscheidung, was als hansisch zu betrachten war, angesichts der Materialfülle sehr eng gesehen wurde. Abhilfe ist bisher noch in einiger Ferne.

Freuen wir uns umso mehr auf einige Lesefrüchte, die hier nur den Appetit anregen sollen. In Teil 1 findet sich u. a. der Abschied des Schmalkaldischen Bundes von seinem Naumburger Treffen am 16.01.1541, in dem es vor allem um die Auseinandersetzungen um die Städte Braunschweig und Goslar ging (Nr. 7). Zu diesen Fragen werden zahlreiche weitere Stücke aus den Verhandlungen auf verschiedenen Ebenen vor allem in den Teilen 2 und 4 (Abschied der Reichsstädte, Nr. 959) geliefert. Abgedruckt ist auch das Mandat Kaiser Karls V. über die Suspendierung der anhängigen Religionssachen am Reichskammergericht und der Achtexekution gegen Goslar und Minden vom 28.01.1541 (Nr. 14). Aus den zahlreichen Dokumenten zum Religionsstreit ist von besonderem hansischen Interesse die Erklärung des Hamburger Gesandten Hermann Rover vom 27.06.1541. Da die Reichsstandschaft der Elbmetropole umstritten war, hatte Rover bereits die Heimreise angetreten, seine Stellungnahme aber vorher eingereicht, in der er vor allem zur Aufrechterhaltung des Friedens im Reich mahnte (Nr. 118). Zu der Frage eines dauerhaften Religionsfriedens sind vor allem in Teil 2 zahlreiche Stücke versammelt. Diese vermitteln mit der Eingabe der ungarischen Stände und den Beratungen über „beharrliche“

und „eilende“ Türkenhilfe auch sehr eindrucksvoll den Rahmen, vor dem der Reichstag abgehalten wurde – „der greßlich turck“ bedrohte die Südgrenze des Reiches – die Stände waren also zum Kompromiss gezwungen. Dabei bedienten sie sich u. a. auch der sehr tatkräftigen Vermittlung des Erzbischofs von Lund.

Hansisch relevant sind auch die Auseinandersetzungen um die Reichsstandtschaft der Stadt Mühlhausen in Thüringen (Nr. 291–296), um die Suspension der Reichsacht gegen Herzog Albrecht von Preußen mit Stellungnahmen polnischer Gesandter und derer des Deutschmeisters (Nr. 303–328), die Diskussionen um das Reichskammergericht (Nr. 329–334), Bitten um die Ermäßigung der Anschläge zur Reichssteuer (u. a. Pommern-Stettin), die Auseinandersetzungen Kölns mit dem Kölner Klerus wegen Akzise auf Brot, Wein und Bier sowie um den Weinausschank (Nr. 360, 583, 730, 810, 838), der Bericht über die Belehnung Herzog Philipps I. von Pommern-Wolgast (Nr. 397), die Korrespondenz von Bürgermeister und Rat Goslars an die Gesandten der Reichsstädte (Nr. 445) und ihrer Bremer Kollegen an den Kaiser (Nr. 560). Es findet sich auch ein Schreiben Karls V. an Lübeck vom 29.06.1541, in dem der Kaiser Bürgermeister und Rat ermahnt, alle Neuerungen im Stadregiment, die noch aus den innerstädtischen Kämpfen im Zusammenhang mit der Grafenfehde rührten, umgehend abzustellen (Nr. 802). Dies ist die einzige, wenn auch inhaltlich bedeutsame, direkt nachweisbare Einflussnahme des Kaisers auf eine Hansestadt auf diesem Reichstag.

Die monumentale Edition der Reichstagspapiere bestätigt also das Bild, das die Forschung bisher vom Verhältnis zwischen Hanse und Reich gezeigt hat: Zu dieser Zeit gab es kaum Bezugspunkte, der Kaiser und seine Gremien konnten und mussten sich kaum um die Privilegien der Hanse kümmern. Wir wissen mittlerweile, dass die Hanse dafür andere Kanäle als den Reichstag hatte und diese nutzte.

Hier muss auch der Platz sein für ein sehr anerkennendes Wort für den hauptsächlichen Bearb. des Bandes Albrecht Luttenberger, der seit 1978 mit Unterbrechungen an Sammlung, Transkription, Edition und wissenschaftlichen Verweisen gearbeitet hat und dessen Könnerschaft es mit der Hilfe von Christiane Neerfeld u. a. zu verdanken ist, dass die Forschung hier ein zuverlässiges Hilfsmittel auf der Höhe der Zeit in die Hand bekommt. Nun muss sie es nur noch mit Gewinn nutzen. N. J.

Peter Bühner, *Die Freien und Reichsstädte des Heiligen Römischen Reiches. Kleines Repertorium* (Schriftenreihe der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung 38, Petersberg 2019, Michael Imhof Verlag, 623 S., zahlr. Abb.). – Mit seinem Repertorium schließt Vf. eine immer wieder beklagte Lücke. Ähnlich wie bei den Hansestädten ist nie abschließend geklärt worden, wer denn nun

eine Reichsstadt war, für welche Zeiträume dies zutraf, mit welchen Rechten und Pflichten dies einherging u. v. a. m. Vf. stellt einleitend den Unterschied zwischen Freier (Bischöfsstädte mit weitgehender Autonomie) und Reichsstadt (im unmittelbaren Besitz des Reiches unter direkter Herrschaft des Königs bzw. Kaisers) im Mittelalter fest (10). Erst am Ende des Mittelalters (ab ca. 1422) entstanden die Freien und Reichsstädte. Vf. unterscheidet sehr genau zwischen der Qualität der einzelnen Städte zu unterschiedlichen Zeiten und unter sich verändernden Rahmenbedingungen und analysiert die verschiedenen Strategien einzelner Städte, zur Freien Stadt aufzusteigen. So war Magdeburg bereit, die vom Reichstag 1481 verlangte Türkensteuer zu bezahlen, gab also in Vorleistung etwas, um im Gegenzug weitaus mehr zu erhalten und dieses bis 1666 zu verteidigen. Andere Städte wie Erfurt lehnten hingegen die Zahlung von Reichssteuern ab, nahmen aber mehrfach dennoch an Reichstagen teil. So zeigt Vf. an zahlreichen interessanten Beispielen der Reichsstädte die komplizierte Konstruktion und Vielfalt des Alten Reiches auf und verfolgt sie bis ans Ende dieses Staatesgebildes, als die meisten Reichsstädte durch Napoleon mediatisiert wurden. Er folgt der Geschichte von 148 ehemaligen Reichs- und Freien Städten, von denen heute 106 zur BRD, 21 zur Schweizerischen Eidgenossenschaft, 17 zu Frankreich, drei zu den Niederlanden, eine zu Österreich und eine zu Tschechien gehören.

Vf. gliedert die Artikel zu den Städten nach folgenden Kriterien: Kurzcharakteristik der Stadt und ihrer Geschichte, Ursprung der Reichsstandschaft (wobei er nach Götz Landwehr zwischen Städten auf Königsgut, Städten auf Kirchengut, Reichsvogteistädten und Freien Städten sowie den von ihm zusätzlich eingeführten Kategorien der Städte mit selbst erworbener Reichsunmittelbarkeit und Städten im vorderösterreichischen Raum unterscheidet), Mediatisierung, politisch-administrative Zugehörigkeit nach Mediatisierung, aktueller administrativer Status und Einwohnerzahl, Angaben in Standardliteratur, weiterführende Literatur, bauliches Erbe der reichsstädtischen Ära, Stadtwappen, Sitz im Reichsstädtekollegium, konfessioneller Status 1648 und Besitz eines reichsstädtischen Landgebietes.

Er beginnt seine Betrachtung mit den Mediatisierungen am Ende des Alten Reiches und stellt in dieser Kategorie auch die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, Dortmund, Goslar, Mühlhausen und Nordhausen vor, ohne sie als solche anzusprechen oder einen Bezug zum Städtebund herzustellen. Dann unternimmt er einen Ausflug in die Schweiz, kümmert sich im Kapitel *Mediatisierungen im Zuge der französischen Reunionspolitik* um Köln, im Kapitel *Mediatisierungen 1528–1666* um Magdeburg, Erfurt, Herford, Soest und Deventer, um sich im Abschnitt *Mediatisierungen im Spätmittelalter* Nimwegen und Duisburg zuzuwenden. Riga charakterisiert er als Sonderfall, da die Stadt nur zeitweise dem Reich angehört habe, in einer 9. Kategorie fasst

er schließlich „in der Literatur gelegentlich als vermeintliche Reichsstädte aufgeführte Städte, die diesen Status jedoch nicht hatten“ zusammen und nennt dabei noch einmal mehrere Hansestädte, ohne auf ihren Fall näher einzugehen: Aschersleben, Braunschweig, Danzig, Elbing, Greifswald, Göttingen, Halberstadt, Lemgo, Lüneburg, Paderborn, Quedlinburg, Rostock, Stralsund, Thorn, Warburg und Wismar. Diese Nennung kommt offenbar deshalb zustande, weil sie in den Reichsmatrikeln immer wieder veranschlagt wurden, aber nie die Rechte von Reichsstädten erlangen konnten.

Die zuverlässigen Informationen, die er für die einzelnen Städte gibt, sind auf dem aktuellen Stand der Wissenschaft, die benutzte Literatur ist breit und erprobt. Wie bei Handbüchern üblich, entfalten die einzelnen Artikel sowie das Gesamtwerk ihren Reiz durch die Möglichkeit des Vergleiches, denn sie eröffnen und erweitern unseren Blick über die Hansezeit hinaus.

Vf. legt ein ausgezeichnetes Handbuch vor, das man sich auch für die Hansengeschichte dringend wünschen würde. Wenn man sich einmal mit der Aktualisierung der Liste der Hansestädte von Dollinger herumgequält oder versucht hat, die hansische Qualität von Erfurt oder Quedlinburg einzuschätzen, weiß man, wie dringend ein solches Kompendium benötigt wird, das zuverlässig Kategorien und Qualität einzelner Städte diskutiert. Die Reichsstadtforschung hat der Hanseforschung hier ein Vorbild gegeben, wie man dieses Thema anpacken könnte, der Band von Bühner wird bestimmt vielfach mit Gewinn genutzt werden und gehört in jede gut geführte Seminarbibliothek. N. J.

Andreas Martin und Norbert Fischer (Hgg.), *Die Elbe. Über den Wandel eines Flusses vom Wiener Kongress (1815) bis zur Gegenwart* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 58/Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 53, Leipzig und Stade 2019, 678 S., zahlr., auch farbige Abb, Karten). – Auch wenn der Band schon vom Titel her deutlich nachhansisch einsetzt und eindeutige Schwerpunkte setzt, ist er vielfach für die Hanseforschung doch interessant. Verwiesen sei von den 29 Beiträgen hier zunächst auf den Aufsatz von Hansjörg Küster, *Die Elbe. Ein natur- und kulturhistorischer Überblick* (123–138), der sich auch als einführender Artikel geeignet hätte, stellt er doch u. a. das Werden des Flusses in der Eiszeit dar. Zudem diskutiert er die Frage, wo der Fluss endet, bei Cuxhaven (für den Betrachter einer Landkarte), bei Geesthacht (Grenze zwischen Fließ- und Tiedengewässer) oder bei Hamburg (Grenze der Binnen- und Ozeanschifffahrt) (134). Er erinnert daran, dass im Mittelalter die See- den Landwegen deutlich überlegen waren und Grund für die Ansiedlung von Menschen boten, aber auch, welche Bedeutung die Marschen für die Getreide- und Nahrungsmittelversorgung aufstrebender Städte wie Hamburg hatten, um das herum sich ein „geradezu perfektes regionales Handelsnetz“

herausbildete, aus dem die Stadt Milch und Milchprodukte (Wilhelmsburger Elbinseln), Eier und Geflügel (Winsener Elbmarsch), Salz (Lüneburg), Obst und Gemüse (Marschlande, Altes Land), Backsteine (Kehdingen), Getreide (Wilstermarsch), Gemüse (um Glückstadt), Raps (im Land Hadeln) oder Kohl (Dithmarschen) erhielt (136).

Aber auch Michal Plavec und Marek Ďurčanský, *Die Schifffahrt auf der böhmischen Mittelelbe im 19. und 20. Jahrhundert* (285–302), Antje Reichel, *Fähren an der Mittelelbe zwischen Lenzen und Tangermünde* (327–344), Ortwin Pelc, *Der Hamburger Hafen und die oberländische Schifffahrt* (345–376), Wolfram Dolz, *Die Veränderung der Flusslandschaft im Spiegel der Kartografie. Die sächsischen Kartenwerke der Elbe aus dem 19. Jahrhundert* (379–396) und Stefan Kunze, *Binnenschifffahrt auf der Elbe. Gütertransport mit Tradition und Zukunft* (497–508) bringen interessante hansische Aspekte, wenn sie einleitend in ihren Aufsätzen zurück in das Mittelalter gehen und u. a. Belege bringen für den Beginn der Schifffahrt auf der Elbe bei Melnik seit der 2. Hälfte des 13. Jh.s (auf der Untereibe stromabwärts v. a. Getreide, stromaufwärts Salz, auf der böhmischen Mittelelbe hingegen die Langholzflößerei, 285), den Einsatz von Fähren zwischen Lenzen und Tangermünde im 13. Jh. (327) mit einer sehr schönen Zusammenstellung der Nachweise für Elbfähren seit dem Mittelalter (342–344), die Entwicklung des oberländischen Schiffsverkehrs im Hamburger Hafen (346), Landeskartierungen in Sachsen im 16. Jh., die auf exakten Vermessungen beruhten (380) oder die Binnenschifffahrt, die sich bis auf Privilegien Ottos II. zurückführen lässt. Auf dieser Grundlage lassen sich die vielen interessanten und gut herausgearbeiteten Erkenntnisse zur Bedeutung und Nutzung der Elbe gut einordnen. N. J.

Vorhansische Zeit

Bearbeitet von *Felix Biermann*

Detektorarchäologie in Schleswig-Holstein. Zwei Fallstudien: Nils Wolpert, Der wikingerzeitliche Siedlungsplatz von Großenwiehe, Kr. Schleswig-Flensburg. Karl Johann Offermann Neufunde von römischen Münzen in Schleswig-Holstein seit 1994, hg. von Claus von Carnap-Bornheim und Andreas Rau (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 325, Bonn 2019, Verlag Dr. Rudolf Habelt, 142 S., 56 Abb. u. Karten, 13 Taf., 1 Tab.). – In allen deutschen Bundesländern, in denen in den letzten beiden Jahrzehnten private Detektorgängerinnen und -gänger als ehrenamtliche Mitarbeiter in die archäologische Forschung und Denkmalpflege integriert worden sind, haben sich bedeutende neue Erkenntnisse zu den metallführenden Epochen der Vergangenheit ergeben. Das bereichert die Wissenschaft, schafft aber

auch Probleme: Die Betreuung der „Hobbyarchäologen“, die technische und archivalische Bearbeitung der Fundmassen sowie deren wissenschaftliche Auswertung beanspruchen die zuständigen archäologischen Institutionen mit ihrem meist knappen Personalbestand in hohem Maße. Um zumindest in der wissenschaftlichen Erschließung voranzukommen, sind Detektorfunde als Thema von Graduierungsarbeiten ein probates Mittel: Die Bachelor- oder Masterkandidaten erhalten interessante Materialien für ihre Studien und tragen zugleich zu Belangen der Landesarchäologie bei. Zwei derartige Arbeiten aus Kiel vereint der vorliegende Band. Den im Vorwort der Hgg. erläuterten Rahmen bildet der Umstand, dass sie maßgeblich auf Detektorprospektionen basieren. Ansonsten stehen die beiden Werke ohne gegenseitigen Bezug nebeneinander. Sie gehen unterschiedlich – einmal orts-, einmal typbezogen – an Funde aus verschiedenen Epochen heran.

Nils Wolpert legt die Materialien eines späteisen- und wikingerzeitlichen Fundplatzes bei Großenwiehe unfern Flensburgs vor: Auf einem Areal am Rande der Geest wurden zahlreiche Metallfunde geborgen, darunter nicht nur bemerkenswerte skandinavische Fibeln, Riemenzungen und andere Trachtbestandteile, sondern auch Hacksilber, Münzen – überwiegend orientalische Dirhams – und Wägstücke. Die auf Handel, Wohlstand und Kulturkontakte hinweisenden Dinge, unter denen ein möglicherweise englischer, reich dekoriertes Silberzierrat des 8. Jh.s hervorrangt, werden durch Relikte metallurgischer Tätigkeit sowie durch ein Werkzeugdepot – Äxte, Dechsel, Löffelbohrer – ergänzt. Wie ist ein solcher Platz zu deuten, „der vor allem in der Quantität der Funde eine Zwischenstellung zwischen den überaus metallreichen, großen Zentren [...] einerseits und den tendenziell relativ metallarmen sogenannten ländlichen Siedlungen andererseits einnimmt“ (52)? Da geomagnetische Prospektionen und kleine Sondagen ergebnisarm blieben, steht der Autor vor der schwierigen Aufgabe einer Interpretation des Platzes allein aufgrund seiner Funde, seiner Lage und möglicher Parallelen. Die kompetente Besprechung des Fundmaterials kann zwar den zeitlichen Schwerpunkt der Siedlung vom späten 8.–10./11. Jh. belegen. Doch bleibt schon die Frage offen, ob eine Anzahl älterer Funde eine Besiedlung seit dem 7. Jh. bezeugt (wofür sich der Autor ausspricht) oder nicht eher den Rohstoff späterer Buntmetallurgie bildet. Ähnlich vage bleibt die Einschätzung des gesamten Platzes: Vf. deutet ihn als Siedlungsstätte, kultische Komponenten sind aber auch möglich. Metall-sachen mit Gewebeanhaftungen deuten auf Gräber, gewisse Fundstreuungen auf Schatzniederlegungen. Es ist also Vieles ungewiss. Der Rückschluss vom Ortsnamen auf kleinräumige Zentralität überzeugt nicht, da dieser erst 1462 schriftliche Erwähnung findet. Gleichwohl wird man der Ansprache eines solchen Platzes als „Subzentrum“ oder „regionales Zentrum“ zustimmen. Das Gewicht von Kult, Herrschaft, Markt oder Handwerk könnten erst größere

Ausgrabungen aufzeigen. Die verkehrsgeografische Gunst Großenwiehes verdeutlichen Untersuchungen zur Einbindung in das historische Wegenetz.

Die zweite Studie, die aus der Feder Karl Johann Offermanns stammt, präsentiert die Neufunde römischer Münzen, die zwischen 1994 – dem Jahr der letzten einschlägigen Zusammenstellung – und 2014 in ganz Schleswig-Holstein ans Tageslicht gelangt sind. 67 römische Gepräge konnte der Autor berücksichtigen, die sich seitdem bereits wieder stark vermehrt haben. Nur drei davon stammten aus Ausgrabungen, 61 aus Detektorprospektionen – allein diese Relation veranschaulicht, in welchem Ausmaß die Detektorarchäologie das archäologische Fundbild zu verändern vermag. Die Münzen werden sachkundig und systematisch nach Typ, Prägeherrn und Datierung bestimmt, kartiert, kulturhistorisch kontextualisiert und mit dem vor 1994 gewonnenen Münzspiegel in Beziehung gesetzt. Ausgewählte Fundplätze werden exemplarisch hinsichtlich ihrer Fundkontexte betrachtet: ein vermutlicher Hort wohl des 2. Jh.s von Süderschmedeby, römische Münzen aus Haithabu und mehrere Fundorte bei Schmilau und Mohrkirch, die als kleinere Handels- und metallurgische Werkplätze gedeutet werden. Es überwiegen Denare sowie Subaerati (silberplattierte Münzen mit unedlem Kern) meist aus dem 2. Jh., namentlich Ausgaben der Kaiser Antonius Pius und Marcus Aurelius. Während die Neufunde nur bis in das 4. Jh. reichen, waren im vor 1994 gewonnenen Fundstoff einzelne Münzen bis in das 6. Jh. (Justin I., Justinian I.) vorhanden. Die abnehmende Tendenz der Münzen von der Römischen Kaiser- zur Völkerwanderungszeit stimmt zwischen den vor und nach 1994 gewonnenen Funden aber überein. Betrachtungen zu zerstückelten Münzen (wohl als Hinweis auf ihre Verwendung als Rohmaterial), zu gelochten oder anderweitig veränderten Exemplaren sowie zu deren Abnutzung tragen zur Diskussion um den Hintergrund des Münzzustroms ins Barbaricum bei: Ging es um Handel, Ehrengeschenk und Status, Rohmaterial, Sold? Bahnbrechende neue Erkenntnisse ermöglichen die Funde jedoch nicht.

Die beiden ungleichen Studien sind methodisch solide, präsentieren wichtige Funde und interessante Ergebnisse. Sie zeigen zwar auch die methodenbedingten Grenzen, besonders aber die großen Potenziale und Perspektiven der Detektorarchäologie auf.

Felix Biermann

Tobias Schade, *Die wikingerzeitliche Siedlung von Kosel-Ost (LA 198). Ein ländlicher Fundplatz im Kontext der altdänischen Siedlungslandschaft des 10. Jahrhunderts* (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 322, Bonn 2018, Verlag Rudolf Habelt, 460 S., 83 Abb., 41 Taf., zahlr. Tab.). – Gegenstand der Kieler Dissertation Tobias Schades ist eine Siedlung des 9./10. Jh.s beim Dorf Kosel unfern Eckernfördes, die 1984–1993 im Rahmen eines DFG-Projektes zur frühgeschichtlich-mittelalterlichen Besiedlung der

Landschaften Angeln und Schwansen ausgegraben worden war. Ziel des Vorhabens war es insbesondere, die Beziehungen des bedeutenden Handelsplatzes Haithabu zu seinem Umland aufzuhellen. Die umfangreiche Flächenfreilegung in Kosel erbrachte für Zeit und Region typische Siedlungsbefunde und ein reiches Sachgut, in den letzten Jahren ergänzt um Detektorfunde. Befunde und Funde der Siedlung werden in Text und Bild, mit Katalogen und Tabellen präsentiert und zur Datierung sowie zu den Wirtschafts- und Sozialverhältnissen der ehemaligen Bewohner ausgewertet. Überdies erfolgt eine Strukturanalyse der Siedlungslandschaft Altdänemarks im 10. Jh. Es geht besonders um die Frage, ob ländliche Siedlungen wie Kosel „eine Produzentenfunktion“ innehatten, indem dort „Nahrungsmittel für die Zentralorte produziert wurden“ (15). Archäozoologische und -botanische Analysen (C. Wustrow, H. Kroll) tragen naturwissenschaftliche Daten zur Wirtschaftsführung bei.

Auf dem etwa 180 x 170 m großen Siedlungsgelände (mit Anschluss an ein Gräberfeld) verteilten sich neun ebenerdige Pfosten-, meist Langhäuser, 58 Grubenbauten sowie weitere Befunde. Die teilweise mit Feuerstellen ausgestatteten Grubenhäuser, die sowohl als „Arbeitshütten“ (32) etwa für die Weberei dienen wie auch Wohnfunktion übernehmen konnten, gruppieren sich überwiegend um die Langhäuser. Diesen werden ebenfalls Wohn- und Wirtschaftszwecke zugewiesen. So ergeben sich gehöftartige, auch von der Fundverteilung bestätigte Wohn- und Wirtschaftseinheiten. Gleichwohl ist laut Vf. „von einer geringen Organisation der Siedlung“ auszugehen (121), weil Zauneinhegungen weitgehend fehlen und die Nutzung der Häuser meist nicht eindeutig zu benennen ist. Dabei wäre jedoch die in Kosel-Ost nicht allzu gute Befunderhaltung mit offensichtlich erheblichem Bodenabtrag stärker zu beachten. Aus Sicht des Rez. lässt der Grabungsplan eine Gliederung in Gehöfte ohne Weiteres zu, wobei die Pfostenhäuser sicher als Hauptgebäude aufzufassen sind, vermutlich mit Wohn- und Stallfunktion. Diese Siedlungsstruktur erscheint prägender als der vom Vf. konstruierte Orientierungsbezug der Häuser auf das östlich gelegene Gräberfeld.

Die Existenz von Höfen betont die agrarische Wirtschaftsbasis, die den lokalen Erfordernissen diene: „Eine Überproduktion als Produzentensiedlung für z. B. Haithabu ist nicht nachzuweisen“ (126). Mäßige Hinweise auf Metallurgie, Bernstein- und Knochenschnitzerei sowie Glasbearbeitung bestätigen das übliche Repertoire eigenbedarfsorientierter Hof- und Dorfwerkstätten jener Epoche. Webgewichte und 67 Spinnwirtel geben im Verbund mit Webhäusern und botanischen Flachsnachweisen Anlass, der Textilproduktion einen besonderen Stellenwert zuzuweisen. Die nicht allzu großen Fundzahlen und die Verteilung der entsprechenden Dinge über die ganze Siedlung warnen allerdings vor einer Überbewertung dieses Sachverhalts. Das im Übrigen ansehnliche Fundmaterial, darunter typisches wikingerzeitliches Sachgut

wie Specksteingefäße und Trachtsachen sowie Utensilien des Handels (Waagschale, Gewicht), lässt auf einen gewissen Wohlstand schließen und bestätigt ansonsten Vf.s zurückhaltende Einschätzung der Siedlungsökonomie.

Als Geschirr verwendete man überwiegend orts- und zeittypische weiche Grauware, aber eine Rate von 21 % der Keramik entspricht slawischem Stil. Dieser Sachverhalt und weitere, vermeintlich slawische Bezüge der Siedlung – bestimmte Merkmale der Grubenhäuser, das Vorkommen der Erbse – veranlassen Schade zu der Annahme, dass in Kosel neben Dänen „eventuell auch Slawen lebten und arbeiteten“ (127). Die ethnische Deutung ist in Bezug auf die dänische Bewohnerschaft Kosels sicherlich plausibel. Dafür sprechen schon die historisch-geografischen Verhältnisse, aber auch die Siedlungsgestalt, Trachtsachen, die vorherrschenden konischen Spinnwirtel und die „einem panskandinavischen Ritus“ folgende Bestattung der Toten auf dem zugehörigen Gräberfeld (117). Der Schluss auf Slawen in Kosel überzeugt hingegen weniger. Die dafür maßgebliche slawische Keramik gewann aufgrund ihrer Qualität und Verzierung große Attraktivität bei den westlichen Nachbarn, geriet zum Handelsgut und Muster für die eigene Produktion und ist daher Beleg der Ausstrahlungskraft slawischer Töpferei, nicht der Migration. Sicherlich richtig ist die aus den slawischen Funden und sächsischen Bezügen etwa des Hausbaus erschlossene Hypothese, „der Lokalbevölkerung von Kosel-Ost [...] eine friedliche Koexistenz mit den Nachbarn“ zuzusprechen. Den kaum multikulturell erscheinenden Befund überfordert dann allerdings die These, dass die alten Koseler eine „ambivalente aber adaptive Gesellschaft“ gewesen seien (127) – sinngemäß eine zwiespältige, aber anpassungsfähige Gruppierung. Zu dieser hätten elitäre, möglicherweise in der dänischen Grenzsicherung aktive Hofbesitzer gehört, die im Gräberfeld ruhen.

Die Siedlung kann nach dem Fundmaterial grob in zwei Phasen, partiell dann auch noch etwas genauer aufgeteilt werden, wobei die Anfänge im 9. und der Schwerpunkt im 10. Jh. lagen. Zuzustimmen ist dem Vf. in seiner Reserve gegenüber einigen vorliegenden Radiokarbonaten: „Generell bestätigt sich zwar der Datierungsansatz des 9./10. Jh.s, auf der anderen Seite liegen aber auch Datierungen vor, die sich für die Befunde archäologisch nicht nachvollziehen lassen [...]“, sodass „auch die ‚passenden‘ ¹⁴C-Werte kritisch und vorsichtig zu betrachten“ seien (109 f.). Daher bezieht er sie in seine Datierungsbemühungen nicht mit ein.

Das Studium des Siedlungsbildes Altdänemarks im 10. Jh. dient der Einordnung Kosels, aber es geht auch darum, die Praktikabilität verschiedener jüngerer Methoden der Raumanalyse auf GIS-Basis zu prüfen: eine Dichteberechnung des Siedlungsbildes, eine „Least Cost Path Analysis“ für das Wegenetz und eine „Social Network Analysis“, die anhand archäologischer

Funde ein Kommunikationsnetzwerk, dessen Knotenpunkte und deren Rang rekonstruieren möchte. Vf. übt dabei selbst Methodenkritik, da etwa die Datengrundlage „einem Ist-Zustand“ entspreche, „der die Forschungslage widerspiegelt und weit von der historischen Realität entfernt ist“ (156). Ebenso schwer wiegt die simplifizierende Herangehensweise derartiger Modelle. Die „Least Cost Path Analysis“ rekonstruiert das Wegenetz anhand der theoretisch günstigsten Verbindung zwischen zwei Punkten, wobei die relativ einfache Variante Vf.s nur die Entfernung, das Geländere Relief und Flussläufe, nicht einmal das Meer als Wasserstraße berücksichtigt. Jede Betrachtung eines historischen Kommunikationsraumes zeigt jedoch die Vielfalt der dafür bestimmenden Faktoren, zu denen Strecke, naturräumliche Gegebenheiten, Herrschaftsverhältnisse, existierende Infrastruktur, Verkehrsmittel, Traditionen, dynamische Prozesse innerhalb des Kommunikationsgeflechtes u. a. gehören. Eine sorgfältige Altstraßenforschung, die Schrift- und Bildquellen, Hohlwege und historische Brücken, die Verteilung von Orten mit zentralen Funktionen in diachronen Einzelfallstudien zusammenführt, kann spannende Einsichten erbringen. Hingegen vermag Vf.s simples Modell der historischen Wegeführung nicht ansatzweise gerecht zu werden. Er stellt als Resultat seiner Bemühungen erwartungsgemäß auch „ein leicht diffuses Bild“ fest, „die Wege verlaufen z. T. konfus“ (142). Auch die „Social Network Analysis“ überzeugt nicht. Wo sie mehr bringt als traditionelle Verbreitungskartierungen, sind ihre Ergebnisse, die übrigens nur mit einiger Mühe nachvollziehbar sind, nicht belastbar. Als zentrales Resultat wird vorgetragen, „dass ein Großteil der Kommunikation im Ostseenetzwerk über den Limfjord und die Schlei stattfand, während das Ergebnis für die Westküste die Hypothese nahelegt, dass Ribe und sein Umland, eventuell auch Nordfriesland in Schleswig-Holstein, eher in ein Nordseenetzwerk eingebunden waren“ (168). Alles andere hätte allerdings auch überrascht.

Vf.s Bemühen ist sicherlich nachvollziehbar, möglichst wenige moderne Prämissen in die Deutung archäologischer Befunde einfließen zu lassen, zugleich der beschränkten Aussagekraft archäologischer Befunde durch Vorsicht gerecht zu werden. Dadurch bleiben seine Aussagen aber vielfach vage. Einerseits kennzeichnete die Siedlung von Kosel-Ost „nur ein geringer Organisationsgrad“ (32) ohne „klare Hierarchien“, auch ist das Fundspektrum „weder besonders reich noch qualitativ“, andererseits „ist in Kosel-Ost ein Teil dieser sozial hoch stehenden Elite zu fassen, die Geschenke für militärische und wirtschaftliche Gefolgschaft erhielt“ (126). „Die Grubenhausbebauung überwog und verweist auf einen primär handwerklichen Charakter“ (121), zugleich haben wir es „mit einer ruralen Siedlung mit agrarischer Prägung und handwerklicher Produktion“ zu tun (126). Wirtschaftlich hatte nur „die Textilproduktion einen besonderen Stellenwert“ inne, aber gleichzeitig besaß

Kosel Ost eine „strategische Lage nicht nur im Hinblick auf den Handel [...], sondern auch im Bezug auf eine militärische Komponente zur Sicherung und Kontrolle der Grenzregion“ (126). Rez. hielt eine widerspruchsfreie Definition des Siedlungscharakters bei stärkerer Gewichtung der zweifellos vielfältigen Funktionen und Facetten der Siedlung für ratsam.

Im Ganzen ist die Grabungsvorlage und -kontextualisierung aber gelungen. Zwar lässt die Bebilderung zu wünschen übrig – die Grabungspläne sind zu klein, die Scherbenzeichnungen zu wenig, Befundfotos fehlen ebenso wie Bilder der neuen Detektorfunde. Die ausführlichen, von Katalogen ergänzten Befund- und Fundbesprechungen präsentieren aber einen wichtigen Fundplatz, der erneut ein charakteristisches Siedlungsmuster des altdänischen Gebietes beleuchtet. Besonders bemerkenswert sind m. E. die enormen Unterschiede zum zeitgleichen Siedlungswesen der unfern benachbart siedelnden Slawen und die in Importobjekten und Handelsutensilien erkennbaren, wenn auch nicht präzise definierbaren Beziehungen zwischen der ländlichen Siedlung von Kosel und dem Handelsplatz Haithabu.

Felix Biermann

Felix Rösch, *Das Schleswiger Hafenviertel im Hochmittelalter. Entstehung – Entwicklung – Topographie* (ZAM 26, 2018, Verlag Rudolf Habelt, 525 S., zahlr. Abb.). – Zwischen 1969 und 1983 fanden in Schleswigs Altstadt etliche Forschungsgrabungen statt, die die Frühgeschichte des bedeutenden Bistumssitzes, Handelszentrums und Nachfolgers der wikingerzeitlichen Metropole Haithabu aufklären sollten. Die ausgedehnten Forschungen erbrachten zwar wichtige Ergebnisse, wurden aber – wie so oft – nur in Teilaspekten veröffentlicht. Eine besonders große Fehlstelle schließt Vf. mit seiner Kieler Dissertation über die Befunde der Grabung Plessenstraße 83/3. Das Areal am Südrand der Altstadt nahe der Schlei wurde von 1970–1977 großflächig untersucht. Es zeichnete sich durch hervorragend erhaltene Holzstrukturen des Hafenviertels aus dem späten 11. Jh. und der ersten Hälfte des 12. Jh.s aus. Zwecks Aufarbeitung wurden die Handzeichnungen und Grabungspläne digitalisiert. Auf dieser Grundlage konnte Vf. die komplizierte Befundlage stratigrafisch und in Bauzusammenhänge ordnen, nach teils neu gewonnenen dendrochronologischen Daten zeitlich bestimmen und im Vergleich mit anderen frühurbanen Siedlungsbefunden des nördlichen Mittel- und Nordeuropas analysieren. Das Ergebnis ist ein detaillierter Einblick „in das ökonomische Herz des hochmittelalterlichen Schleswig[s]“ (Ulrich Müller im Vorwort, 9), zugleich ein instruktiver archäologischer Beitrag zum Verständnis des Urbanisierungsprozesses im Ostseeraum.

Der untersuchte Uferabschnitt wurde ab etwa 1070/75 aufgesiedelt und unterlag bis zum mittleren 12. Jh. intensiver Nutzung und Bautätigkeit; danach wurde es zunächst ruhiger, 1238/39 entstand am Orte dann das Schleswiger

Dominikanerkloster. Dessen Grundmauern wurden bei der Ausgrabung freigelegt, sind aber nicht Objekt der vorliegenden Arbeit. Auch der im oder bald nach dem späten 12. Jh. angelegte Graben der Stadtbefestigung berührte das Terrain. Die Besiedlung begann mit der Einmessung und Einzäunung schmaler, senkrecht zum Ufer und einem dort angelegten hölzernen Weg orientierter Parzellen, wie wir sie aus verschiedenen Seehandelsorten an Nord- und Ostsee kennen. Der Autor vermutet plausibel eine ordnende Hand, namentlich jene von Dänemarks König. Unmittelbar setzte eine lebhaftere Nutzung ein: Auf den Parzellen entstanden Wohnhäuser, Werkstätten, Pferche und anderweitige Baulichkeiten, die schneller Erneuerungsfolge unterlagen. Eine Parzelle scheint als öffentlicher Platz gedient zu haben, auf dem man u. a. Handel treiben konnte.

Ab 1087 warf man im Flachwasserbereich der Schlei Dämme auf, die mit stabilen Spundwänden aus eingeschlagenen Pfosten stabilisiert wurden. Diese verlängerten die Parzellen förmlich über das Ufer hinaus. Der Ausgräber, Volker Vogel, hatte diese Dämme als Kaianlagen und Landungsbrücken gedeutet. Rösch kann aber feststellen, dass die künstlichen Erhebungen zügig mit Wohnhäusern und Werkstätten bebaut wurden. Auch kamen darauf handwerkliche Nutzungsspuren zutage, und die Wassertiefe zwischen den Aufschüttungen dürfte über einen Großteil ihrer Länge zu gering für größere Schiffe gewesen sein; erst „im Zuge weiterer Ausbauten konnten sich ab 1095 auch mittelgroße Transportschiffe problemlos nähern“ (261). Daher habe es sich eher um Landgewinnungsmaßnahmen am Rande der beengten Altstadtalbinsel gehandelt. Die Dämme hätten zwar auch der Anlandung von Waren gedient, aber das war nicht ihr vorrangiger Zweck. Dieser lag vielmehr in der Vergrößerung des Wohn- und Wirtschaftsareals „in einem Raum von höchster Attraktivität“ im Bereich des „Haupthandelshafen[s] von Schleswig“ (264). Dahinter habe die private Aktivität der Parzelleneigentümer bzw. -pächter gestanden, die als Kaufleute aktiv waren. Dem König sei lediglich die Initiative, vielleicht sogar nur die Einwilligung zu diesen Maßnahmen zuzusprechen. Die als öffentlicher Platz genutzte Parzelle wurde ebenfalls schleiwärts erweitert, allerdings als hafennaher Marktplatz und wohl auch als allgemein zugängliche Anlegestelle genutzt. Sowohl dieser Handelsraum als auch die rasanten Bauaktivitäten erklären sich laut Vf. aus der guten Lage im damals boomenden Schleswiger Gemeinwesen, das eine „zentrale Drehscheibe zwischen den Handelsräumen Nordeuropas“ war (264). „Bei der Topographie des Hafenviertels handelt es sich um den materiellen Ausdruck eines sich professionalisierenden und auf der Vorstufe zur privaten Organisation stehenden Handelswesen“ (270).

Diese Neuinterpretation der Befunde erscheint gut nachvollziehbar. Sie wird unterstützt von eingehenden Untersuchungen zum historischen Wasserstand, durch die mit Jahrringdaten gesicherte Bauabfolge sowie durch die Art und

Verteilung einschlägiger Funde – Waagen und Gewichte, Abfälle handwerklicher Tätigkeit u. Ä. Mithilfe der Dendrodaten kann ein dynamisches Baugeschehen nachgehalten werden, das Bohlenwege, diverse Flechtwerkkonstruktionen, Uferbefestigungen, aber auch Steinschüttungen, mit Fässern verschaltete Gruben und Lehmkuppelöfen umfasste; zur Verwirklichung größerer Vorhaben konnte Holz über einige Zeit gesammelt werden, wie eine wohl 1096 erbaute Spundwand zeigt, in der bereits seit dem Winter 1092/93 gefällte Pfosten Verwendung fanden. Auch sekundär genutzte Teile abgetragener Gebäude und ausrangierter Schiffe sind nachweisbar. 28 freigelegte Häuser von ca. 2–9 m Seitenlänge bildeten eine dichte, auf Grundstücken, Dämmen und an Wegen angeordnete Struktur. Sie waren teilweise – vor allem in den höheren Grabungsbereichen – nur noch durch ihre Lehm- und Sandestriche nachweisbar, oft in mächtigen Schichtpaketen. „Im Falle der Häuser 5 und 6 ist [...] von mindestens zehn Erneuerungsphasen auszugehen, von denen sich nur zwei bis drei im Holzbefund fassen ließen“ (145). Die Pfosten-/Schwellriegel-Häuser, Pfosten-Bohlenkonstruktionen sowie Stabbauten waren verschiedentlich mit Herdstellen ausgestattet. Die gesamte Bauabfolge zwischen „vor 1075“ und „nach 1200“ (163, 173) wird von Vf. in elf Phasen geteilt, wobei allein sieben davon die etwa 30 Jahre umfassende Zeitspanne bis um 1100 gliedern.

Insgesamt entsteht ein plausibles Bild des Hafenviertels und seiner Entwicklung. Hochinteressant sind die Schlüsse auf das Zusammenwirken initiierender, rahmengebender Maßnahmen seitens des Königs und seiner Autoritäten sowie der praktischen Ausgestaltung durch Privatpersonen. Ein zentrales Element der frühen Urbanisierung im Ostseeraum wird damit in Schleswig exemplarisch herausgestellt. Freilich bleibt die Relevanz der privaten Akteure nicht mehr als eine gut begründete Hypothese; der Befund lässt eine präzise Bestimmung der Relation zwischen kaufmännischen und königlichen Aktivitäten nicht zu. Die Aussagen zur Nutzung wie auch zur Datierung der Baustrukturen hätten durch eine stärkere Berücksichtigung der Funde gewonnen. Diese bezieht Vf. allerdings nur insoweit ein, wie sie bereits anderweitig bearbeitet worden sind, und hier wiederum nur hinsichtlich ihrer Verteilung zur Lokalisierung von handwerklichen oder händlerischen Aktivitätszonen. Sicherlich kann man das angesichts beschränkter Kapazitäten verstehen. Es irritiert aber doch etwas, wenn die Zeitbestimmung ausschließlich auf Jahrringwerten beruht, denn selbst diese hervorragenden Daten sollten stets im Fundkontext beurteilt werden.

Gelungen sind die sachkundigen Erörterungen zur Konstruktion und Funktion der Holzbefunde, zur Historie Schlesiens, zur archäologischen Forschungsgeschichte, die Vergleiche mit anderen Hafenorten im Nord- und Ostseeraum sowie der große Exkurs zum Fernhandel und zur Schifffahrt im hochmittelalterlichen Nordeuropa. Allerdings lässt sich die alte Frage nach

dem Übergang der zentralörtlichen Funktionen von Haithabu auf Schleswig noch immer nicht abschließend beantworten. Die Vorlage der Befunde in einem bebilderten Katalog erfüllt ihren Dokumentationszweck. Auf einer Datenaustauschplattform der Universität Kiel, deren Adresse im Inhaltsverzeichnis des Buches steht, lassen sich weitere Listen und Abb. finden, u. a. die im Band nicht berücksichtigten Grabungsprofile. Dem Link sei lange Gültigkeit gewünscht. Die wichtigsten Profilzeichnungen hätte man dem Buch aber gleichwohl beifügen sollen. Es enthält auch fast keine Grabungsfotos, obwohl diese zum Verständnis der Befundsituation unverzichtbar sind. Erfreulich sind hingegen prächtige Lebensbilder des Schleswiger Hafenviertels um 1100.

Lange wissenschaftstheoretische Ausführungen über den archäologischen Erkenntnisprozess breiten im Schwerpunkt den Sachverhalt aus, dass es einen starken subjektiven Faktor bei der archäologischen Wissensschöpfung gibt, der bereits bei der Erhebung der Daten auf der Ausgrabung wirkt. Das dürfte allerdings jeder Person klar sein, die z. B. schon einmal mit einer komplizierten Befundlage und deren Dokumentation zu tun hatte. Die weitschweifige Erörterung löst nicht das im Grunde triviale Problem, dass viele „Akteure und Aktanten“ (70) archäologische Ergebnisse beeinflussen, und Letztere daher nicht ohne Weiteres als Fakten im Sinne exakter Wissenschaften gelten können. Verwundert liest man die in diesem Kontext erhobenen Vorwürfe an das Schleswiger Grabungsteam, es habe eine Hierarchie gegeben, in deren Rahmen fachlich ausgebildete und erfahrene Personen die wesentlichen Entscheidungen trafen – aus gutem Grunde sind derlei Qualifikationen seit jeher selbstverständliche Bedingung archäologischer wie jeglicher anspruchsvoller Arbeit in Gruppen. Dass zudem „das ‚local knowledge‘ der ausgrabenden Arbeiter nicht in die Dokumentation einfluss“ (55), entbehrt jedes Beleges und ist zumindest unplausibel. Auf Ausgrabungen wird erfahrungsgemäß beständig und im ganzen Team über Funde, Befunde und die Arbeit gesprochen. Diese Kommunikation beeinflusst selbstverständlich Dokumentation und Vorgehensweise, ohne dass es Protokolle für die Nachwelt festhalten. Diese Kritikpunkte berühren die ansonsten gelungene und wichtige Arbeit aber nur marginal.

Felix Biermann

Schifffahrt und Schiffbau

Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*

Der Wind gehört zu den ältesten Vortriebsmöglichkeiten, die sich der Mensch nutzbar machte. Seine Anwendung liegt noch vor der Zeit der Erfindung des Rades. Schon die Schifffahrt auf dem Nil ab 4000 v. Chr. – ein Künstler versah sein Modell mit einem viereckigen Rahsegel – verweist auf die Fertigkeit des

Menschen, gebrauchstüchtige Segler einzusetzen. Doch warum entwickelte sich im Ostseeraum die Art, sein Boot mit Wind vorwärtszubewegen erst 3000 Jahre später als im Mittelmeerraum, wo doch schon auf den britischen Inseln wiederum 1000 Jahre früher Segelboote überliefert sind? Gab es überhaupt keinen kulturellen Austausch, der diese Fortbewegungsmethode in den Ostseeraum verbrachte? Dieser Frage geht Boel Bengtsson in ihrer Dissertation *Sailing Rock Art Boats. A reassessment of seafaring abilities in Bronze Age Scandinavia and the introduction of the sail in the North* nach (BAR International Series 2865, Oxford 2017, 156 Seiten, zahlr. Abb. und Ktn.). Vf.in ist Expertin und weiß, wovon sie schreibt, wenn es um laminare Anströmung, Froude-Zahl, Bernoulli-Gleichung etc. geht. Mit Sicherheit hat sie einen Windkanal nicht erst in ihrer Promotionszeit kennengelernt, das merkt man den Ausführungen an. Insofern erwartet man keine reine Theoriearbeit, für die vieles schon an Quellenforschung betrieben worden ist. In der Arbeit geht es um das statistische Auswerten von schon einmal prospektierten, z. T. sehr gründlich untersuchten Abbildern. Da sie aber nicht dabei verweilt, sondern in einem zweiten Teil anhand experimenteller Untersuchungen ihr Theorem praktiziert, berührt sie damit unbestritten eines der unerklärlichen Phänomene in der Schiffahrt, wahrscheinlich das bedeutendste, auf eine neue Art.

Die bisherige Antwort auf die bezüglich der Segelei rückständigen Seegesellschaften des Nordens war vorrangig Sachgut orientiert. Der Fall schien schon zu Beginn des 19. Jh.s klar: Erst am Osebergsschiff fand man eine eindeutig als Mastfuß zu interpretierende Konstruktion. Alle älteren Schiffe, so Hjortspring und Nydam, aber auch die unbekanntenen Wracks entbehrten solcher einschlägig auf das Segel verweisenden Konstruktionen. Wenn auch diese Boote nur einen maritimen Mikroblick in die bronze- und eisenzeitlichen Seegesellschaften gewährten, gab es hinsichtlich des Erhaltungszustands – im Prinzip komplett erhaltene Schiffe, die nicht viel Interpretations- und damit Spekulationsspielraum erlaubten – nichts wirklich Vergleichbares als Hjortspring und Nydam. In der Reflektion auf letztgenanntes Wrack erstaunt sehr, dass die Autorin die hervorragende Studie, inklusive der kritischen Bewertung des von Engelhardt überlieferten und publizierten Materials von Ronald Bockius aus dem Jahre 2014 nicht in ihre Arbeit einbezog, zumal auch Flemming Rieck in dem Sammelband Mose 3 und 4 publizierte. Die Felsbildforschung, so macht es die Autorin am Anfang deutlich, die eine wesentlich größere Tradition hat und sich schnell eine feste Methodik mit einem scheinbar unerschöpflichen Quellenkorpus zu eigen machte, entwickelte sich auch an der Schiffsarchäologie durch vorrangig religiöse Erklärungsmuster vorbei, wenn auch Schiffsdarstellungen fast die Überzahl an dem, was in den Fels an der Ostseeküste in Stein- und Bronzezeit in den Stein geritzt worden ist, ausmachen. Einerseits machte die Ikonografie in der schiffsarchäologischen und schiffahrtsgeschicht-

lichen Forschung immer einen Teil der Forschungslandschaft aus, aber die Schiffsbildforschung konnte sich nie richtig in ihrer Analyse vom Sachgut oder von der Schriftforschung abgrenzen. Die Autorin sieht andererseits in der Kunstgeschichte, in deren Tradition diese Bildforschung mit Sicherheit steht, eine „unwillingness to accept these records as ‚archaeological evidence‘“ (16). Das versucht nun die Vf.in. In der Tat erkennt auch sie, dass die meisten Abb. von stein- und bronzeitlichen Booten zeigen, dass sie mit Rudern fortbewegt worden sind. Bei der statistisch gesehen verschwindend geringen Menge, die so etwas wie eine „Anomalie“ oberhalb der Paddler erkennen lassen, war es eben genau eine Anomalie, erklärbar durch die Erosion des Gesteins oder andere Einwirkungen oder man sah sie gar als rituelle Zeichen an. Man hat bis dato nie einen Bezug zwischen diesen Anomalien, zumindest statistisch gesehen, hergestellt. Ansätze diese Fragestellung hinsichtlich der Phänomenologie anzugehen, wurde durch die Material fokussierte Archäologie ins Reich der Esoterik verbannt. Man erklärte sich diese Retardanz, so bspw. Westerdahl, durch systemimmanente Bezüge zum Ledung-System der eher küstenorientierten Bauerngesellschaften, pars pro toto der von ihm so bezeichneten „Rudergesellschaften“ (47 ff.), die keinen Bedarf verspürten, ihre Subsistenz durch Segelreisen an eine aus dem Sichtfeld entfernt liegende Gegenküste aufzubessern, wenn auch genau das Walther Vogel 1915 als wahrscheinlich erachtete, der sogar schon von einem Feuersteinhandel über die Ostsee im Neolithikum sprach. Anzeichen, auch diesen noch früheren Gesellschaften das Interesse am Vortrieb mittels Wind zuzugestehen, folgt die Autorin durch ihren Fokus auf die bronzeitlichen Ritzzeichnungen im südlichen Skandinavien nicht. Sie geht aber sehr konsistent all jenen Dingen nach, die gegen und für das kraftschonende Segeln in der Bronzezeit sprechen. Hier zitiert sie auch neuere Forschungen aus Norddeutschland, wie die Schlacht an der Tollense (1250 v. Chr.), aber auch andere Beweise transkontinentaler Migrationsbewegungen. Viel wird mit der Wikingerzeit und dem dort vorherrschenden Rigg verglichen und damit ein Bogen gespannt von der Notwendigkeit, ein Segel zu entwickeln, das ermöglichte, Handel zu treiben, in dem Moment, in dem die seefahrende Küstenbevölkerung sich von der Subsistenz durch Überschussproduktion befreite. Es kann aber auch genau umgekehrt sein, dass das Segel entwickelt wurde, weil die Subsistenz gefährdet war. Hunger hat schon immer erfinderisch gemacht. Dazu kommt noch ein ganz wesentlicher Aspekt, der bei dieser wirtschaftlichen Sichtweise oft aus dem Blick gerät und der durch die Vf.in etwas deutlicher hätte herausgearbeitet werden müssen, um die Argumentationslinie klarer zu fassen: Dass nämlich die ältere Forschung anhand volkskundlicher Betrachtungen auch hätte erkennen müssen, „how small boats work under sail“ und dass damit eine Besegelung mit Rückblick auf ethnologisches Material für die Bronzezeit per se im Raum steht. Hier hätte man sich

vielleicht auch den Einbezug des Materials gewünscht, das W. Rudolph in seinen Argumentationsketten zur Entwicklung frühen Segelns erarbeitet hat. Im zweiten Teil ihrer Arbeit gibt Vf.in einen kurzen Überblick über die Grenzen des Quellenkorpus an einschlägigen Bilddarstellungen von 1700 v. Chr.– 400 n. Chr. über das Segeln, um in einem dritten Teil einen globaleren Bezug zum Segeln auf dem Nil und in Ozeanien herzustellen. Damit wird ein wesentlicher Einblick in zwei bedeutende Kulturbereiche gegeben, die über die Möglichkeiten informieren, mit kleineren Booten segelnd voranzukommen. Schon Marchaj, der Doyen der strömungswissenschaftlichen Forschung, erkannte bspw., dass die frühen Gesellschaften Ozeaniens, z. B. bei den „lakatoi“, nicht irgendein Segel entwickelten, sondern krebsscherenartige, die den höchsten Ansprüchen an das Segeln genügen. Natürlich sind dabei die Werkzeuge und die in der jeweiligen Zeit zur Verfügung stehenden Materialien die begrenzenden Faktoren, die auch die Grenzen der Forschung über diese markieren und die große Chance definieren, anhand einer experimentalarchäologischen Perspektive offenstehenden Fragen nachzugehen. Diesen folgt Vf.in in einem eigenständigen Kapitel. Grundlage der Arbeit ist ein dezidiert archäologisches und ikonografisches Studium der Artefakte (Kap. 4) und Felsbilder (Kap. 5), insbesondere da Letztere in ein nördlich und ein südlich tradiertes Korpus eingeteilt sind. Vf.in wendet sich vorrangig dem südlichen, mehr maritim Determinierten zu. Es markiert einen Umfang, der nicht nur durch Neuentdeckungen ständig wächst, sondern auch durch Umwelteinflüsse mehr und mehr schwindet. Insofern präsentiert sie eine Ad-hoc-Perspektive, die nicht nur mit Schwierigkeiten der unterschiedlichen Art bisheriger Dokumentation der oft nur sehr schlecht zu verifizierenden Bilder, sondern auch noch mit der Loslösung der Bilder aus ihrem ursprünglichen kulturlandschaftlichen, resp. des In-situ-Kontextes, umgehen muss. In einer sehr strukturierten Form gelingt es ihr dennoch, mit besonderem Scharfsinn ihrer klaren Argumentationslinie zu folgen, hin zu der innovativen Schlussfolgerung, dass die frühen bronzzeitlichen Gesellschaften schon sehr ausgeklügelte Formen des Segelns vordergründig auf der Grundlage der Entwicklung eines bipoden, A-förmigen Mastes entwickelten. Es ist dabei natürlich interessant, dass solch eine ungewöhnliche Form, der wir heute manchmal noch beim Rigg neuartiger Katamarane begegnen, auch im Ägypten der fünften Dynastie auf Abbildern zu bemerken ist. Gerade das Segeln auf dem Nil zeigt auf, dass es nicht der großen, weiten See bedurfte, um das Segel zu erfinden, was auch für die sporadische Anwendung desselben in küstennahen Gewässern ohne Blick auf die Gegenküste sprechen dürfte. Bei der Etablierung des Segelns lässt Vf.in ein wenig außer Betracht, dass es für die Fortbewegungsmethode nicht unbedingt besonders gestalteter Gefäße bedurfte. Auch hätte man eine Aus-

einandersetzung mit anderen frühen Formen des Segelns erwartet: So sollen die auch auf der Ostsee verkehrenden Germanen das Segeln nämlich nicht von den Römern übernommen haben, sondern von den zumindest technologisch noch weit unterlegenen Kelten, von denen sie nach dem Wort „saegulum“ den Begriff Segel prägten. Hinsichtlich des Segelns muss man ihnen allerdings eine wenig entwickelte Art in der Auswahl der Materialien bescheinigen, denn nach Ellmers, der auf Caesar verweist, sollen die Kelten für das Segeln einen dafür eigentlich völlig unbrauchbaren Rohstoff verwendet haben, nämlich Leder. In ihrer Auseinandersetzung mit Apollinaris und seinen Bemerkungen zu anglo-sächsischer Migration unter Segeln, wäre die Beschäftigung mit den Forschungen von Detlev Ellmers obligat. Zwar gibt es hin und wieder Hinweise auf Ledersegel; als bevorzugtes Material für Segel lässt es dennoch bei keinem der bekannten indigenen Völker nachweisen. Einzig und allein das ständige Einreiben mit Fett hätte dem Segel zumindest ein wenig Flexibilität geben können. Es wäre in dieser Hinsicht auch interessant zu wissen, was Vf.in zu Christian Hirtes Erkundungen zum Einbaum von Lecker Au vermerkt hätte, denn es ist umstritten, ob dieser um 1790 v. Chr. datierende Mast zum Segeln oder nur zum Treideln geführt wurde. Von den drei aufgefundenen kleineren Schiffen aus dem Gokstadgrab können mindestens zwei diese Segel getragen haben. Wenn man darüber hinaus schon das Ferriby Boot im Auge hat, so hätte der Blick dabei zum wenig entfernten, schon 2,3 t schweren Dover Boot führen müssen, da dieses Boot den Kanal schon in der Bronzezeit in Richtung des außer Sichtweite befindlichen Kontinents überquerte. Dies geschah nachweislich nur mit Paddeln, was vor dem Hintergrund der Arbeiten der Vf.in zumindest eine Retrospektive wert gewesen wäre, doch die Arbeiten von Peter Clark scheinen ihr nicht bekannt zu sein. Auch ein Blick auf das ins frühe 8. Jh. datierte Boot, das in der Nähe des estnischen Ortes Salme gefunden wurde und angeblich ebenfalls schon einen Mast führte, wäre vielleicht instruktiv für ihre Forschungen, wie auch die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen, die Dominique Görlitz auf seinen vielen Experimentalreisen hinsichtlich des Segelns auf Schilfbooten sammeln konnte. Gleichwohl kommt sie zu den richtigen Schlussfolgerungen: Das Segeln ist nicht an das Vorhandensein eines Kiels gebunden und Segel konnten an unterschiedlichen Formen von Masten geriggt sein und aus unterschiedlichen Materialien bestanden haben.

Neben dem bekannten Karlby-Stein, der lange Zeit als das früheste klare Abbild eines besegelten Bootes im Besprechungsgebiet gehandelt wurde, präsentiert sie auch ein für den Rez. völlig neues, in ein Stück Holz geschnitztes Boot mit Elchkopf und einer vertikalen Erhebung, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch als Mast bezeichnet werden kann. Hier wäre noch einmal ein enger Bezug zu dem etwas früher, da 500–600 v. Chr. datierten, gotländischen Bildstein von När, Rikvide und dem ins 6. Jh. einzuordnenden Schiffsbild von Tollby wesent-

lich gewesen. In Hinsicht des Elchkopfes als Bugzier hätte man spätestens an dieser Stelle auch auf die neolithisch datierten Felsbilder mit diesem Symbol am Onegasee und dem Weißen Meer und die saisonal nach Norden dringenden Jägergruppen und damit auf die Forschungen von Poikalainen aus dem Jahre 1990 und dem Rez. von 2003 verweisen können, da diese zumindest den Vortrieb durch Wind indizieren. Damit hätte Vf.in nochmals eine kontroverse Stellung zu der Auffassung Westerdahls von 1995 bezogen, dass sich das Segeln in der Wikingerzeit autark in ihrem Untersuchungsraum entwickelte. Dafür arbeitet sie auf den nun folgenden Seiten nicht nur ganz unterschiedliche Formen von Segeln aus den Steinbildern heraus, sondern auch unterschiedliche Mastformen und Steuerruder. Die sehr anschaulichen Bilder geben einen hervorragenden Überblick, besonders hinsichtlich der Auffindungsorte. Aus diesen Forschungen kondensiert Vf.in eine rechteckige, wikingerzeitlich anmutende Form eines Segels, einen zweibeinigen Mast und ein relativ normales Kanupaddel. Mit einem Kanu und einem Rahsegel unternimmt sie erste Segeltests und überträgt diese Erfahrungen dann auf den Nachbau des 19 m langen Hjortspringbootes TILIA ALSIE von 1999. In Vorbereitung dieser Arbeiten hätte sie sich vielleicht auch mit den Tests von Rahsegeln an Modellen der Wikinger und der Hansezeit im Windkanal beschäftigen können, die Rez. im Autorenkollektiv schon 2008 und 2009 publizierte. Von den avisierten sieben Tagen mit dem Hjortspringnachbau konnte sie nur zwei wirklich nutzen, da die Kollegen Angst um ihr teures Boot hatten. Die Implementierung des Riggs hinterließ dabei keinerlei konstruktive Spuren, mit anderen Worten, das Boot hätte auch schon in historischer Zeit ein Segel tragen können, ohne dass archäologische Hinweise an der Bootshülle uns darüber unterrichtet hätten. Das kann also auch das Dover Boot betreffen. Ähnlich den Segeltests, die Christian Schäfer mit der LUSORIA RHENANA, einem Nachbau der provinzialrömischen Mainzer Schiffe durchgeführt hat – diese Arbeiten wurden von ihr auch nicht bemerkt – konnte das Hjortspringboot mit 15 qm Segelfläche sogar ein wenig am Wind segeln und war leicht auszutarieren, was zur Annahme der Autorin führt, dass so eine Art der Fortbewegung wenigstens zur Überquerung der Strecke von Bohuslän nach Jütland im Bronzezeitalter ermunterte. Mast und Segel konnten schnell eingeholt werden und dann wurde weiter gepaddelt. Windspektrumdiagramme, wie wir sie ansonsten aus Publikationen von experimentellen Segeltests kennen, hätten hier einen besseren Überblick über die Möglichkeiten des Hjortspringbootes gegeben. Dennoch ist beeindruckend, wie die Autorin es schafft, auf nur 156 Seiten so einen interdisziplinären Forschungsüberblick derart stringent zu publizieren. Das Buch schafft einen neuen Blick auf die Bewegung in der Bronzezeit und schafft hoffentlich genug Bewegung in der Forschung, diesen Ansätzen weiter nachzugehen, bestenfalls mit längeren Segeltests auf der TILIA.

M.-J. Sp.

Sah man die Schiffsarchäologie noch in den 1990er Jahren in den Kinderschuhen und im Schatten ihrer großen Mutter, der Geschichtswissenschaft, so hat sie sich auch durch die Annäherung an die Naturwissenschaft, resp. durch die Nutzung ihrer vielfältigen archäometrischen Untersuchungsmethoden gerade in der letzten Dekade zu einer besonderen wissenschaftlichen Eigenständigkeit gemausert. Sie ist nicht nur dann gefordert, wenn es in distanzierter Sachlichkeit um die Erklärung dezidiert sächlicher Phänomene in der maritimen Geschichtswissenschaft, mithin um ihre Artefakte in feingliedriger Objektschau geht, nein, inzwischen zeitigt das Fachgebiet darüber hinaus eigene Möglichkeiten einer Kontextualisierung, die parallel zur Erforschung von Wort- und Bildgut eigenständige Interpretationsmuster komplexer maritimer Geschichte aufzeigt. Dabei ist es nicht nur faszinierend, wie Dendrologie und Isotopenforschung ihr zu besonderen Einsichten verhelfen, es ist auch faszinierend wie das Fach und seine Protagonisten in unterwasserarchäologischer Perspektive gegen schlechtes Wetter, starken Tidenhub, weite Anfahrtsstrecken und den Druck von Bauherren in baubegleitenden Maßnahmen kämpfen, da, wo der Schriftgelehrte in der warmen Stube allenfalls um das schlechte Schriftbild und die mangelnde Überlieferungslage Sorge trägt. Wessex Archaeology, die diese baubegleitenden Maßnahmen in England abwickelt, macht da ganz besondere Erfahrungen und davon kündigt auch das hier besprochene Projekt: *The Gresham Ship Project. A 16th-Century Merchantman Wrecked in the Princes Channel, Thames Estuary*. Bd. I: *Excavation and Hull Studies* (BAR British Series 602, Oxford 2014, 109 S.), publiziert von Jens Auer und Thijs Maarleveld, mit Beiträgen von Massimiliano Ditta, Antony Firth, Nigel Nayling, Delia Ni Chiobháin, Christian Thomsen und Cate Wagstaffe; Bd. II: *Contents and Context* (BAR British Series 606, Oxford 2014, 113 S.), hg. von Gustav Milne und Dean Sully, mit Beiträgen von Mark Beattie-Edwards, Lynn Biggs, Thomas Birch, Michael F. Charlton, Kelly Domoney, Clare Hunt, Phil Magrath, Marcos Martín-Torres und Zofia Stos-Gale. Die beiden Bände lassen erkennen, zu was in ganzheitlicher, interdisziplinärer Perspektive Schiffsarchäologie heutzutage imstande ist. Es zeigt auch wieder einmal auf, wieviel Geduld der Leser von den einzeln vorgetragenen Ergebnissen derartiger komplexer Projekte in dazu noch schwieriger Untersuchungsumgebung im Princes Channel im Zugang zum Londoner Hafen hin zu der hier vorgestellten Abschlusspublikation aufbringen muss: sieben Jahre. Dafür bieten beide Bände vielfältige Einblicke in eine interessante Zeit maritimer Veränderung in jedweder Hinsicht, namentlich im Hinblick auf ein ca. 25 m langes Handelsschiff, das Eisen transportierte und das trotz interessanter Baumerkmale wohl ein typisches Schiff seiner Zeit war. Neben eher einleitenden Bemerkungen über die angewandten Untersuchungsmethoden

kommen Jens Auer und Christian Thomsen auf eine kritische Betrachtung der digitalen 3D-Aufnahmen (total station mit Rhinoceros), besonders was die Konsistenz zwischen den einzelnen Aufnahmen angeht, zu sprechen, und gewähren Einsichten in eine immer noch neue Technik, die schon auf der IKUWA Konferenz 2008 vorgestellt wurde (7–16). Im darauffolgenden Kapitel bieten Jens Auer und Nigel Nayling einen Einblick in die konstruktiven Aspekte des Gresham Schiffes, einer hierzulande allgemein wohl als Skelettbauweise betitelten Art der Fertigung, und diskutieren formbestimmenden Schiffbau. Von der mittelmeerischen Fertigungstradition abgesehen, versucht man dendrochronologisch in Nordeuropa verortete Wracks vorrangig den drei Schiffbautraditionen, resp. der ibero-atlantischen, der holländischen oder der ostseeischen, mithin hansischen Tradition zuzuordnen. Dass das bei Schiffen des 16. Jh.s nicht immer einfach ist, zeigt auch die Untersuchung dieses Wracks. Es ist trotzdem bemerkenswert, was das Wrack durch einen dezidierten Blick auf die Artefakte alles an Informationen freigibt. Das zeigt besonders der zweite Band, der nicht nur die vielfältigen Untersuchungsmethoden darstellt, sondern aufzeigt, was für ein faszinierendes Ausstellungsstück aus einem unansehnlichen Klumpen Metallkonkretion herausgearbeitet werden kann, so, eine eiserne Kammer eines Stabringgeschützes. Dem Fundzusammenhang entstammen auch drei weitere, gegossene Geschütze, darunter ein Falkonett, die vielleicht dazu benutzt wurden, um aus einer der beiden prospektierten Geschützpforten zu schießen (47). Im 19. Jh. hatte man vom Wrack schon einmal sechs Geschütze abgeborgen, sodass die Armierung des Handelsseglers sich wahrscheinlich auf ca. zehn Geschütze beschränkte. Das Studium von Eisen und Zinnstäben, die nicht nur die Art ihrer Fertigung preisgeben, sondern auch ihre Provenienz via metallurgischer Untersuchung, runden das Fundspektrum weiter ab. Derart gut restaurierte und untersuchte Artefakte wie Kochgeschirr und verschiedene Art von Fußbekleidung geben einen Einblick in die veränderten Lebensverhältnisse an Bord nach Ende der Ära des Gugels, als mittelalterlicher „Trenchcoat“ auf Koggen.

Darüber hinaus erfuhr das nach dem auch im hansischen Kontext bekannten Handelsmann Thomas Gresham benannte Wrack – aus dessen bekannter Kanonenschmiede eines der im Schiff entdeckten Geschütze stammte – selbst eine bemerkenswerte Veränderung, wurde es doch geborgen und zuerst im Horsea Lake zwischengelagert, um dann endgültig im Stoney Cove National Diving Centre gelagert zu werden. Thomas Gresham ist einer der wenigen direkten historischen Bezüge zu dem ansonsten seine Identität nicht preisgebenden Schiff.

Die Untersuchung der geborgenen Teile der Bordwand führte nicht nur zum Bau eines Modells, das C. Thomsen fertigte (56–65), sondern auch zu einer Computeranimation, die nicht nur den zusammengesetzten Hauptspant

und damit Aussagen zur Form zulässt, sondern eine komplette grafische Rekonstruktion des Bauablaufs durch M. Ditta erlaubte. Diese gibt damit einen dezidierten Einblick in den konstruktiven Schaffensprozess beim Bau des Schiffes in diesem spannenden schiffbaulichen Umbruchzeitraum (40–41). Er erlaubt auch auf einen interessanten Aspekt aufmerksam zu machen, denn Füllhölzer in der Außenbeplankung geben den Eindruck, insbesondere durch das Studium ihrer Befestigung, dass man das Schiff in seiner Form schon nach dem Fertigstellungsprozess noch einmal verbreiterte. Das könnte nach den ersten Segeltests oder einer Überprüfung des Lastvermögens nach dem Stapellauf erfolgt sein. Bei weiteren konstruktive Details betreffenden Analysen bemerkt man die akademische Schnittstelle des Projektmanagements, denn selbst die unterwasserarchäologische Untersuchung fand Eingang in das universitäre Curriculum bspw. der Syddansk Universität.

Alles in allem bietet das Wrack einen spannenden Einblick in eine interessante Zeit und trägt dazu bei, irgendwann auch statistisch einen zuverlässigeren Eindruck von den unterschiedlichen Bautraditionen im Europa dieser Umbruchzeit zu bekommen. Die sieben Jahre Wartezeit haben sich gelohnt, auch für die Studenten in ihrem Unterwasserklassenzimmer bei der Ausbildung zum Schiffsarchäologen – ein nicht zu unterschätzender Mehrwert! *M.-J. Sp.*

Manchmal sind es die unscheinbaren, oft nie wirklich in der Forschungswelt rezipierten Publikationen, die Projekte präsentieren, von denen kaum jemand hörte, geschweige denn las, die dann überraschen, nicht immer positiv! Und wenn Hendrik Lettany in seiner Einleitung zu seiner Publikation mit dem prägnanten Titel *The Zeebrugge Shipwreck. A forgotten early sixteenth-century merchantman discovered off the Belgian coast* (BAR International Series 2898, Oxford 2018, 106 S.) ostentativ fragt: „I hope the Zeebrugge shipwreck will fascinate you too and I hope this publication will finally give this remarkable site, 25 years after its initial discovery and excavation, a place in the (maritime) archaeological discourse“, dann dürfte die Antwort auf Deutsch lauten: Ja, mit Sicherheit, wenn wir nur wüssten, wo das Wrack eigentlich ist, im Buch finden wir es nicht verortet. Was macht eine Fundgrube zu einer „remarkable site“? Nun, in diesem Falle der fast katastrophale denkmalpflegerische Umgang mit ihr. Immerhin werden die Ausführungen des Vf.s einen Diskurs entfachen, und die Hansische Umschau 2020 will und muss dazu einen Beitrag leisten. Der Diskurs beschränkt sich im Falle des besprochenen Buches eigentlich auf einen Exkurs des Autors über einzelne Artefakte. Besonderen Raum nimmt die Typologie unterschiedlicher Kerzenständer ein, ein „wirkliches“ Artefakt, will meinen, eine zusammenhängende Bodenschalenkonstruktion, wie wir es bei sog. Strandungswracks vermuten und beim Gresham Wrack auch besprochen sehen, wird einem im Buch nicht gegenwärtig. Aus allem

resultiert das über den Titel sich schon ausdrückende Paradoxon, übrigens eine Selbsterkenntnis des Autors (22). Hier hätte man einen anderen Titel wählen müssen, wie bspw. „The finds of the ...“ oder ihn in Anführungszeichen setzen sollen, auch wäre eine andere inhaltliche Ausrichtung erwägenswert gewesen, denn über das Fund- und Organisationsmanagement dieser „remarkable finds“ wissen wir oft noch viel zu wenig. Viel zu viel wird vertuscht, verschwiegen; erst wenn man es nicht mehr leugnen kann, liest man entfernt publiziert von irgendwelchen Aufarbeitungen, die in der Regel kaum etwas verändern, weil man keine Erfahrungen im Umgang mit maritimen Fundgut einerseits hat, aber andererseits die Medienheische gerne für den eigenen Lobbyismus, oft reine Selbstdarstellung, nutzbar machen will. Dieses Projekt wäre eine gute Lehrstube, was man falsch gemacht hat und wie man es besser hätte richten können, zumal es sich um das erste seiner Art überhaupt in Belgien handelt. Im Prinzip ist diese ehrliche, fast lückenlose Aufarbeitung auch des Informationsmanagements die Stärke des Buches. Der Autor wäre gut beraten, den Rest darauf strukturell und argumentativ auszurichten, als dann noch unbedingt etwas krampfhaft Fundzusammenhänge herzustellen, die ob ihres singulären Gehalts ohne diese Kontextualisierung eher in einem besser situierten Antikmarkt anschaulich werden.

Vf., der bei Thijs Maarleveld und Jens Auer an der Syddansk Universität die seltene Gelegenheit erfuhr, Maritime Archäologie zu studieren – dieser erfolgreiche Studiengang wird unverständlicherweise abgewickelt –, behandelt ein wissenschaftliches Projekt, das 1990 begann. Einfluss auf die Misere hatte er mit Sicherheit nicht, bemühte sich aber redlich, dem wenigen auf ihn kommenden Material wissenschaftlich nachzugehen.

Die von ihm präsentierte Forschungsgeschichte der ersten Seiten ähnelt einer Wrackjägerstory eines Mel Fisher aus der Karibik. Es scheint auch in Europa alles möglich, um maritimes Erbe, quasi behördlich genehmigt, an der öffentlichen Wahrnehmung vorbei, zu entsorgen (5–11), bekanntlich nicht nur ein belgisches Phänomen.

Diesen oft persönlichen Sichtweisen auf die Untersuchungsgeschichte folgt Vf. mit einer geografischen Verortung, inkl. der geomorphologischen Besonderheiten im Scheldeästuar, die uns dabei sekundär auch noch einmal eine Vorstellung verschafft, warum der Swin im 15. Jh. immer mehr verflachte. Mit Side Scan Sonar, Magnetometer, multibeam sonar und seismischen Untersuchungen – den naturwissenschaftlichen Werkzeugen des Archäologen heutzutage – machte man verstreute Artefakte vorrangig in einem engen Prospektionsrahmen von 70 m² schon in den 1990er Jahren ausfindig, die en détail als durchaus instruktives Material dem Autor erlaubten, anhand weniger Stücke ein historisches Puzzle ansatzweise zumindest in einer Grafik zusammenzusetzen. Manch Erstaunliches kam dabei zutage, was man nicht auf einem Kauffahrteier des

16. Jh.s vermutet, so ein Knochen eines Rhinoceros und ein Hirschgeweih aus der Eiszeit, die wohl nichts mit der *res cupidinis* zu tun haben, denn eine naturwissenschaftliche Sammlung wurde an Bord dieser frühen Tage mit Sicherheit nicht befördert. Ein wenig mehr betrug die Ausbeute der unterwasserarchäologischen Prospektion, mit verschiedenen Ankern, Fässern und Kanonen schon, so unter Letzteren einer Bombe oder besser Bombardelle, die auf eine gut erhaltene Lafette aus Eichenholz gebunden wurde. Die anderen haben sich nicht erhalten, da man sie von offizieller Stelle in Docks auf Nimmerwiedersehen versenkte. Manche Artefakte konnte man noch aus 4 m tiefem Schlick bergen. Man kann nur hoffen, dass unsere Denkmalpflege, die einer ähnlichen Praxis der Lagerung in einem See folgt, aus dieser Vorgehensweise lernen mag. Doch leider ist das nicht des Dramas Ende, denn auch Dendroproben von Bodenwrangen, die u. a. nach Schweden gingen, verschwanden. Aus dem was Vf. vermittelt, lässt sich eine Art von Sacramento Claim Mentalität ablesen, die der Archäologie immer ein wenig eigen war und immer noch ist. Denn Kollegen, die am Wrack arbeiteten, verweigerten nicht nur dem jungen Doktoranden das Geleit und teilten ihre Ergebnisse der aus öffentlicher Hand finanzierten Untersuchung nicht, auch allgemein scheinen einige diese/ihre Ergebnisse, resp. tiefergehende Analysen, nicht öffentlich machen zu wollen, indem man vorschiebt, andere aus der Öffentlichkeit würden ihre Ergebnisse missbrauchen, ebenfalls ein Paradoxon. Positiv lässt sich vermerken, dass die sog. „overview“ erhalten gebliebener und vom Autor entsprechend zu untersuchender Objekte wenigstens einiges an Geschichte, auch wiederum durch Nutzung archäometrischer Methoden, preisgibt. (22–94). In dieser Quellenkategorie nimmt allein die typologische Einordnung von Kerzenleuchtern 21 von 71 Seiten ein und sticht damit ungewöhnlich heraus. Sie beherrschen das Buch und man findet sie auch auf dem Frontispiz. Die Gegenüberstellung dieser Artefakte zu den ansonsten in anderen Quellen erwähnten Objekten macht das Desideratum dieser Auswertung allerdings auch wieder mehr als deutlich. Kleeblatt verzierte Einsatzgewichte und solche mit einer Fleur-de-Lys, berichten uns speziell etwas von ihrer Herkunft aus dem Hause des Gewichtemachers Gscheid und den Normierungsbestrebungen des Handels im Allgemeinen und lassen uns in diesem kanonierten Schiff überhaupt ein Handelsschiff aus dem Titel erkennen. Münzgewichte erlaubten numismatische als auch ikonografische Studien und stellen einen Bezug zu nürnbergischem Handel her. Aus allem dürfte sich auch die Datierung ins frühe 16. Jh. ergeben haben, wenn auch ein spezifischer Terminus ante quem fraglich ist. Die Datierung der Bombardelle verstetigt diese Bestimmungssicht.

Eine weitere Fundgruppe ergibt sich aus den Überresten von unterschiedlichem, zumeist metallenen Küchengeschirr und gibt uns damit auch einen Blick auf das Leben an Bord frei, zumeist der Offiziere und höherrangiger

Besatzungsmitglieder und/oder Mitreisender. Handelsgut darf man durch das sporadisch Erhaltengebliebene darunter vorerst nicht erkennen, nur vermuten. Aus den vereinzelt Funden schließt der Autor dennoch auf eine wertvolle Ladung mit Bezügen nach London, Antwerpen und Nürnberg. Ein Messergriff aus Tropenholz weist in schon früher Zeit auf die Existenz eines globalen Handelssystems hin. Auf dem Weg vielleicht nach Portugal oder Spanien könnte Antwerpen auch der letzte Abgangshafen des Schiffes gewesen sein.

Wenn auch der Autor sich redlich bemühte, die verstreuten Informationen zu kontextualisieren, um sie in einem weiteren historischen Rahmen dieser äußerst interessanten Umbruchszeit einzupassen, erlaubt er, wenn überhaupt, über die wenigen Fundstücke einen nur sehr cursorischen Blick auf das „Wrack“. Ein sehr bitterer Beigeschmack – der nicht Schuld des Autors ist – dieser ersten unterwasserarchäologischen Arbeit in Belgien wird bleiben und sich hoffentlich nicht als Menetekel dieser noch jungen Fachdisziplin erweisen. Trotzdem war es ein mutiger Schritt des Autors, sich den schwierigen Herausforderungen dieses nicht ganz einfachen Projekts zu stellen. *M.-J. Sp.*

Die Geschichte eines Schiffes wird besonders zitiert, wenn es um die Revolutionierung des mittelalterlichen Schiffbaus im Ostseeraum geht, die legendäre PETER VON DANZIG. Und kaum jemand anderes hat wohl so dezidiert über ihr Aussehen referiert, wie seinerzeit der geschichtsinteressierte Danziger Schiffbauingenieur und Hochschullehrer Otto Lienau in seiner Schrift von 1943. Nach dieser schien es nur schlecht vorstellbar, dass sich besonders nach den Kriegsverlusten von Archivgut in Danzig, noch einmal jemand so detailliert mit der Geschichte dieses frühen Mehrmasters befasst wie Beate Mozejko in ihrem Buch *Peter von Danzig. The Story of a Great Caravel, 1462–1475* (Leiden 2020, Brill, 308 S.). Auch wenn der Titel mit dem Bezug auf den Forschungszeitraum von 1462–75 gleich von Anfang an eine große Enttäuschung vorwegnimmt – denn zum Bau des Schiffes, resp. seiner angeblich konstruktiven Innovation, kann die Autorin nichts Neues vermelden –, ist das Buch mit drei thematischen Schwerpunkten: 1. der Überholung des Schiffes in Danzig, inklusive der Auseinandersetzungen, die zur Übernahme des Schiffes durch den Rat Danzigs führten, 2. der seegehenden Abenteuer unter dem Kommando des Freibeuters Berndt Pawest und 3. unter dem erfolgreicheren Paul Beneke, nach gründlicher Lektüre doch ein großer Gewinn für die Forschung, da es der Autorin nicht nur gelang, all das cursorisch verstreut Überlieferte zusammenzuführen und in eine spannende Geschichte zu verpacken, sondern eine lückenlose Rekonstruktion der Ereignisse in dem entsprechenden Zeitraum zu bieten. Darüber hinaus gelingt es ihr, noch nie rezipiertes Schriftgut aufzuschließen und auch auf hervorragende polnische Schiffbaustudien zu verweisen, die bislang kaum bekannt wurden, so z. B. von

Kleczkowski, Lepszy, Kargul und Bienerowski. Das ist deshalb besonders gewinnbringend, weil nur durch die von Vf.in dezidiert unternommene Recherche der vorschnell, auf alter Rezeptionsgeschichte gründende Generalschluss, der eher ein Zirkelschluss war, aufgebrochen worden ist. Das zeigt sich nicht nur bei einem allgemeinen Blick auf ihr Werk, sondern auch im Speziellen, z. B. wenn sie ein nur scheinbar nebensächliches Detail, und zwar die mit dem Schiff verbundene Wegnahme einer Galeere in der Themsemündung nun richtig an die flämische Küste verortet.

Das Buch eröffnet mit einer langen Einführung; über 44 Seiten repetiert Vf.in nicht nur den status quaestionis, referiert mithin all das, was wir über die PETER VON DANZIG wissen, sondern geht in ihrem stringenten Duktus, in einem Überblick auf die wesentlichen Fragestellungen ein, die wir mit der Geschichte des Schiffes verbinden, inkl. der Überlieferungslage. Hier kommt sie selbst auch auf die eingangs bemerkte Enttäuschung mit dem titelgebenden Untersuchungszeitraum von 1462–75 zu sprechen, der damit auch auf das wesentliche Forschungsdesiderat verweist, dass auch Vf.in nicht zu beseitigen vermag. Denn das Schiff, das namengebend auf Danzig verweist, war ursprünglich ein französisches und wahrscheinlich in La Rochelle oder Umgebung im Auftrag des auch in Danzig agierenden französischen Kaufmanns Pierre Beuf vom Stapel gelaufen und unter seinem Verwandten, den Kapitän und Kaufmann Aymar Beuf mit Atlantiksalz nach Danzig gekommen (daher auch wahrscheinlich der ursprüngliche Name PIERRE DE LA ROCHELLE). Trotz intensiver Recherche in frankophiler Primär- und Sekundärliteratur, konnte sie über diese Zusammenhänge nichts Wesentliches in Erfahrung bringen. Das liegt wohl schlichtweg an der Tatsache, dass Archivgut 1628 in Paris allerorts aus Frankreich zusammengeführt und dann in den Wirren um 1730 zerstreut wurde und verloren ging. Dass sich für die französische Geschichte nichts Neues ergab, bekümmert deshalb, weil die Forschungskontroverse über die Bedeutung des Schiffes für die erwähnte Revolutionierung des ostseeischen Schiffbaus keine Auflösung erfährt. Hat nun durch die Renovierung des Schiffes in Danzig der kraweeler Schiffbau im ostseeischen Schiffbau Einzug gehalten und die dachziegelartig überlappende, die wir allgemein als Klinkerbauweise ansprechen, abgelöst? Dazu hätte man einen Einblick in die französischen Bauunterlagen gewinnen müssen oder zumindest einen genauen Überblick über die erwähnten Überholungsarbeiten, des durch Blitzschlag und Brand zerstörten Schiffes, beides gelang nicht. Man weiß nur, dass man Caspar Weinreichs Chronik mit den Zusätzen Otto Lienaus nur bedingt Glauben schenken kann, denn als Hans Palen – der angeblich während der Inspektion der Rekonstruktionsarbeiten den bretonischen Schiffbau erlernte – sich an seine Arbeit machte, war das Schiff schon längst in Danziger Diensten. Nebenbei wurde Palen später auch der

Schiffszimmermann auf der PETER VON DANZIG, d. h., genauere Kenntnisse über die Konstruktion des Schiffes wird er wohl erlangt haben, denn das Schiff ist ja auch unter Paul Beneke im Ärmelkanal durch Einsatz schadhafte geworden, und somit hatte er mit Sicherheit öfter die Möglichkeit, das eine oder andere an Planke oder Spant auszuwechseln und damit einen Einblick in die angeblich fremdartige Methode zu erlangen. Dennoch darf man die Sinneskraft eines Otto Lienau nicht unterschätzen, denn die strukturellen Veränderungen, die er bemerkt, sind in den Quellen der Vf.in zufolge nicht zu finden. Eine Vorstellung darüber zu erhalten, inwieweit das Schiff in der Danziger Bucht überhaupt zerstört wurde, geht aus den Quellen nicht hervor. So bleiben viele dezidiert schiffbauhistorisch relevante Fragestellungen wenig berührt, so z. B. Fragen nach der Bauweise der Masten oder den Segeleigenschaften. Da Vf.in den eher schiffbaulichen Fragestellungen nicht nachgeht, erkennt man auch den Fokus, den sie auf die geschichtswissenschaftliche Rezeption des Schriftgutes lenkt. Daher kommt das Buch auch mit sehr wenigen Abb. aus, unter denen keine Schiffsdarstellung zu finden ist. Der angeblich in Sturmwinden vor Danzig zerstörte und in Danzig über einen längeren Zeitraum nicht zu reparierende Mast – was nach Vf.in vor allem an den Kriegswirren lag – war der Beginn eines mehrere Jahre andauernden Streits zwischen Danzig und den französischen Anteilseignern, in den sogar der französische König eingriff. Man erfährt erstmals, dass dieser schon frühzeitig zu den Eigentümern gehörte, was über die Bedeutung des Schiffes noch mehr verrät und Hoffnung macht, in französischen Quellen vielleicht doch noch etwas zu dessen Bau zu erfahren. Etwas unklar bleibt, ab wann und warum der französische König Anteilseigner wurde und ob oder warum er das Schiff nach seiner Verpfändung an zwei Danziger Kaufleute durch ein angeblich illegales Darlehen mit hohen Zinssätzen übernahm. Überdies und die vergehenden Jahre wurde das Schiff wrack und bedrohte aufgrund seiner Übergröße die Zufahrt. Eigentlich würden wir hier vom Ende der Geschichte dieses scheinbar einmaligen Fahrzeugs lesen, wenn da nicht der Krieg zwischen der Hanse und England 1470 ausgebrochen wäre, der dem Schiff zu einem zweiten Leben unter anderem Namen und unter einem besonderen Kommando, dem des bekannten Seemannes und Kaperers Paul Beneke verhalf. Dieser zweite und dritte Teil des Buches erlaubt nun einen mehr sozialwissenschaftlichen Blick auf die Historie. Vf.in gibt einen Überblick, wie das Schiff bemannt war, wobei sie hier auch noch einmal klar, wenn auch nur peripher, zwischen Bemannung (inkl. Söldner) und Besatzung (nur Seemänner) unterscheidet. Summa summarum handelt es sich immerhin um 300–400 Mann, was uns die Umwälzung dieser Dekaden noch einmal nachdrücklich vor Augen führt. Auf Koggen und Hulken segelten inkl. Söldner vielleicht max. 40–50 Leute.

Die Stärke des Buches ist die lückenlose Darstellung. Mit Bewertungen und Interpretationen hält sich Vf.in zumeist zurück, besonders wenn es um seemännische und schiffbauliche Fragestellungen geht. Das fällt auch auf, wenn sie nebenbei bemerkt, dass Bernd Pawest nicht Kapitän, sondern „Commander“ (123) war, seine Fähigkeiten aber eher auf dem Gebiet der Diplomatie entfaltete. Die Frage, ob er nun als militärischer oder auch als navigatorischer Leiter der Expedition berufen, als das Schiff im Krieg gegen England nach gründlicher Überholung wieder auslief, bleibt unbeantwortet, und das gilt später auch für Paul Beneke. Unklar bleibt auch, worin Vf.in einen Unterschied zwischen „soldier and mercenaries“ (126) sieht. Ungeachtet dessen dürften aber die Beaufsichtigung und der Einsatz (inkl. der Anleitung) der über 300–400 Mann auf so einem kleinen Schiff eine psychosoziale Herausforderung sondergleichen gewesen sein. Die Bezeichnung Bernd Pawests als „qwade boven“ (143), als fürchterlichen Erzschorlen, könnte darauf verweisen, dass er jener Herausforderung nicht gewachsen war; Paul Beneke war wohl von anderem Schrot und Korn.

Des Weiteren macht Vf.in darauf aufmerksam, dass Bernd Pawest möglicherweise das (von Albrecht Sauer publizierte) Seebuch zur Navigation in Richtung Nordsee – das Schiff war genau 58 Tage mit Unterbrechungen nach Walcheren unterwegs – genutzt oder zumindest gekannt hat; das macht sie an gleichen sprachlichen Termini fest, auf die Pawest in seinen Briefen nach Danzig abstellt. An den Schäden des Schiffes, an dem man im Februar 1472 ein großes Leck bemerkte, wird wohl auch deutlich, wie wenig Erfahrungen die navigatorische Besatzung und Schiffsführung aus Danzig hatte oder wie besonders das Schiff in seinen konstruktiven Merkmalen eigentlich war. Es war gerade auch wegen der neuartigen Kraweelbeplankung mit Sicherheit seiner Zeit voraus, was hinsichtlich der Einsatzbedingungen nicht gerade ein Vorteil war, wie wir am lecken Verhalten des Schiffes erkennen. In anderer Hinsicht aber schon, denn über Bernd Pawest führt die Autorin aus: „... having a warship as excellent as the caravel was reason enough for the aldermen of the Bruges Kontor to support the war effort, as her upkeep was in the interests of the whole Hanseatic League“ (135). Die Spur dieses für ihre Zeit nicht unbedingt übergroßen, aber besonderen Schiffes verliert sich 1475 als Salzfahrer in Brouage, wo es wahrscheinlich abgewrackt wurde und damit ein ähnliches Schicksal erfuhr wie die 100 Jahre später ebenfalls als Salzfahrer vor Lissabon gescheiterte ADLER VON LÜBECK.

Zusammenfassend wird man feststellen dürfen, dass die Autorin ein spannendes, dicht erzähltes Buch vorgelegt hat, in dem sie minutiös über die Ereignisse ihres Besprechungszeitraumes berichtet. Insofern konnte hier nicht auf alle Einzelheiten eingegangen werden. Vieles, so der internationale

Skandal, den die Wegnahme der Galeere SAN MATTEO mit wertvollem Gut der Medici und sogar des Papstes Sixtus IV. inklusive des Bildes von Hans Memling hervorrief, vermittelt aber einen Eindruck von der Bedeutung dieses besonderen Schiffes und dieses besonderen Buches. *M.-J. Sp.*

Wenige Schiffswracks konnten wohl eine derartige Aufmerksamkeit unter den Schifffahrts- und Schiffbauhistorikern der letzten beiden Dekaden generieren wie das mittelalterliche Wrack aus Newport, Wales. Die HU berichtete schon 2016 (354) kurz in Reflexion des Beitrages von Nigel Nayling und Toby Jones von diesem – dank seines guten Erhaltungszustandes – tatsächlich herausragenden Fund. Die Hgg. Evan T. Jones und Richard Stone des, wenn man so will, Abschlussbandes *The World of the Newport Medieval Ship. Trade, Politics and Shipping in the Mid-Fifteenth Century* (Cardiff 2018, University of Wales Press, 276 S., Glossar), eigentlich des Tagungsbandes einer Konferenz von 2014 über das schon 2002 bei Bauarbeiten entdeckte Wrack, sind davon überzeugt, dass ihr Schiff, das „most important late-medieval merchant vessel yet recorded“ ist. Diesen Eindruck vermitteln nicht nur die zwölf beiträgenden Autoren, sondern – wie das wohl bei derartigen Projekten immer noch in Anklang aristokratischer Zeiten so üblich scheint – Ihre Majestät, Charles, Prinz of Wales, in seinem Vorwort. Interessanterweise datiert das Schiff um 1450 und bietet damit einmalige Parallelen zu dem oben besprochenen PETER VON DANZIG, der zwar mit großer Sicherheit nicht im Baskenland gebaut wurde, wie dieses hier, sondern bekanntlich nicht sehr weit davon entfernt in der Gascogne oder im Poitou-Charentes. Nach einer Einführung von E. T. Jones, verweisen Nigel Nayling und Toby Jones auf die Grundlagen, also somit auf die archäologischen Analysen (*The Newport Medieval Ship. Archaeological Analysis of a Fifteenth-Century Merchant Ship*, 19–37), die wenig Neues vorstellen: Der Schiffsrest war in seiner prospektierten Länge ca. 22 m lang und 7,65 m (mittschiffs) breit. Die Farbillustrationen des sonst spärlich bebilderten Buches sind in der Mitte des Bandes zu finden, auch macht das Buch – trotz seines majestätischen Vorwortes – nicht viel her, auch an Papierqualität nicht. Bei der apostrophierten Bedeutung kennt und erwartet man anderes. Vom Grund des Kiels erhob die sich erhaltene, in Klinkerbauweise verfügte Hülle auf 1,65 m, 63 Spanten konnten nachgewiesen werden. Die eichernen Planken sind radial aus einem Stamm gespalten, was Bezüge zu den Wracks U34 und dem Kupferwrack hervorruft. Allein der aus einem Stück Buche gefertigte Kiel war mehr als 20 m lang. Aus den Dendrodaten ergab sich eine Korrektur, in dem die erforderlichen Hölzer nun nicht mehr, wie 2014 erwähnt, im Jahreswechsel 1465/66 in Nordspanien, wahrscheinlich im Baskenland, geschlagen wurden, sondern schon einen Terminus ante quem von 1449 wahrscheinlich machen. Der Mastpfennig ist aus französischer Hand

zwischen Mai und Juli 1447 in der Nähe Lyons geprägt. Das Baskenland fiel zur Mitte des 15. Jh.s zurück an Frankreich. Klar ist, dass das Schiff in Newport in den 1460er Jahren überholt wurde, das machen die aus dem Hinterland des Ortes gewonnenen, da so entsprechend datierten Hölzer deutlich. Diese durchgreifende Überholung fand wahrscheinlich auf einer trockenfallenden Bragebank statt, auf der das Schiff nach schon erfolgten Reparaturen nach Steuerbord gekrängt wurde, wobei das Fahrzeug irreparablen Schaden erlitt und aufgegeben werden musste. Zuvor wurden noch wiederverwendbare Hölzer im oberen Bereich entfernt. Über die Jahre schwemmte das Schiff zu, sodass späterhin eine Slip auf der zugespülten Bodenschale errichtet werden konnte. Interessant sind nun die Ausführungen über die unscheinbaren Funde aus der Bilge, wie Heidekraut, welches als Unterlage für Weinpipen genutzt wurde. Diese Unterlage stammt nun aus dem Süden der Iberischen Halbinsel, woraus die Ausgräber den Schluss zogen, dass es in einem Herbst von dort nach England segelte. Wenn darüber hinaus Funde gemacht wurden, so kamen sie aus Portugal und Spanien.

Wenn wir hier von einem besonderen Schiff sprechen, dann denken viele zuerst an seine Übergröße. Diesen Zahn zieht uns Ian Friel gleich zu Beginn seiner historischen Ausführungen, denn wie T. Wolf in seinem Beitrag von 1986, der von Ozeanriesen spricht, erkennt Vf. in der Größe des Newport Schiffes einen Durchschnittssegler einer Zeit der „Big Ships“, er titelt deshalb auch einschlägig: *The Rise and Fall of the Big Ship, 1400–1520* (37–57). Mit einer Ladekapazität von 161 Tonnen beförderten sie in Linienfahrt Monoware, dazu beeindruckten sie durch ihre Größe und schreckten damit Kaperer ab. Hier wäre ein Vergleich mit den Revaler Schiffslisten von 1425–1471 und 1479–96 interessant, die nach T. Wolf im statistischen Mittel ihrer Transportleistung eine Homogenisierung der Flotten erkennen lassen, indem 7,25 % der Baienfahrer aus den Revaler Schiffslisten des 15. Jh.s „Ozeanriesen“ von über 500 t (250 Last) Tragfähigkeit waren; 43,8 % lassen sich in der Kategorie 240–500 t verorten. Ob diese Tendenz schon so früh einbricht, wie sie Vf. schon zur Mitte des 15. Jh.s erkennt, wäre somit zumindest eine Erörterung wert.

Susan Rose prüft in ihrem Beitrag *Violence at Sea at the Late Fifteenth Century* (57–75), ob Gesetzlosigkeit die Piraten allerorten ermunterte, Schiffe zu kapern, gegen die sich Handelsschiffe durch entsprechende Verteidigungsmaßnahmen erwehren mussten, die sich auch im Fundgut des Wracks durch prospektierte Steingeschosse, Harnische etc. widerspiegeln. Nach ihr könnte es durchaus sein, dass das Newport Schiff durch so einen Kaperakt als Prise nach England verbracht wurde. Zwischen 1450–60 verlor England nicht nur die Gascogne, sondern auch das Baskenland. Dennoch gehen mit diesen Kaperakten nicht immer grausame Tätlichkeiten einher, das war gerade in

ihrem Besprechungsgebiet sehr selten der Fall. Bob Trett mit seinem Beitrag *Newport During the Fifteenth Century* (75–95) und Ralph A. Griffiths in seinem Artikel *Sailing the Severn Sea in the Mid-Fifteenth Century* (95–115) beleuchten den kulturellandschaftlichen Zusammenhang und regionalen Kontext, darunter auch die lokalen Schiffbautraditionen, die in Newport besonders auf den politischen Einfluss des Earl of Warwick zurückgehen sollen. In diesem Zusammenhang, vielleicht sogar in seinem Auftrag, könnte auch das Newport Schiff repariert worden sein. Griffiths greift die These von S. Rose noch einmal auf. Auch nach ihm könnte das Schiff im historischen Kontext der Rosenkriege durch einen Überfall im Kanal von Bristol in englische Hände gekommen sein. Peter Fleming untersucht in seinem Beitrag *The Severn Sea. Urban Networks and Connections in the Fifteenth Century* (115–135) daraufhin, inwieweit eher lokale Magnaten die Handelsbeziehungen der so bezeichneten Region Severn Sea prägten, worauf Evan T. Jones mit *The Shipping Industry of the Severn Sea* (135–161) dem Schiffbau als solchem in der Zeit nachgeht. Besonders interessant für die Hansegeschichte ist wiederum der überregionale Seeverkehr der durch Wendy R. Childs, *The Trading Context of the Newport Ship. The Overseas Trade of Bristol and its Region in the Mid-Fifteenth Century* 161–181) und durch Richard Stone in seinem Beitrag *Bristol's Overseas Trade in the Later Fifteenth Century. The Evidence of the 'Particular' Customs Accounts* (181–205) untersucht wird und der im Schatten des bemerkten Verlustes der Gascogne 1453 und die Ausrichtung auf den iberischen Verkehr, resp. nach Lissabon steht. Die Beiträge schaffen sofort einen Bezug zu den Arbeiten von Stuart Jenks über die Danziger Pfundzollbücher und die Londoner Customs Accounts. Wenn auch dieser in beiden Beiträgen keine Rolle spielt, so könnten diese Studien und die lange Forschungstradition, die wir in der Auswertung dieser Zollbücher erkennen, Hansehistoriker zu komparativen Studien in einem immer stärker international aufgestellten Seeverkehr zur Iberischen Halbinsel ermuntern. Dies wird auch deutlich, wenn wir uns mit den letzten beiden Beiträgen von Hilario Casado Alonso und Flávio Miranda, *The Iberian Economy and Commercial Exchange with North-western Europe in the Later Middle Ages* (205–229) und Francesco Guidi-Bruscoli, *Trade and Navigation Between the Atlantic and Mediterranean Worlds in the Mid-Fifteenth Century* (205–229) genauer befassen. Der Atlantik darf als Durchgangs- und Handelsraum des hansischen Verkehrs in der Besprechungszeit gefasst werden, wie es u. a. durch die Studien von H. Kellenbenz mehr als deutlich wird. – Dokumentiert wurde hier eine fruchtbare Konferenz mit Ergebnissen, die im Studium von Hansehistorikern umso mehr zu einem intrakontinentalen Vergleich ermuntern sollten.

M.-J. Sp.

Man kann meinen und wahrscheinlich auch statistisch belegen, dass das Piratentum immer noch das bestimmende Thema der maritimen Geschichtsforschung zumindest in Deutschland ist. Auch das europäische Hansemuseum, in Selbstwahrnehmung „seit 2015 die zentrale Institution für Hansegeschichtsforschung“ widmet sich in seiner neuen Ausstellung – der ersten von den Mitarbeitern selbst entwickelten – diesem Thema und fragt provokant: *Störtebeker & Konsorten. Piraten der Hansezeit?* Ein internationales Forscherteam von 13 Wissenschaftlern geht in dem vom Europäischen Hansemuseum herausgegebenen, sehr schön aufgemachten und übersichtlich gestalteten Begleitband zur Ausstellung des Wachholtz Verlags aus dem Jahre 2019 dieser Fragestellung noch einmal dezidiert auf 176 Seiten nach, der aber vor allem wohl durch einen englischen Abstrakt am Ende eines jeden Beitrags zumindest auch ein internationales Publikum für das näher auf Deutsch Ausgeführte zu interessieren versucht.

Nicht über das, was wir in Kolportage von sozialromantisch Verklärtem über die Vitalienbrüder schon immer zu wissen glaubten, sondern über das, was die Vitalienbrüder eigentlich wirklich waren, will Gregor Rohmann, *Was waren die „Vitalienbrüder“ und was hat Lübeck damit zu tun?* (27–35), berichten, der schon in anderen Schriften, so 2018, einen Paradigmenwechsel in der Rezeption des mittelalterlichen Piratentums anmahnt. Christine Reinle, *Seeraub als „Fehde zur See“?* (41–49), geht diesem Paradigmenwechsel in einer mehr rechtstheoretischen Studie nach und arbeitet die feinen Unterschiede zwischen Fehde und Repressalie heraus, auch um uns dann darüber aufzuklären, wie landbestimmte Rechtstermine mit dem Seeraub zusammenzubringen sind, resp. wie schwer dieser juristisch fassbar ist und war, mit oder ohne Kaperbrief. In ähnlichem Kontext lässt sich der Beitrag von Philipp Höhn über die *Kriminalisierung im Strukturwandel* (91–100) verorten. Thomas Heebøll-Holm, *Vorreiter der Professionalisierung. England und die maritime Gewalt ca. 500–1500* (67–73) dehnt die Betrachtung sogar auf die in seiner Dissertation behandelten Cinque Ports und den Seeraub vor der englischen Küste aus und erweitert damit den Untersuchungszeitraum von 500–1500. Einige prosopografische Studien fehlen ebenfalls nicht im Band. So führt Nicolai Clarus nicht nur über *Bartholomäus Voet. Ein Hauptmann der „Vitalienbrüder“* (79–87) aus, sondern fragt sich, ob man ihn auch als Hauptmann der Vitalienbrüder historisch fassen kann. Diese Problematik wird allerdings erst im Aufsatz selbst titulierte und nicht im Inhaltsverzeichnis, ein Manko desselben, das einem somit nicht immer die z. T. ostentativen, sich schon über den Titel erschließenden Eingangsthesen mitteilt. Dieser prosopografische Ansatz des Bandes ergibt sich auch in der Vorstellung einiger im Umkreis des Seeraubes agierender Personen im sog. Exkurs als Stilmittel zwischen den Beitragenden, um vielleicht auch mehr Authentizität des z. T. wissenschaftlich Abstrakten zu generieren.

Dabei wird man aber gleich am Beginn mit Widersprüchen in der Argumentation konfrontiert. Die Hg.in des Ausstellungsbandes Felicia Sternfeld kommt schon gleich in ihrem, wenn man so will „Grüßwort“ zu der Aussage: „Zur Hansezeit hat es Piraterie gegeben – aber keine Piraten!“ (7). Eine Aussage, die vorrangig auf G. Rohmanns Studien basieren soll, der die Ausstellung wissenschaftlich federführend begleitete und wohl auch dem Band im Wesentlichen seine programmatische Ausrichtung verliehen haben mag. Er selbst nun scheint das in seiner Einführung, nur eine Seite weiter, gar nicht so zu sehen. Denn er negiert keinesfalls mit seiner Co-Autorin und verantwortlichen Kuratorin der Ausstellung, Franziska Evers, dass es Piraten in der Hansezeit gegeben hat, nur eben nicht den „alle Grenzen überschreitende(n) Pirat(en)“. Nach ihrer These ist die Grenzüberschreitung „in erster Linie eine Fiktion, die sich die Menschen erzählen, um darüber nachzudenken, wie sie in der Realität miteinander umgehen sollten“ (9). D. h.: Piraten hat es schon gegeben, nur den „alle Grenzen überschreitende(n) Pirat(en)“ nicht, was auch mit S. Roses Beobachtungen im Zusammenhang mit dem Studium des w. o. besprochenen Newport Wracks zusammengeht. Doch welche Grenzen sind gemeint, wo in aller Öffentlichkeit im Mittelalter munter gevierteilt und gepfählt wurde? Wer dürfte sich da noch aufregen, wenn ein sog. Pirat ein paar Seeleute über Bord wirft? Und wer ist eigentlich Pirat: der raubende Kaufmann, ein niederer Adliger, der Seemann, der Seesöldner, der Schiffsjunge von gerade mal elf Jahren? Je nachdem, von welchem Standpunkt aus man es betrachtet, überschreitet der Andere alle Grenzen.

Diese sog. „Entrechteten“, besser Benachteiligten, können Ausbeutung, so Karl Marx, durchaus als Anarchie sehen. Auch Kurt Barthel erkennt in seiner Fiktion über Störtebeker derartige Mechanismen des Miteinanders – in der Sozialwissenschaft bezeichnet man das als „inneren Zusammenhalt“ – sehr wohl, mag dieser in unserem Kontext auch als Korporationsgeist verstanden werden. Grenzen im Piratenwesen mussten sehr wohl überwunden werden, nur nicht die der Grausamkeit, sondern die der sozialen Schranken, das hat ganz allein schon mit dem genossenschaftlichen Umgang an Bord mittelalterlicher Schiffe zu tun. Um das zu erkennen, hätten die Autoren den Leser mit an Bord nehmen müssen, an den Tisch der angeblich Entrechteten, anstatt vom Schreibtisch aus und von oben, also von der Anführerseite gedacht, oder um hier besser den Terminus *oeconomicus* zu bemühen, aus gewaltunternehmerischer Sicht zu durchdenken und darzustellen. Damit haftet dem Dargestellten die elitäre Sicht einer bürgerlichen Geschichtsschreibung an, die etwas anklingen lässt, was man doch im Hansischen Geschichtsverein gerade so vehement bekämpft und damit eine eigenartig verkopfte Perspektive aus einer Gelehrtenstube des sprichwörtlichen Elfenbeinturmes auf ein sehr spezielles Metier und auf ein unwirkliches, menschenfeindliches Medium wie das Meer

bietet. Mir scheint, dass diese land- und nicht „seeläufige“ Sichtweise genau das Problem der Ausstellung und der Darstellung im Band zu sein scheint, dass eben, etwas humoresk und nicht böse gemeint, „Landratten“ über das Piratenwesen berichten.

Es bleiben nicht nur viele Fragen offen, es scheint, dass bestimmte Fragen noch nicht einmal gestellt worden sind. Denn was fassen wir wirklich unter dem Begriff „Piraten“? Die auf dem Klappentext erwähnten Kaufleute und Unternehmer haben mit Sicherheit nicht das Enterbeil geführt oder wenn, zu welchem Anlass und ist das statistisch zu verallgemeinern? Quellen lassen erkennen, dass sie sich zum Schutz schon mal mit einem Harnisch bekleidet haben. P. Höhn bemerkt: „Im 15. Jahrhundert führten Kaufleute zwar wie zuvor schon gewaltsame Konflikte auf dem Meer. Doch immer häufiger stachen sie nicht mehr selbst in See, um ihre Interessen gewaltsam zu verfolgen“ (91). Man fragt sich, wie das geschah, mit anderen Worten: Ist ein schwertschwingender Kaufmann tatsächlich überliefert und inwieweit bildet eine solche Überlieferung in Hinsicht des hier Behandelten statistisch gesehen einen Querschnitt ab?

Es ist daher zu hinterfragen, welches Bild eines Seemannes da von F. Evers und G. Rohmann kolportiert wird, wenn sie meinen: „Alle Seeleute waren bewaffnet ...“ (10). Fürwahr, doch nicht in dem Sinne und der Ausstattung, die Christian Peplow uns in seiner Studie „*Klar zum Entern?*“ (55–63) mit den „Smithfield Decretals“ indirekt als Kaperkampf verkaufen will. Messer sind in der Tat durch schiffsarchäologische Grabungen belegt, doch dürften sie dem Seemann bei einem Überfall zur Verteidigung gegen Profis wenig genutzt haben.

Höhn bemerkt „unterschiedliche Wege, Personal für maritimes Gewalt-handeln zu engagieren“ (91). Welche Wege waren das, wo bekam man es und was zeichnet ein solches Personal aus, was musste es können, über welche Erfahrungen und welches Material musste es verfügen, welche spezifischen Aufgaben nahm es in der Gewaltausübung wahr und aus welchen Schichten kam es? Über all dies kann man nur mutmaßen.

Im Prinzip fand der Kampf niemals auf dem Kaperschiff statt, es sei denn, Auslieger belagerten einen Kaperer. D. h. wiederum, dass der Seemann auf diesem nie wirklich in den Kampf involviert war. Insofern kann Rez. auch nicht Stephan Selzer folgen, der zwischen Seesoldat und Seemann keinen Unterschied erkennt (128). (Übrigens kam die ADLER VON LÜBECK im Nordischen Siebenjährigen Krieg nie zum Einsatz, der Opponent der MAKALÖS oder MARS war die lübische ENGEL, 131). Es scheint, dass man einerseits Besatzung und Besatzung verwechselt und andererseits das technische Gefälle zwischen Kaperer (manchmal schnelle, auch geruderte Schniggen) und schwerfälligem, weil beladenem Handelsschiff außer Acht lässt. Zur Besatzung gehörten bis zur Mitte des 16. Jh.s Seemänner, die,

zumindest statistisch gesehen, allein zur Navigation des Schiffes eingesetzt wurden. Der Rest waren gedungene Söldner, Profis in der Gewaltausübung. Hinzuweisen ist auch darauf, dass die Aufgaben des Schiffers als des navigatorischen Leiters und die des Admirals als des militärischen Leiters auch in der Piraterie selbst im 16. Jh. noch nicht in Personalunion wahrgenommen wurden. Letzterer hatte bei einem Überfall alle Hände voll zu tun, sich um die Überwältigung der Gegenwehr Leistenden zu bemühen. Da konnte er sich mit Sicherheit nicht noch gleichzeitig um die Vertäuerung und das Streichen der Segel seines schnelleren, weil weniger beladenen und daher per se höher aufragenden Schiffes kümmern. Dafür brauchte er einen nautischen Leiter, einen Schiffer. Über viele der damit zusammenhängenden Fragen wissen wir eigentlich viel zu wenig, und der vorliegende Band gibt darüber leider auch keine Aufklärung.

Damit fällt es schwer, auch eine materialisierte Sicht auf das Piratenwesen zu finden, mit anderen Worten die Standpunkte durch Ausstellungsgut zu kontextualisieren. So ist es kaum nachvollziehbar, was ein Bootshaken und ein Moostaurest mit der Kaperei zu tun haben sollen. Impliziert man hier etwa, dass ein solcher zum Heranziehen eines Schiffes im Kaperkampf genutzt worden ist? Es ist erstaunlich, dass die Ergebnisse der experimentellen Schifffahrt und der seemännischen Erfahrung, die in den zurückliegenden 30 Jahren mit den Kogge-Nachbauten gemacht werden konnten, kaum Eingang in die Forschung gefunden haben und auch im vorliegenden Begleitband unberücksichtigt geblieben sind. So vermisst man ein Eingehen auf die im Kaperkampf erforderlichen Schiffsmanöver, das geeignet wäre, ein anschauliches Bild vom Kampfgeschehen und den Vorgängen auf See zu vermitteln. Dabei kam es auch darauf an, Schäden an den Schiffen zu vermeiden. Sie stellten gegenüber der Ladung auch damals schon den größten Wert dar, wenn auch im 13. und 14. Jh. geringer als im 15. und 16. Jh. Von diesen entscheidenden Determinanten, die einen Piraten auch definieren, liest man im Band ebenso wenig. Offen bleiben darüber hinaus auch Fragen der Bewaffnung der Schiffe oder der Bedeutung, der Belastbarkeit von Kaperbriefen oder der gesellschaftlichen Veränderungen des Seeraubs. Denn im Buch – bis vielleicht auf den Beitrag von S. Selzer – wird munter durch die Jahrhunderte dekliniert, ohne dass man Qualitäts- und Quantitätswechsel in Schifffahrt und Schiffbau, die ganz wesentlich das Piratenwesen in ihrer Methodik des Überfalls prägten und damit auch sozial determinierten, herausarbeitet. Es ist mit Sicherheit eine gute Idee, Gemeinsamkeiten des mittelalterlichen Seeraubes mit dem im Heute durch die Beiträge bspw. von Johan Reimann nebeneinander zu stellen, doch hätte man markante Unterschiede im Kerngeschäft des Bandes und der Ausstellung, resp. in der Hansezeit ausmachen und deutlich machen müssen.

Mit anderen Worten hat Seeraub im 14. Jh., der aus einer Seemannschaft resultiert, welche mit einmastigen Schiffen operiert, die mit achterlichen, maximal raumen Winden vorwärtsgetrieben werden und auf denen in der Regel nicht mehr als zehn Besatzungsmitglieder auf Tagfahrten unter Küstennavigation und dann noch teilweise unter einer genossenschaftlichen Schiffsführung in der distributiven Stückgutsegelei in der Regel alleine unterwegs waren, wenig mit dem zu tun, der gegen Konvoifahrer des 15. Jh.s vorgeht, die in Linienfahrt Getreide hin, Salz retour nach Westeuropa mit sog. „Gewappneten“ als Schutz versegelten. Und dieser Seeraub hat nach Ansicht des Rez. in der Organisation und Umsetzung wenig damit zu tun, was wir im 16. Jh. durch die Infahrtbringung mehrmastiger Schiffe erkennen, die in hierarchischer Befehlsgewalt zum Teil stark mit Distanzwaffen militarisiert am Wind segelnd ihren Handel trieben. All dies determiniert hansisches Seeräuberwesen, wie man es auch immer auffasst, doch sicherlich nicht nur so linear erzählt wie oft im Band.

Die vertretene Sichtweise ermuntert auch dann nicht zur Differenzierung, wenn der Seeraub plötzlich zum Landraub wird, wie im Beispiel von N. Clarus für Bergen erzählt. Man fragt sich sofort mit der Ausgangsfrage im Hinterkopf: Kann dieser erfolgreich mit der gleichen Personage durchgeführt worden sein, wie die Wegnahme von Schiffen vor Wismar? Koggen konnten unter Umständen kurzfristig vielleicht 50 Kämpfer übersetzen. Auf Mehrmastern des 16. Jh.s wurden 1.000 und mehr Menschen über längere Strecken transportiert, mussten beköstigt werden, haben geschlafen, Notdurft verrichtet etc. bevor der Landfall erfolgte.

Die durchaus sehr instruktiv und mit einem frischen Blick aber dennoch im Prinzip zumeist nur auf die politische, wirtschaftliche und rechtliche Dimension unternommene Betrachtung, scheint das *punctum saliens*, das gegen die Sozialromantik eines Robin Hood auf dem Meer spricht, nicht so recht zu fassen: Raubgut, in dem hier vertretenen hansischen Kontext, also Handelswaren und keine harte Währung, geschweige denn Edelmetalle aus einer italienischen Galeere, zumindest statistisch nicht, war ohne Auftraggeber, die deren Wegnahme legalisierten, da sie selbst einen Handelsraum determinierten, schlichtweg unverkäuflich. Der Hanseraum war entgegen dem wohl bekanntesten Zuhause der Piraten, der Karibik, jahrhundertlang durch Rechtsnormen überformt. Das hansische Wirtschaftssystem sorgte dafür, dass diese Rechtsnormen vergleichbar und zum Teil auch konsistent waren, um Rechtssicherheit zu schaffen, also im Prinzip eine Marktgerechtigkeit, die wir schon aus dem Frühmittelalter des Besprechungsraumes kennen. Besonders die Schifffahrt zeigt durch die *Rôles d'Oléron*, dass diese Rechtskonsistenz sich nicht nur auf wirtschaftliche Belange erstreckte. Handelsgüter waren einbezogen in ein Netzwerk von Liegern und Kontoren. Selbst das Maklerwesen war schon frühzeitig reglementiert. Die Güter waren „getekt“, also

gekennzeichnet. Natürlich dürfte es auch damals einen Schwarzmarkt für gestohlenes Gut gegeben haben, aber dieser Markt war klein. Wir reden hier nicht von der Hehlerei kleiner Höker, sondern von 30–40 Last Weizen, im 15. Jh. eher 100 Last, die schnell vor Verderb aus einer Prise verkauft werden mussten. Bestimmte Systeme wie das Klipphafenwesen waren auf Monowaren wie Getreide und Holz spezialisiert, so auch das sich in diesem Zusammenhang herausbildende Schmugglerwesen. Wie grenzt sich das Piratentum aber vom Schmugglerwesen ab, auch juristisch? Waren Schmuggler auch Piraten? Wo ging beides Hand in Hand? Auch darüber gibt der Band keine Erklärung ab. Schmuggler mussten keine guten Kämpfer sein. Sie mussten über schnelle Boote, über ein gutes Netzwerk verfügen, gute Revierkenntnis haben. Vielleicht waren Vitalienbrüder, die zuallererst Lebensmittel nach Stockholm brachten, eher Schmuggler, bevor sie zu Piraten wurden.

Man darf wohl vermuten, dass der Verkauf oft auch nicht das vordergründige Ziel war, sondern es sollten Handelssysteme gezielt unter Druck gesetzt werden, das wird ja auch bei dem auf Bremen bezogenen Beispiel im Buch deutlich (50). Da mussten die Gewaltunternehmer, nicht zu verwechseln mit Gewaltakteuren, fit in der Öffentlichkeitsarbeit sein. Schnell mussten die Handelsnetzwerke von der geraubten Prise wissen, ansonsten könnte der Händler auch von einem Verlust des erwarteten Schiffes im schweren Wetter auf offener See ausgehen. Und diese Nachrichtenübermittlung musste ganz ohne Smartphone geschehen.

Durch die im Band vertretene, nüchtern distanzierte Sicht gehen nicht nur das Faszinosum Piraterie, das von Jung bis Alt alle Bevölkerungsschichten begeistert, sondern auch die auf sie bezogenen Fragen verloren. Die Perspektive von oben herab bleibt daher eine vom Schreibtisch aus unternommene Ferndiagnose. Bis auf die neuzeitliche Perspektive von Jens-Karsten Reimann (162) lässt man die Piraten auf Nahdistanz nicht heran, weder im Buch noch in der Ausstellung, also kein Enterkampf, keine Beantwortung der Frage, wie stark bemannt die Gewaltunternehmung und mit welchen (Spezial-)Waffen sie vorging, sie wird oft mit der Taktik und Strategie der späterhin mehr in Flotten operierenden überein gebracht. Da wird oft ein Theorem belastet, das durch die praktische Seemannschaft ad absurdum geführt wird.

Man hat die Perspektive von unten oder die sog. „sozialistische Geschichtsschreibung“ in den 1990er Jahren abgewickelt. Man hätte sie nur nicht durch die bürgerliche Geschichtsschreibung ersetzen sollen, denn dann ist die Ralswiek-Perspektive oder Klassenperspektive, die man eigentlich wissenschaftlich ad acta legte, tatsächlich wieder en vogue, um überhaupt eine Vorstellung für den Unterbau zu erlangen, resp. vom „einfachen“ Menschen, der seine Haut zu Markte tragen musste oder hier besser auf See, als von dem, der von irgendeiner friesischen Seeräuberburg aus Schiffe in See stechen ließ. *M.-J. Sp.*

Mit dem Problem, wie in mittelalterlichen Quellen erwähnte Schiffstypen ausgesehen haben könnten, befasst sich die Forschung schon seit Langem. Frühe Untersuchungen, etwa von Bernhard Hagedorn, Walther Vogel und auch noch Paul Heinsius, konnten sich fast ausschließlich auf bildliche Darstellungen stützen. Mit der Entdeckung mittelalterlicher Schiffswracks erweiterte sich die Quellenlage erheblich und entsprechende typologische Schemata wurden entworfen, um die Entwicklung bestimmter Typen, besonders die der Kogge und des Holk aufzeigen zu können. Unter Einbeziehung früherer und auch jüngerer Schiffsfunde wurden von Siegfried Fliedner, Detlev Ellmers und Ole Crumlin-Petersen Grundtypen aufgestellt, die die gesamte Entwicklung im Schiffsbau abdecken sollten. Diese Entwürfe standen, unausgesprochen, stark unter dem Einfluss der Darwin'schen Evolutionstheorie und der biologischen Klassifikationen. Insbesondere Fliedner ging davon aus, dass die überlieferten Schiffsbezeichnungen durch eindeutige, unverwechselbare Baumerkmale charakterisiert waren. Spätere Untersuchungen, etwa von Thijs Maarleveld oder dem Rez. stellten heraus, dass zwischen Schiffsbezeichnungen und Konstruktionsweisen kein Zusammenhang bestehen muss. Die damit verbundene Diskussion wurde 2010 von Reinhard Paulsen in dieser Zs. umfassend dargestellt. Ausgehend von einer flüchtigen Skizze im Rechnungsbuch der Stadt Wismar von 1335 setzt sich Maik Springmann mit einer anderen mittelalterlichen Schiffsbezeichnung der „Schnigge“ auseinander; einem Namen der bisher, anders als etwa Kogge oder Holk noch nicht zusammenfassend behandelt worden war: *Die Abbildung einer Schnigge von 1335 in einem Wismarer Rechnungsbuch: Begrifflichkeit, Bauform und Einsatz. Teil 1: Analogien und etymologische Verweise* (Wismarer Beiträge 24, 2018, 20–31). – Ders., *Die Abbildung einer Schnigge von 1335 in einem Wismarer Rechnungsbuch: Begrifflichkeit, Bauform und Einsatz. Teil 2: Bemannung, Konstruktionsdetails und topographische Bezüge* (Wismarer Beiträge 25, 2019, 152–171). Die Skizze steht neben dem Eintrag über den Kauf einer Schnigge, sodass die Annahme über einen inhaltlichen Zusammenhang zwischen Bild und Eintrag zu Recht besteht. Unterstützt wird diese These durch die Wiedergabe eines Weinkelchs, der neben dem Beleg für einen Weinkauf steht. Vermutlich handelt es sich nicht um aus Langeweile entstandene Kritzeleien, sondern um optische Hervorhebungen, die bspw. auch aus dem Revaler Rechnungsbuch bekannt sind. Der Zeichnung im Wismarer Rechnungsbuch kommt, trotz ihrer skizzenhaften Wiedergabe, die keine Übereinstimmung mit einschlägigen Siegelbildern erkennen lässt, besondere Bedeutung zu, da es sich um die einzige mittelalterliche bildliche Darstellung eines Wasserfahrzeugs mit diesem Namen handelt. Nach gängiger Meinung soll sich die Bezeichnung „Schnigge“, in unterschiedlicher Schreibweise, auf ein schnelles Ruderboot mit Segeln in Skandinavien bezogen haben, das nicht dem Handel, sondern der Kriegsführung oder als Nachrichtenboot diente. Der

Name lässt sich noch bis ins 19. Jh. nachweisen. Springmann kritisiert zu Recht, dass diese Aussagen, nicht durch entsprechende Quellen belegt sind. Ergänzt werden sollte, dass Hans Szymanski noch in den 1930er Jahren die Bezeichnung „Schnigge“, in der regionalen Gruppe „Eider-“, und „Helgoländer Schnigge“ behandelt. Für beide Gruppen sind auch noch andere Namen wie „Bulle“ oder „Eiderbulle“ bzw. „Helgoländer Kuff“ überliefert, die deutlich zeigen, dass Schiffsbezeichnungen keiner einheitlichen Norm unterliegen. Über die Herleitung des Namens besteht in der Forschung keine Einigkeit, etwa wenn er auf „Schnecke“ zurückgehen soll, da es sich um ein langsames Schiff handeln soll. Diese Behauptung steht im deutlichen Widerspruch zu dem o. g. schnellen Ruderboot, wie Vf. feststellt. Neuere sprachwissenschaftliche Untersuchungen sprechen für eine Herkunft aus dem skandinavischen Raum, die auch in anderen geografischen Räumen übernommen wurde und sogar in Schilderungen des Kreuzzuges Richard Löwenherz' für das Mittelmeer einfließen. Ob Schniggen immer geklinkerte Rümpfe in skandinavischer Tradition besaßen, ergibt sich aus den Quellen nicht. Der Einsatz zu kriegerischen Zwecken wird in verschiedenen mittelalterlichen Quellen nahegelegt, allerdings bleibt offen, wann aus besegelten Ruderbooten reine Segelfahrzeuge wurden. Die Skizze im Wismarer Rechnungsbuch liefert keinen Beitrag zur Klärung dieser Frage, da nur ein stilisierter Mast mit stehendem Gut wiedergegeben wurde. Deshalb erscheint die These, „Schniggen“ hätten bereits 1470 ein Spritsegel getragen, als sehr gewagt und wird vom Vf. auch kritisiert. Die Bezeichnung „Schnigge“ bezieht sich nicht nur auf Schiffe, sondern ist auch oft als Flurname in unterschiedlichen Kombinationen überliefert, die vermutlich auf Schiffbauplätze zurückgehen. Auch wenn die Studie des Vf.s viele Fragen offenlässt, so zeigt sie doch das Potenzial einer Neuuntersuchung, bei der alle Quellengattungen kritisch mit einbezogen werden. So können ältere Lehrmeinungen widerlegt und damit der Forschung neue Wege aufgezeigt werden. Seine Analyse zeigt aber auch, dass wir keine ausreichenden Kenntnisse über Schniggen besitzen, um ein Wrack mit dieser Bezeichnung zu belegen.

Timm Weski

Kunst und Kultur

Bearbeitet von *Anja Rasche*

Kerstin Petermann, Anja Rasche und Gerhardt Weilandt (Hgg.), *Hansische Identitäten* (Coniunctiones – Beiträge des Netzwerks Kunst und Kultur der Hansestädte 1, Petersberg 2018, Michael Imhof Verlag, 232 S., zahlr. Abb.). – Bildeten die Kaufleute der Hanse eine gemeinsame Identität und wie prägte ein solches Bewusstsein die Geschichte, Kunst oder Kultur im Hanseraum? Einen umfangreichen Einblick in aktuelle Forschungsprojekte und

unterschiedliche Sichtweisen auf das Thema Hanse im Kontext der Frage nach einer gemeinsamen Identität bietet der Tagungsband *Hansische Identitäten*. Mit dieser Publikation legen Hgg. einen Teil der Beiträge der gleichnamigen interdisziplinären Fachtagung vor, die unter der Federführung des Netzwerks Kunst und Kultur der Hansestädte und des Caspar-David-Friedrich-Instituts der Universität Greifswald im Jahr 2015 am Wissenschaftskolleg Greifswald stattfand. Gleichzeitig bildet der Band den Auftakt zu der Reihe „Coniunctiones“.

Angelehnt an das Thema der Tagung nimmt die Publikation in den verschiedenen Beiträgen die weitreichenden Personennetze der Hansekaufleute und deren soziale, wirtschaftliche, politische aber vor allem auch kulturelle Verflechtungen in den Fokus, um deren Prägung für die Lebenswelt der Menschen in Mittelalter und Früher Neuzeit, aber auch in der Gegenwart zu beleuchten und dabei nach verbindenden Elementen in einem Prozess des gemeinsamen Bewusstseins zu suchen.

Während die Tagung in fünf Sektionen mit Vorträgen zu den Themenkreisen „Traditionen und Formgebung – Bauen im Hansegebiet“, „Kaufleute und Künstler“, „Kunst, Handel und Konflikte“, „Wissenschaftstraditionen“ und „Hansische und hanseatische Leitbilder und Identitäten“ unterteilt war, sind die Beiträge des Sammelbandes in vier neue Themenschwerpunkte untergliedert.

Nach einer Einführung der beiden Hgg.innen erfolgt der inhaltliche Auftakt unter der Kapitelüberschrift *Architektur im Hanseraum* (11–74) mit der Vorstellung der Ergebnisse der Grabungen im Lübecker Gründungsquartier aus der Mitte des 12. bis zum Ende des 14. Jh.s von Ursula Radis, an denen sich erkennen lässt, dass bereits frühe Wohnbauten auf eine wirtschaftliche Nutzung ausgerichtet waren. Die unterschiedlichen hansischen Einflüsse auf Kirchengestaltungen in den Niederlanden im Spätmittelalter zeigt der Beitrag von Justin Kroesen. Eine hansische Architektur in Hamburg, Lübeck und Bremen nimmt auch Eva von Engelberg-Dočkal in den Blick, um hier Gemeinsamkeiten aber auch Unterschiede etwa zu anderen Regionen aufzuzeigen. Das Selbstverständnis durch Vereinnahmung von Baudenkmälern und der unterschiedliche Umgang mit dem kulturellen Erbe in Polen nach 1945, ist das Thema von Tomasz Torbus, mit welchem er den architektonischen Blick auf das Thema finalisiert.

Der Beitrag von Jan von Bonsdorff über Aufträge, Vermittlung sowie Arbeitsteilung bei der Herstellung von religiösen Kunstwerken, insbesondere in Nordeuropa im 15. und 16. Jh., bildet den Auftakt zum zweiten Themenschwerpunkt mit dem Titel *Kaufleute und Künstler* (75–136). Im Mittelpunkt stehen dabei die Kommunikation und Repräsentation von Kaufleuten. Anschließend nimmt Anu Mänd weibliche Stifterinnen und deren Möglichkeiten zu einer eigenen Memoria bei der Gestaltung von Sakralräumen in Augenschein. Ulrike Nürnberger greift diesen Aspekt auf und präsentiert am Beispiel der Familie

Brömse aus Lübeck den Versuch der Selbstdarstellung in der St. Jakobikirche. Die Rolle des Kunsthandels für den Hansekaufmann um 1500 beschreibt der Beitrag von Carsten Jahnke und lässt erkennen, dass Kunstobjekte eine Handelsware unter vielen waren. Illustrationen des 15. und 16. Jh.s als Quellen und deren Wert für die Hansegeschichte sind anschließend das Thema von Kerstin Petermann. Mit der spätmittelalterlichen Wirtschaftsethik der Dominikaner und deren Abgrenzung zu anderen mittelalterlichen Gruppen, rundet Hiram Kümper den zweiten Teil des Bandes ab.

Unter dem Aspekt der *Hanse und Wissenschaft* (137–212) untersucht Christian Krötzel die identitätsstiftende Wirkung von Netzwerken an Universitäten am Beispiel von Prag. Rolf Hammel-Kiesow legt mit Blick auf die Wissenschaft die Geschichtsschreibung und Rezeption der Hanse vom 18. Jh. bis in die heutige Zeit dar. Die Forschung zur Hanse mit besonderem Akzent auf Kunst und Kultur ist auch Thema von Anja Rasches anschließendem Beitrag. Daran anknüpfend beleuchtet Barbara Schellewald die spezielle Rolle der Kunstgeschichte der Hanse zur NS-Zeit. An einem konkreten Beispiel aus Danzig wird die ideologisch aufgeladene Darstellung der Hanse in dieser Zeit von Eva-Maria Bongardt nochmals veranschaulicht. Aufgrund des Mangels klarer Kriterien bei der Einordnung von Kunstwerken appelliert Julia Trinkert abschließend für eben solche.

Im letzten Kapitel *Verbindungen und Deutungen* (213–230) befassen sich Indravati Félicité mit einer „hansischen Identität“ und der Hanse als politischem Akteur in der Frühen Neuzeit sowie Lu Seegers mit einem Blick der Zeitgeschichte auf das Verständnis von Hanseat oder hanseatisch am Beispiel Hamburgs in der Nachkriegszeit.

Insgesamt besticht der Sammelband durch seine große Bandbreite an Themen wie etwa der materiellen Kultur, Architektur oder Wirtschaftsgeschichte. Daran anknüpfend zeigen sich auch die unterschiedlichen Perspektiven und Facetten von internationalen Historiker*innen, Archäolog*innen, Kunsthistoriker*innen etc. aus Deutschland, Dänemark, Frankreich, den Niederlanden, Polen und der Schweiz auf das Thema Hanse, die solches als ein europäisches Phänomen begreifen, als sehr gewinnbringend. Zudem werden deren einzelne Aufsätze gut von Bildern, Grafiken, Skizzen und Karten ergänzt, welche das Gesamtspektrum noch einmal ansehnlich illustrieren. In einigen Beiträgen wäre jedoch ein stärker erkennbarer Bezug zur Ausgangsfrage wünschenswert gewesen, auch wenn die Frage nach einer „hansischen Identität“ sicherlich nicht ganz einfach zu beantworten ist.

Der vorliegende Sammelband zeichnet somit ein lebendiges Bild der Hanse in ihren unterschiedlichsten Facetten vom Mittelalter bis in die Nachkriegszeit. Zudem macht er deutlich, dass der Ansatz einer interdisziplinären und grenzübergreifenden Forschung eine breite Palette an Möglichkeiten und

Herangehensweisen bietet und somit auch ein gewinnbringender Anstoß für künftige Forschungen sein könnte. Viele Fragen nach „hansischen Identitäten“ in Vergangenheit und Gegenwart sind dabei gerade erst gestellt und noch längst nicht beantwortet.

Christian Ashauer

Crossroads: Frankfurt am Main as Market for Northern Art 1500–1800, hg. von Miriam Hall Kirch, Birgit Ulrike Münch und Alison G. Stewart (artifex/ Quellen und Studien zur Künstlersozialgeschichte, Petersberg 2019, Michael Imhof Verlag, 288 S., 96 Abb.). – Der Sammelband schließt an Projekte der „Trierer Arbeitsstelle für Künstlersozialgeschichte (TAK)“ an und ist in deren Publikationsreihe „artifex“ erschienen. Die Beiträge von amerikanischen und deutschen Autoren*innen gehen auf zwei Symposien zurück: ein 2015 veranstaltetes Treffen der Renaissance Society of Amerika (RSA) in Berlin sowie ein im selben Jahr gehaltenes Symposium am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Weitere Beiträge gingen nach einem Call for Papers ein. Damit ist auch der Fokus des Sammelbandes umrissen. Die Rolle Frankfurts als Messestadt für den Handel mit Büchern, Druckgrafik und Gemälden vor allem aus den südlichen und nördlichen Niederlanden und die damit einhergehenden Produktionsbedingungen von Künstlern und Buchdruckern in Frankfurt mit einem zeitlichen Schwerpunkt im 16. und beginnenden 17. Jh. Auch wenn verschiedenste Aspekte des Themas an Frankfurter Fallbeispielen dargelegt werden, finden sich für die Erforschung des Handels mit Kunst und Luxusgütern im Hanseraum doch einige interessante Spuren. Die Bedeutung der Frankfurter Messe als Umschlagplatz für Waren und Neuheiten in der ersten Hälfte des 16. Jh.s führt Alison G. Stewart (18–40) am Beispiel der in den 1530er Jahren aus Nürnberg bzw. Straßburg nach Frankfurt gekommenen Buchdrucker Sebald Beham und Christian Egenolff aus. In weiteren Beiträgen wird auf die Frankfurter Messe als Drehscheibe für den Handel mit Büchern, Druckgrafik und Gemälden vor allem für Händler aus Antwerpen verwiesen. Die gut organisierten Vertriebswege, z. B. der seit 1555 tätigen Antwerpener Druckerei Christopher Plantin, erläutert Karen L. Bowen (66–77). Sie führten von Antwerpen zunächst nach Köln und von dort über einen Geschäftspartner weiter nach Frankfurt. Auch für den Vertrieb flämischer Gemälde spielte die Achse Antwerpen – Köln – Frankfurt im 16. Jh. eine wichtige Rolle. Viele auf der Messe tätige Kunsthändler stammten aus Flandern und brachten ihr Know-how und ihre Netzwerke mit, wie Berit Wagner (104–127) am Beispiel des Antwerpener Kunsthändlers Cornelius Caymox d. Ä., der sich 1563 in Nürnberg niedergelassen hatte, und Thomas Fusenig (208–225) am Beispiel der beiden Kunsthändler Hans Goyvaerts und Willem Wittebrood aus Antwerpen für das frühe 17. Jh.

hervorheben. Käufer waren nicht nur niederländische Glaubensflüchtlinge, sondern auch Frankfurter Patrizier (Miriam Hall Kirch, 78–103) und deutsche Händler. Dass in Frankfurt auch Alltagsgegenstände gehandelt wurden, die über die Frankfurter Messe ihren Weg aus Süddeutschland nach Antwerpen fanden, erläutert Gero Seelig (52–65) am Beispiel von mit Holzschnitten verzierten Spanschachteln, die der Aufbewahrung von Stempeln zur Herstellung von Buchlettern dienten.

Der Sammelband schärft das Bild des Handels mit Büchern, Druckgrafik und Gemälden am Messestandort Frankfurt vor allem für die Zeit des 16. Jh. und 17. Jh. Ein Blick auf den Handel über Frankfurt in den norddeutschen Raum gerade für diese Zeit wäre darüber hinaus sicher lohnenswert.

Kerstin Petermann

Europa und das Meer, hg. von Dorlis Blume, Christiana Brennecke, Ursula Breymayer und Thomas Eisentraut (Deutsches Historisches Museum, München 2018, Hirmer Verlag, 447 S., zahlr. s/w- und farbige Abb.). – *Europa und das Meer* – ein wohlklingender und vielversprechender Titel zur gleichnamigen Ausstellung vom 13. Juni 2018 bis 6. Januar 2019, der auch Hanseforscher neugierig auf eine europäische maritime Perspektive werden lässt. Dieser Blickwinkel ist unbestreitbar von großer Bedeutung für die Hanse und bezieht einen weiten geografischen Raum ein. Und tatsächlich beschäftigt sich ein Essay des Katalogs auch explizit mit der Hanse. Unter dem Titel *Mehr als Holz gegen Salz* behandelt Olaf Mörke – wie es im Untertitel heißt – *Wirtschafts- und Kulturkontakt im Hanseraum* (34–43). Der großzügig bebilderte Beitrag umfasst nur wenige Textseiten und versucht dennoch, das Thema als Ganzes in den Blick zu nehmen: „Standorte (Städte) und Bewegungsorte (Schiffe) stehen als äußere Zeichen für das Funktionieren der Hanse“ (35). Austauschprozesse, „kulturelle Kontakte“ (39) werden lediglich oberflächlich angedeutet mit Hinweisen auf Backsteingotik und urbane Architektur an der südlichen Ostseeküste. Interessante Grundlagen verspricht Ernst Baltruschs Beitrag *Antike Horizonte. Die Aneignung des Meeres* (14–22), der das Verhältnis der Antike zum Meer als Ganzes zu analysieren versucht. Dieses sei ambivalent, irrational und gefühlsbetont geprägt. In der griechisch-römischen Epoche stand das Mittelmeer im Zentrum und saßen die maßgeblichen griechischen Staaten wie „Frösche um den Teich“ (Platon). Das Meer spielte „eine zentrale Rolle im Denken der Antike“ (18), nach dem antiken Komödienautor Menander gehörte es zu den drei Übeln der Welt, zu denen er neben dem Meer noch Feuer und Frauen zählt (20). Die Stadtrepublik Venedig, Portugal und Spanien, Holland und Großbritannien nimmt Roger Crowley in seinem Beitrag *Das Meer besitzen. Der Aufstieg der Seemächte* in den Blick (23–33). Er erkennt den Handel als „Triebfeder für die Seefahrt“ (23).

Eine niedrige Bevölkerungszahl und wenig eigene Rohstoffe machten für diese Länder den Handel notwendig, um die Bevölkerung zu ernähren. Von Venedig ausgehend beschreibt Vf. die europäische Expansion über den Atlantik und skizziert Amsterdam als „Handelshauptstadt Europas“ im 16. Jh. (27). Er beschreibt die Entwicklung Großbritanniens als diejenige einer Nation, die sich mit dem Meer identifiziert und im 18. Jh. die Vormachtstellung als weltweit führende Seemacht und damit die europäische Welthandelsherrschaft bis ins 20. Jh. begründet.

Neben den Essays umfasst die Publikation auch einen Katalogteil zu den ausgestellten Objekten, der interessante Hinweise, jedoch für das Hansethema kaum neue Erkenntnisse bereithält.

Wie Raphael Gross in seinem Vorwort einräumt, ist das Thema sehr groß für eine kulturhistorische Ausstellung. Methodische Schärfe oder eine Fragestellung, die für die gesamte Themenvielfalt relevant ist, ist nicht zu erkennen. So bleibt die Erkenntnistiefe bescheiden. Auch wenn in weiteren Beiträgen hansische Themen zur Sprache kommen, wie der Schiffbau oder Handelsprodukte, bleibt eine gewisse Enttäuschung. Bei diesem Ausstellungskatalog handelt es sich eher um ein Konglomerat als um ein Kaleidoskop. Es werden (zu) kurze Zusammenfassungen geboten, die kaum weitergehende, anregende Perspektiven aufzeigen, in denen überhaupt kaum Fragen gestellt werden. Tatsächlich ist vielleicht ein so umfangreiches und vielschichtiges Thema im gesetzten engen Rahmen einer Ausstellung gar nicht in der notwendigen Tiefe darstellbar. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Meeres für die Hanse unter Einbeziehung einer historiografischen Perspektive wäre aber durchaus ein sehr spannendes und vielversprechendes Thema und die Einbeziehung kultureller Perspektiven wünschenswert. *Anja Rasche*

Burkhardt Köhler, *Musiker und Instrumentenbauer Pommerns bis 1800. Personenlexikon*, (Hamburg 2020, Verlag Dr. Kovač, 2. überarb. Aufl., 294 S.). – Schon in zweiter Auflage erscheint ein kleines Personenlexikon, das uns seltenen Einblick in einen wichtigen Kulturbereich gewährt – die Musik. Bis ins 13. Jh. zurückverfolgt Vf. in aufgrund der schlechten Quellenlage teilweise sehr kurzen Biogrammen Musiker und Instrumentenbauer. Das Lexikon folgt dem Alphabet und stellt für mehrere 100 Musiker, die in Vor- und Hinterpommern wirkten, Name, Lebensdaten, Ausbildung und Wirkungsstätten vor. Quellenbedingt kann Vf. nur in wenigen Fällen Angaben zur Familie, also Eltern, Ehepartnern und Kindern machen. So das möglich ist, werden auch Werke genannt, für einige Männer wie für Michael Rohde oder Petrus Laurentius Wockenfuß mehrere Dutzend Kompositionen. In Einzelfällen wie bei Regina Gertrud Schwartz, der Nichte der „pommerschen Sappho“ Sybilla Schwartz, lassen sich sogar Musikerinnen und deren Vokalmusik nachweisen. Auch ein bekannter Minnesänger wie der Rügenfürst Wizlaw III. von Rügen wird natürlich gewürdigt.

Leider verzichtet das Lexikon auf jegliche Einführung, sodass man nichts über das Ziel des Buches, die verwendeten Quellen und die Literatur erfährt. Da auch in den Biogrammen keinerlei Quellenangaben gebracht werden, weiß man nun zwar um die Namen der Männer (und wenigen Frauen), hat aber nur bedingt Ansatzpunkte für die weitere Forschung.

Das Lexikon ist erschlossen durch einen Index der Orte, der das Alte Reich zwischen Altdamm und Zwickau vermisst mit Ausflügen nach Nord- und Westeuropa und ein Register der Berufe, die vom akademischen Musiklehrer über Cantoren, Capellknaben, Churen, Hautboisten, Kunstpfeifer und ihre Gesellen, Maitre de Dance, Organisten und Orgelbauer, Stadtmusikanten, Trompeter bis zu Zinkenbläsern und Zunftmeistern reichen und insgesamt mehr als 120 Berufe nennen. Sehr beeindruckend ist, dass nicht nur Nachweise für Residenzstädte geführt werden und in welcher Breite das für einzelne Berufe getan wird. So ergibt sich ein sehr dichtes Bild vom Musikleben in Pommern. Über die pommerschen Hansestädte hinaus finden sich auch für Braunschweig, Bremen, Danzig, Frankfurt/Oder, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Mühlhausen, Preußen, Reval, Riga, Rostock, Stralsund, Thorn und Wismar zahlreiche Nennungen.

Abschließend werden in knappen Anweisungen in Deutsch und Englisch Hinweise zum Gebrauch des Buches gegeben. Die einleitende Erklärung der zeitlichen Beschränkung auf das Jahr 1800 lässt sich nicht nachvollziehen, meint Vf. zwar ganz richtig, dass das ehemalige Herzogtum Pommern nach dem Dreißigjährigen Krieg von Schweden bzw. Kurbrandenburg dominiert worden sei, die Musikkultur dadurch ihr typisch pommersches Gepräge verloren habe und die evangelische Kirchenmusik und die zunftmäßigen Verbindungen der Musiker zunehmend zum Erliegen kamen. Das wäre die Begründung für einen Schnitt im Jahr 1648 gewesen, der dankenswerterweise nicht gemacht wird, sondern erst 1800 erfolgt. Die anderen Anmerkungen sind der praktischen Benutzung gewidmet.

Leider ist das Fazit gespalten. Die Freude über einen wahren Steinbruch an Informationen für einen großen Teil des Hanseraums wird durch fehlende Einleitung, Quellen und Literatur sehr getrübt. Vielleicht ist das eine sinnvolle Anregung für eine 3. Auflage? N. J.

Johannes Schilling, *Die Lutherdrucke der Universitätsbibliothek Kiel. Mit zwei Editionen von Brinja Bauer und Johannes Schilling* (Kiel 2017, Verlag Ludwig, 158 S., Faksimileabb.) – Das Reformationsjubiläum hat zahlreiche Initiativen ausgelöst, die nachhaltige Spuren hinterlassen haben, so auch den hier vorliegenden Band, der zunächst nur als Katalog eine Ausstellung der Lutherdrucke in Kiel begleiten sollte. Bald ergab sich aber bei der Arbeit an den Beständen manche Überraschung, die für den Band fruchtbar

gemacht werden konnte: das älteste Kieler Bücherverzeichnis aus dem 16. Jh., das aus einer Schenkung resultiert, der Ankauf von originalen Lutherdrucken in größerer Zahl in den Jahren 1933 und 1934, dessen Motivation hinterfragt wird und die erstmalige Edition einer Lutherpredigt in niederdeutscher Sprache, 500 Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung. Einleitend stellt Vf. fest, dass es eigentlich überrascht, in Kiel eine größere Anzahl von Lutherdrucken zu finden. Zu Reformationszeiten eine Stadt mit 2000–3000 Einwohnern, ohne Universität, ohne Druckerei, ohne Bischof und ohne Residenz – wer sollte unter diesen Umständen eine solche Sammlung anlegen? Da brauchte es einen Pfarrer wie Rudolf von Nimwegen, der in der Reformationszeit an der Nikolaikirche wirkte und seine Bibliothek testamentarisch „seiner“ Kirche vermachte. Leider ist die Sammlung nur noch zu kleinen Teilen erhalten, wir erfahren nur durch den Katalog, was sich einst in ihr befand, Vf. kann zudem einige Titel herausgelöst aus den ursprünglichen Sammelbänden nachweisen. Sehr genau analysiert er die nachweisbaren Zuwächse in der Bibliothek seit der Gründung der Universität und würdigt dabei vor allem die Ankäufe zum Reformationsjubiläum 1933 und im Folgejahr durch den Katholiken Dr. Christoph Weber, der die Kieler UB trotz aller Anfeindungen der Nazis in dieser Zeit segensreich leitete.

123 Lutherdrucke, also Schriften des Reformators, die zwischen 1513 und seinem Tod 1546 erschienen sind, besitzt die Kieler UB, unter ihnen die erste Buchausgabe der 95 Thesen, die erste gedruckte Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, die 1522 in einer Auflage von 3.000 Exemplaren erschien, eine Sammlung von Musterpredigten in niederdeutscher Sprache und eine ganze Reihe von Drucken aus der Werkstatt des Leipziger Druckers Melchior Lotter d. Ä. Der Katalog versammelt die Drucke in der Reihenfolge ihrer Entstehung und orientiert sich an der Lutherbibliografie von Josef Benzing und Helmut Claus. Die Texte der Titelblätter werden in den meisten Fällen vollständig wiedergegeben, neben den Titeln also Verfasser, Orts- und Jahresangabe, zudem die Kieler Signatur sowie die Nachweise in der Weimarer Lutherausgabe, in der Bibliografie von Benzing und Claus sowie im VD 16. Außerdem werden Hinweise auf vorhandene Digitalisate gegeben, Umfangangaben, fehlende Blätter und leere Seiten werden erfasst, Formatangaben leider nicht – insgesamt also eine tiefe Erschließung des Bestandes, mit der sich gut arbeiten lässt. Das Register bringt ein alphabetisches Verzeichnis der Luther-Schriften und ein Verzeichnis der Druckorte (12) und Druckwerkstätten (42).

Sehr verdienstvoll ist auch die Edition des Bücherverzeichnisses des Pastors an der Kieler Nikolaikirche Rudolf von Nimwegen, das zunächst als Faksimile, dann als Edition mit Nachweis der Werke im VD 16 und der überlieferten Drucke im Katalog der Kieler UB wiedergegeben wird. Mit dem beigegeführten

Autorenregister lässt sich sehr schön der Lesehorizont dieses wichtigen Kieler Pfarrers erfassen. Schließlich folgt eine Edition des Luther-Sermons „Up dat Evangelium van deme ryken manne vnde armen Lazaro Luce an deme xvj“.

Das Buch ist grafisch sehr schön gestaltet, Papier und Ausstattung zeigen die Sorgfalt, die Vf. und Verlag haben walten lassen, um uns dieses Thema näherzubringen. Und so freut man sich, neben dem schönen Buch zur Kieler Hansegeschichte von Thomas Hill einen weiteren Baustein zu diesem bisher unterbelichteten Teil der Kieler Geschichte in der Hand zu halten, und hofft auf weitere qualitätsvolle Beiträge aus der Stadt an der Förde. Möge also das „Amen“ der Edition nur das Ende dieses Buches bedeuten und nicht das der Beschäftigung mit dieser Materie.

N. J.

Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Regionen

Bearbeitet von *Rudolf Holbach, Nils Jörn, Sarah Neumann, Ortwin Pelc* und *Carsten Siebenbürgen*

RHEINLAND/WESTFALEN. Zwei Beiträge aus dem 65. Band von „Geschichte in Köln“ (2018) beleuchten nicht allein die Geschichte der spätmittelalterlichen Stadt, sondern liefern zugleich wichtige Impulse zum Konnex von Mittelalter und Moderne und zu Aufgaben bzw. Möglichkeiten der Geschichtswissenschaft: Werner Tschacher stellt die Frage nach der Etablierung des Kults der Hl. Drei Könige in den Mittelpunkt seiner Überlegungen zur (Re-)Konstruktion mittelalterlicher Geschichte in Wissenschaft und Literatur (*Die Heiligen Drei Könige zwischen Wissenschaft und Literatur. Anmerkungen zur Vermittlung des Mittelalters in der Öffentlichkeit*, 31–43). Dazu unterzieht er die neuere historische Forschung einer Relektüre, gleicht geschichtswissenschaftliche und literarische Erzähltechniken und Plausibilisierungsstrategien miteinander ab und plädiert für eine Mediävistik, die „die Formen der eigenen wissenschaftlichen und der populären Geschichtsvermittlung als einen Dialog zwischen Vergangenheit und Gegenwart betreibt“ (43). Franz-Josef Arlinghaus widmet sich in seinem überaus anregenden Beitrag der übergeordneten Frage nach der Tragfähigkeit von Kontinuitätsmodellen für heutige historisch fundierte (städtische) Identität: *Was ist ein Kölner? Bürgerschaft, kommunales Gerichtswesen und Zugehörigkeit im 15. Jahrhundert* (45–71). Dazu lotet er anhand zahlreicher Fallbeispiele aus dem spätmittelalterlichen Köln in einem ersten Schritt das kommunale Selbstverständnis der Rheinmetropole und ihrer Bürgerschaft aus, um dann in einem zweiten Schritt möglichen Indizien für eine individuell geprägte Bindung an die Stadt im Sinne z. B. heutiger „Heimatverbundenheit“ nachzugehen.

Deutlich wird dabei, dass die vormoderne Stadt als verschworener Bürgerverband nichts mit den erst im 19. Jh. entworfenen Konzepten von Gemeinschaft gemein hat, sich also gerade nicht in ein historisches Kontinuitätsmodell im Sinne einer Herkunftserzählung einfügt. Damit eröffnet der Beitrag auch eine Perspektive auf die Funktion von Geschichtswissenschaft allgemein und Vormoderneforschung im Besonderen und leistet so einen inspirierenden Beitrag zum Selbstverständnis des Fachs. S. N.

Mit *Im Angesicht der „Pestilenz“: Seuchen in westfälischen und rheinischen Städten (1349–1600)* (Medizin, Gesellschaft und Geschichte – Beihefte 72, Stuttgart 2020, Franz Steiner Verlag, 388 S., 15 Karten) legt Kay Peter Jan k r i f t eine umfassend umgearbeitete Fassung seiner Münsteraner Habilitation aus dem Jahr 2001 vor, die in beeindruckender Weise zeitspezifische Wahrnehmungen und Reaktionen auf verschiedene Seuchenphänomene aufarbeitet: Im Zentrum der Studie stehen mit Aachen, Duisburg, Essen, Köln, Wesel und Xanten sechs rheinische und mit Dortmund, Minden, Münster, Paderborn und Soest fünf westfälische Städte. Diese Fokussierung auf einzelne, gut dokumentierte Städte, die zugleich Austauschbeziehungen aufweisen, erlaubt eine genaue Beobachtung der jeweils am Seuchengeschehen beteiligten städtischen Akteure und Institutionalisierungsprozesse von der ersten Hälfte des 14. Jh.s bis in die zweite Hälfte des 16. Jh.s. Dieser epochenübergreifend angelegte Untersuchungszeitraum ergibt sich einerseits aus der städtischen Überlieferung, die ab dem 14. Jh. verstärkt Seuchenphänomene dokumentiert, ist aber andererseits auch dem überzeugenden Ansatz geschuldet, die Reformation als möglichen Einflussfaktor auf städtische Wahrnehmungs- und Reaktionsmuster in den Blick zu nehmen und neben der Pest auch weitere Seuchen zu berücksichtigen. Auf die stringent argumentierende Einführung (11–64) folgt zunächst ein die Quellengrundlage in vorbildlicher Weise erhellendes Grundlagenkapitel (66–131), das zunächst für die in den Quellen begegnenden, wandlungsfähigen und teils changierenden Begrifflichkeiten sensibilisiert und die Unmöglichkeit retrospektiver Diagnosen deutlich vor Augen führt. Im Anschluss präsentiert Vf. das beeindruckende Spektrum an für die Studie herangezogenen Quellen bzw. Quellengattungen, die mit Blick auf die einzelnen Städte knapp beschrieben und hinsichtlich ihres Erkenntniswerts eingeordnet werden. Neben einer Fülle an Textzeugnissen, die auch im umfangreichen Quellenverzeichnis (329–346) dokumentiert ist, finden hier auch archäologische Befunde und Sachquellen Berücksichtigung. Ebenfalls grundlegender Natur ist auch das dritte Kapitel, das die städtischen Rahmenbedingungen für Seuchenverbreitung aufzeigt (132–145). So begünstigten Bevölkerungsdichte, mangelnde Hygiene und durch Handel, Wallfahrten, Kriege etc. bedingte Mobilität die Seuchenverbreitung im

städtischen Raum. An die grundlegenden Überlegungen zur Quellenlage und zur Epidemiologie der Stadt knüpft sich das mit knapp 180 Seiten umfangreichste Kapitel der Arbeit, das eine beeindruckende Analyse der Formen, Strukturen und Entwicklungen in der städtischen Auseinandersetzung mit Seuchen bietet (146–325). Hier wird zunächst eine chronologisch strukturierte Untersuchung städtischer Wahrnehmungs- und Reaktionsmuster im Umgang mit der Pest, angefangen beim hochmittelalterlichen Seuchengeschehen bis zum 16. Jh., vorgenommen (146–289). Im Anschluss rücken gleichsam als Korrektiv Quellenbefunde zu Syphilis, Englischem Schweiß und Lepra in den Blick (289–325). Deutlich wird dabei auch, dass mit Blick auf die Pest keine regionalen, sondern lokale Eindämmungsstrategien griffen, denen in kleineren Städten aufgrund eines höheren Grades an sozialer Kontrolle größerer Erfolg beschieden war. Der Englische Schweiß konnte hingegen vor allem aufgrund effektiven zwischenstädtischen Informationsaustauschs bewältigt werden. Neben solchen allgemeinen Tendenzen ist eine Fülle an wichtigen Einzelergebnissen, insbesondere zu den untersuchten Städten, zu verzeichnen, die dank hilfreicher Zwischenüberschriften gezielt angesteuert werden können. Insgesamt bleibt festzuhalten, dass das Buch als vergleichend angelegte Regionalstudie neue Maßstäbe für die Forschung zur Stadt- und Seuchengeschichte der Vormoderne setzt. S. N.

Wilfried Reininghaus schließt mit *Die vorindustrielle Wirtschaft in Westfalen. Ihre Geschichte vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende des Alten Reiches* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen N. F. 32, Münster 2019, Aschendorff Verlag, 3 Teilbde., 1536 S., 16 Tab., 163 teils farbige Abb., Personen- und Ortsregister) eine seit Langem bestehende Lücke und führt die Forschung zur westfälischen Wirtschaftsgeschichte des vorindustriellen Zeitalters in einer großartigen Synthese zusammen. Am Anfang der drei inhaltvollen und ansprechend gestalteten Bände stehen Überlegungen zum Forschungsstand und zu Forschungsfragen zur Wirtschaftsgeschichtsschreibung Westfalens (19–58). Dabei verbindet Vf. die Sichtung älterer Überblicksdarstellungen mit konzeptionellen Überlegungen zum Zuschnitt des Stoffes, der hier primär der Gliederung nach Sektoren folgt, räumliche und zeitliche Aspekte jedoch integriert. Als erster Sektor wird die Landwirtschaft in den Blick genommen (59–464). Neben den Agrarprodukten (Wald, Kulturpflanzen und Nutztiere) finden hier auch naturräumliche Gegebenheiten und Aspekte der Agrarverfassung umfängliche Berücksichtigung. Mit Metallen, Steinkohle und Salz rücken zum Abschluss des ersten Bandes die Bodenschätze Westfalens in den Mittelpunkt der Betrachtung (465–544). Der zweite Band bietet detaillierte Einblicke in das produzierende Gewerbe und behandelt die Sektoren Metalle und Metallwaren (545–635), Textilien (635–720), Kleidung und Lederwaren

(720–747), Nahrungs- und Genussmittel (747–824), Baugewerbe (824–903), chemisches Gewerbe (904–908), Medien (908–931), Körper- und Gesundheitspflege (932–957) sowie Kulturproduktion (957–967). Bieten bereits die beiden ersten Bände zahlreiche Informationen und Erkenntnisse zur (hanse-) städtischen Wirtschaft Westfalens, finden sich insbesondere im dritten, dem tertiären Sektor gewidmeten Band umfassende Überlegungen zum westfälischen Handel im Allgemeinen (970–1065) und zum hansischen Handel im Besonderen (v. a. 1004–1025). Neben den allmählichen Bedeutungsverschiebungen von z. B. Ziel- und Marktorten sowie Handelsrouten wird dabei auch deutlich, dass die Bindung der relativ großen Zahl an (Klein-)Städten Westfalens an die Hanse weniger institutionell denn personell zu erfassen ist (1006). Dieses personelle Element wird im Kapitel zu westfälischen Händlern und ihren sozialen Gruppierungen (1034–1065) gleichsam ausbuchstabiert: Dabei finden neben Händlern ländlicher Herkunft und internationalen Fern- und Wanderhändlern vor allem die städtischen Kaufmannschaften Berücksichtigung, darunter auch Hansestädte wie Soest, Dortmund und Münster (1035–1039) und (hansische) Handelsstädte in Ostwestfalen (1042–1047). Auf die Darstellung von Geld- und Kreditwesen (1065–1102), Verkehr und Transport (1102–1157), Gastgewerbe (1158–1162) und dem öffentlichen Dienst (1162–1179), die die Ausführungen zum tertiären Sektor abschließen, folgt eine chronologisch strukturierte Zusammenschau der Detailbetrachtungen mit Blick auf Entwicklungslinien und Wendepunkte der westfälischen Wirtschaftsgeschichte zwischen 500 und 1800 (1181–1232), die auch zu verdeutlichen vermag, auf welchem Fundament die Industrielle Revolution in Westfalen aufbauen konnte. Das in jeder Hinsicht beeindruckende Werk hat zweifellos Referenzcharakter und wird einem breiten Publikum aus Forschenden, Lehrenden und Interessierten als unverzichtbares Handbuch dienen.

S. N.

Wolfgang Rinke bietet in seinem Beitrag *Drei Herrscher aus dem Hause Luxemburg? Conrad von Soest „Huldigung der Weisen“ in St. Marien zu Dortmund. Ein Bild mit politischer Aussage* (Beitr. Dortmund 110, 2019, 39–58) nicht nur eine detaillierte kunsthistorische Analyse eines 1420 entstandenen Altarretabels, sondern vermag dieses auch mit Blick auf die politische Geschichte Dortmunds im Spätmittelalter zu lesen. So kann er die auf der dritten Altartafel gezeigten Hl. Drei Könige anhand von Vergleichen mit zeitgenössischem Bildmaterial und von Realien überzeugend als die Luxemburger Herrscher Ks. Karl IV., Kg. Sigismund und Kg. Wenzel IV. von Böhmen identifizieren. Die künstlerische Präsentation dieser drei Figuren wurde dabei offenbar geprägt von dem Wunsch, die Bedeutung der jeweiligen Herrscherpersönlichkeit für die Reichsstadt Dortmund in einem hierarchisch strukturierten Bildprogramm zu verdeutlichen und dabei insbesondere dem kaum im Sinne Dortmunds agieren-

den Kg. Wenzel IV. eine nachrangige Position zuzuweisen. Dieser überzeugend rekonstruierte politische Unterton der Tafel erlaubt Vf. auch, den Dortmunder Rat als Auftraggeber des Kunstwerks plausibel zu machen. S. N.

Die früh- und hochmittelalterliche Geschichte Soests und ihre Prägung durch die Kölner Erzbischöfe erhellt der Beitrag *Soest auf dem Weg von einem bedeutenden frühmittelalterlichen Wirtschaftszentrum zur Hauptstadt des kölnischen Westfalen* von Gabriele Isenberg (WestfZs. 169, 2019, 9–24). Auf der Grundlage schriftlicher und archäologischer Zeugnisse legt sie überzeugend dar, dass die Kölner Metropolen bereits seit dem 7. Jh. als Salinenherren in Soest agierten. Die Effizienz der Soester Saline begründete letztlich auch den Aufstieg des Orts zu einem frühen Wirtschaftszentrum am Hellweg, das bereits im 10. Jh. unter Ebf. Brun zur Nebenresidenz der Kölner Erzbischöfe ausgebaut werden sollte. Bruns Pläne fanden aufgrund seines frühen Tods jedoch erst unter seinen Nachfolgern ihren Abschluss: Durch den Neubau einer erzbischöflichen Pfalz in direkter Nachbarschaft zu den bereits bestehenden Kirchen St. Petri und St. Patrokli erhielt Soest im 11. Jh. ein geistliches Zentrum mit herrschaftlich-politischem Akzent, das unter Ebf. Friedrich I. und seinen Nachfolgern immer wieder repräsentativ um- und ausgestaltet wurde. Unter dem jahrzehntelangen Engagement der Kölner Erzbischöfe avancierte Soest also zu einer Hauptstadt im kölnischen Westfalen. Die Soests Attraktivität ursprünglich begründende Saline wurde indes im 12. Jh. nach Sassendorf verlagert; zur gleichen Zeit intensivierte die Stadt ihre Beziehungen zur Hanse, in der sie im Spätmittelalter eine führende Rolle übernehmen und sich so einmal mehr als Wirtschaftszentrum von europäischem Rang erweisen konnte. S. N.

Unter den Beiträgen des 131. Bandes der *Soester Zeitschrift* (2019) sind insbesondere zwei Untersuchungen anzuzeigen: Jörg Bitting beleuchtet *Das Soester Bürgerbuch als namenkundliche Quelle* (5–12). Der Beitrag bietet eine komprimierte Zusammenstellung der Ergebnisse einer umfangreichen Münsteraner Examensarbeit aus dem Jahr 2006. Vf. kann für den Zeitraum von 1300 bis 1449 anhand einer umfangreichen Stichprobe aus dem namenkundlichen Material des Bürgerbuchs aufzeigen, dass der Anteil der vor allem bei Neubürgern verwendeten Herkunftsnamen im Untersuchungszeitraum sank; im Gegenzug etablierten sich bei Bürgern zunehmend Berufs- und Übernamen, die unter anderem auch den hohen Spezialisierungsgrad im Soester Handwerk belegen und Einblick in die soziale und wirtschaftliche Struktur der Bürgerschaft des spätmittelalterlichen Soest bieten. Als *Stadt der Wunder* erscheint Soest hingegen im Beitrag von Wolfgang Schmid, der die von der Forschung lang geringgeschätzte Gattung der Mirakelberichte unter stadt- und mentalitätsge-

schichtlichen Aspekten auswertet: *Soest – eine Stadt der Wunder. Kirche und Frömmigkeit im Spiegel hochmittelalterlicher Mirakelberichte, 1. Teil* (13–59). Ausgangspunkt der Untersuchung ist ein Translations- und Mirakelbericht aus dem Jahr 1258/59 zur Arm- und Handreliquie des hl. Simon aus der Prämonstratenserabtei Sayn, die im Zuge einer Prozession in einem eigens dafür angefertigten Schrein auch in Soest Station machte und Wunder wirkte. Vf. rekonstruiert minutiös die Überlieferung und den Kontext des Berichts und beleuchtet Traditionen sowie Innovationen in der Schatzkunst anhand der bis heute erhaltenen *capsella*, in der die Simonsreliquie zur Schau gestellt wurde. Auf instruktive Überlegungen zum Erkenntnispotenzial von Mirakelberichten folgt eine Analyse der in Soest lokalisierten Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach, die in einem weiteren Beitrag fortgesetzt wird. S. N.

NIEDERSACHSEN. *Die Bestände des Stadtarchivs Braunschweig*, hg. von Henning Steinführer (Braunschweiger Werkstücke, Reihe A: Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek 56/115, Braunschweig 2018, Appelhans Verlag, 599 S., zahlr., auch farbige Abb.). – Eine gedruckte Bestandsübersicht? In Zeiten des Internet, wo man nur mal rasch googeln will, was ein Archiv bereithält, aber nicht einen dicken Band durcharbeiten – ist das noch zeitgemäß? Ganz bestimmt ist es das. Ein Band wie dieser lässt die Herzen jedes Archivnutzers höherschlagen und da viele von ihnen mittlere und ältere Semester sind, die zwar gern moderne Medien nutzen, aber vor allem Archive besuchen, um in ihnen für ihr nächstes eigenes Buch zu recherchieren, fühlt sich die Zielgruppe auf jeden Fall angesprochen und wird sehr gut bedient, das sei vorweggenommen. Dass eine Internetrecherche zu einem abgegrenzten Thema das eine ist, eine gedruckte Übersicht über die Bestände eines Archivs, in dem man selbst Querverbindungen herstellen und abseits der Suchworte Entdeckungen machen kann, weiß jeder Archivbenutzer und freut sich, wenn er so ein „altmodisches“ Hilfsmittel in der Hand hält. An diesem zeigt sich, dass man viele Entdeckungen erst machen wird, wenn man sich von seiner Stichwortsuche verabschiedet.

Braunschweig war als Quartierstadt eine der wichtigsten Hansestädte, auf das Hansische Inventar des Quartiers freut sich die Forschung mit großer Spannung – was findet man zu dem Thema nun in der Bestandsübersicht? Zunächst ergeben sich im Register unter Hanse nur vier Treffer: So gibt es im sog. *Ersten und Zweiten Aktenbestand B III und B IV* einmal 48 Verzeichnungseinheiten zum Thema *Verhältnis zur Hanse und zum Sächsischen Städtebund* zwischen 1518 und 1669 und einmal 21 VE zum Thema *Hansische Angelegenheiten* zwischen 1529 und 1670. Ein weiterer Treffer findet sich im Familienarchiv von Vechelde, einer Familie, die seit dem 14. Jh. im hansischen Fernhandel aktiv und über 250 Jahre im Rat der Braunschweiger

Altstadt vertreten war. Schließlich findet sich in den Archivalien vermischter Provenienz noch ein Konvolut zum Thema *Hanse*. Alle sind durch Findhilfsmittel und über das Archivinformationssystem erschlossen. Natürlich ist das nicht alles und um das zu verifizieren, ist dieser Bestandsführer wichtig. Ein wichtiger Bestand mit insgesamt 8.278 Stücken sind die in mehrere Untergruppen sortierten Urkunden, von denen die meisten der bis 1400 ausgestellten Stücke im Braunschweiger Urkundenbuch ediert sind, viele andere wie die Rentenbriefe ab 1430, die Testamente ab 1350, die Nachlaßinventare ab 1400 oder die Gildearchive ab 1392 aber lassen zahlreiche Überraschungen erwarten. Gleiches gilt für die Urkunden der zahlreichen Braunschweiger Kirchen und Klöster sowie für die verschiedener Familien. Auch hier taucht die Familie von Vechelde mit einem eigenen Bestand auf – da im Verweis aber das Wort Hanse nicht auftaucht, ist der Urkundenbestand entsprechend im Register nicht verschlagwortet.

Auch das Alte Ratsarchiv (vor 1671) bietet mit seinen 670 Bänden der Stadtbücher zwischen 1268 und 1696, die sehr übersichtlich in 25 Gruppen thematisch aufgelistet sind, überreichlich Material für den Hansehistoriker. Dies trifft auch auf die Rechnungsreihen in 662 Bänden zu, die zwischen 1385 und 1671 existieren. Aber auch im sog. Älteren Magistratsarchiv (1671–1825) gibt es einen Bestand *Stadt Braunschweig*, der ursprünglich aus dem Niedersächsischen Landesarchiv, Standort Wolfenbüttel stammt, in dem sich Akten, Amtsbücher und Einzelstücke ab 1396 finden, die man konsultieren sollte. Weitere Funde sind im Rechnungsarchiv zu erwarten, das sowohl für die Kirchen wie auch für die Wohlfahrtsanstalten im Jahre 1426 beginnt, nach den einzelnen Kirchen bzw. Anstalten geordnet ist und jeweils mehr als 4.500 VE umfasst. Die Rechnungen für Schulen und Stiftungen setzen erst nachreformatorisch ein, die für das Waisenhaus immerhin schon 1430. Auch die Akten der Stadtsuperintendentur beginnen 1558. Braunschweig hat auch das Glück, für viele Kirchen die älteren Kirchenbücher zu besitzen und diese nicht in einem regionalen Kirchenarchiv zu wissen. Ab 1582 sind erste Eintragungen überliefert, teilweise im 14. Jh. setzen bereits die Nachrichten zu Beguinen, ein Jahrhundert später zu verschiedenen Hospitälern und Stiftungen ein.

Natürlich bietet der Bestandsführer die schöne Gelegenheit, einige der Cimelien abzubilden und damit auf sie hinzuweisen. Unter diesen Quellen befinden sich die Urkunde Ottos IV. von 1199, in der er den Braunschweigern Zollfreiheit gewährt, ein Bündnis von 60 Braunschweiger Bürgern gegen Auswärtige aus dem Jahr 1384, der prächtig gestaltete Wappenbrief der Familie von Vechelde von Kaiser Sigismund aus dem Jahr 1437, das Weddeschatzbuch (1433–1485), in dem die Geldanlagen Braunschweiger Bürger beim Rat verzeichnet wurden, das Zollbuch von 1503, das God-

deshuse bok von 1404, in dem Grundbesitz, Vermögen sowie Renten- und Kapitalgeschäfte der Braunschweiger Kirchen verzeichnet wurden oder die von Johannes Buggenhagen entworfene evangelische Kirchenordnung aus dem Jahre 1528.

Der Bestandsführer nutzt die Gelegenheit zur Werbung und liefert auch ein umfangreiches Verzeichnis der Veröffentlichungen des Braunschweiger Stadtarchivs. Neben den 118 Bänden der seit 1925 erscheinenden Werkstücke, die ein beeindruckendes Spektrum der Stadtgeschichtsforschung zeigen, gibt es seit 1977 auch 37 Bände der Reihe *Kleine Schriften*, seit 1989 zudem 15 Bände der *Quaestiones Brunsvicensis* und schließlich seit 2009 die *Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Braunschweig*, seit 1961 zudem noch 15 Sonderveröffentlichungen – für den Außenstehenden etwas verwirrend und nicht immer einleuchtend, wie die Abgrenzung zwischen den Reihen gedacht ist und doch erfreut man sich der Vielfalt, die es so vielerorts nicht gibt und die zeigt, wie lebendig die Geschichtsforschung zu Braunschweiger Themen ist.

Nach einer modernen Bestandsübersicht strebt jedes Archiv, Braunschweig hat es geschafft – mit der hier vorliegenden ist man bestens gerüstet für Nutzeranfragen. An viele kleine Details ist liebevoll gedacht worden. So gibt es zwei Lesebändchen, mit denen man Funde kennzeichnen kann. Dass sie in den Farben der Stadt, rot und weiß, gehalten sind, versteht sich fast von selbst. Bestandsführer wie dieser machen Lust zum Entdecken und sind eine gute Werbung für unsere Archive – auf nach Braunschweig! N. J.

Dieter Neitzert, *Göttinger Boten und Gesandte. Reichweite und Intensität städtischer Kommunikation zwischen 1400 und 1450* (Göttinger Forschungen zur Landesgeschichte 22, Bielefeld 2019, Verlag für Regionalgeschichte, 199 S., div. Tab. und Karten), gelingt es, in minutiösem Quellenstudium und vor einem stadt- und landesgeschichtlich weit gespannten Horizont ein detailliertes Bild des Göttinger Boten- und Gesandtenwesens des 15. Jh.s zu zeichnen: Auf einleitende Hinweise zur Überlieferung, deren Schwerpunkt die Stadtrechnungen bilden (13–15), folgen grundsätzliche Überlegungen zu den methodischen Herausforderungen, die dieses Material birgt (16–22). So bieten die unkommentierten Einträge z. B. häufig keine exakten Informationen zu den eigentlichen Adressaten der Gesandtenritte bzw. der Botenläufe und lassen auch kaum erkennen, welchen Kriterien die Wahl der jeweiligen Boten folgte. Ungeachtet dieser methodischen Hürden gelingt es Vf. in eindrücklicher Weise, Berufsbild und Berufsalltag der Göttinger Gesandten und Boten nachzuzeichnen. Er erhellt ihre Funktionen, ihr jeweiliges soziales Prestige, ihre materielle Ausstattung und ihre geringe Entlohnung. Dem gegenüber standen hohe Anforderungen an die körperliche Konstitution der Boten – „Sie arbeiteten im Akkord und mussten ihre Einnahmen mit den Füßen herein-

holen“ (43) – und ein allgegenwärtiges Berufsrisiko, das sich im Kontext der zunehmenden Fehden des 15. Jh.s noch intensivierte. Neben diesen sozial- und alltagsgeschichtlich relevanten Erkenntnissen zum Amt der Gesandten und Boten liegt ein weiteres Verdienst der Studie jedoch in der detaillierten Rekonstruktion des kommunikativen Netzes, das Gesandte und Boten zwischen Göttingen und den Zielpunkten ihrer Reisen spannten. Insbesondere die Kartierung der Zielorte von Göttinger Gesandten und Ratsbeauftragten sowie Boten für die Jahre von 1401 bis 1450 (Karten 1–3c) macht dabei die nach wie vor starke Rückbindung der Stadt an die Landesherrschaft deutlich und zeigt zudem einen im Radius von 50 bis 60 Kilometern um Göttingen verdichteten Kommunikationsraum. Dabei klingt bereits im Laufe der Untersuchung die Frage nach Göttingens Beziehungen zur Hanse an: So fungierte der Göttinger Ratsgesandte Johan Swanflogel 1409 auf Wunsch Lübecks als Vermittler zwischen dem Alten und Neuen Rat (51–53). Die mit zahlreichen Ratsgesandtschaften betraute Göttinger Familie Giseler von Müden vermittelte 1444 zwischen den Holländern, die den hansischen Stapel von Brügge umfahren hatten, und der Hanse, die die eigens angeforderten Göttinger Vermittler jedoch auf den Kosten sitzen ließ (57–58). Das abschließende Kapitel (63–71) nimmt Göttingens Beziehungen zur Hanse dann noch einmal explizit in den Blick, rekonstruiert insbesondere Göttingens Engagement im Vorfeld des Kriegs gegen Dänemark und macht plausibel, dass Göttingen im südlichen Teil des sächsischen Drittels zumindest für die erste Hälfte des 15. Jh.s ein weitaus höheres Gewicht als Vorort zukommt als bisher angenommen. S. N.

Erneut befasst sich Wolfgang Petke mit *Wallfahren auf den Nikolausberg vom Spätmittelalter bis zur Reformation* und bringt *Nachträge* (GöttJb. 66, 2018, 17–33) zu einem 2016 in der Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte erschienenen Beitrag. Mit Blick auf den späten Beginn der Wallfahrten im 14. Jh. hält er im 1379 überlieferten päpstlichen Privileg von 1162 die auf Nikolausberg bezogenen Passagen für verfälschende Zusätze aus dieser Zeit und sieht sie im Kontext anderer Bemühungen, die Nikolausverehrung an diesem Standort zu stimulieren. Zwar sind nur wenige Pilger namentlich bekannt. Jedoch entwickelte sich Nikolausberg vom ausgehenden 14. Jh. bis zur Reformation zu einem regional wie überregional bedeutsamen Wallfahrtsort, der von etlichen Adeligen, aber auch von Bürgern aus Hansestädten wie Lübeck besucht wurde. Zwar ist kein Mirakelbuch überliefert; jedoch weisen Funde von Pilgerzeichen u. a. in Göttingen, Stralsund und Stade auf die Attraktivität der Nikolausberger Heiligenverehrung hin, deren Haupteinzugsbereiche das nördliche Hessen, Thüringen und Sachsen waren. Aus den überlieferten Graffiti im Chor der Kirche lässt sich nach Vf. das definitive Ende der Wallfahrten im späten 16. Jh. ablesen. R. H.

Sigrid Dahmen stellt *Archivalische Kleinodien. Privatwirtschaftliche Verträge im Stadtarchiv Göttingen* vor (GöttJb. 66, 2018, 35–54). Es handelt sich um die von 1676–1852 reichenden, 103 Bände umfassenden Stadthandelsbücher, die gerade in der frühen Zeit besonders ausführlichen sog. Wilkorebücher (1530/31–1696) und um *Des rades bok* (1402–1512). Insgesamt verzeichnen diese Quellen eine Vielzahl von unterschiedlichen Verträgen, die Informationen über Liegenschaften und städtische Topografie, über Personen und ihre innerfamiliären wie sonstigen sozialen Beziehungen, über Finanzen, aber auch über andere Bereiche wie Stiftungen oder materielle Kultur enthalten. R. H.

Inwieweit es in Frömmigkeit und religiösen Praktiken einen Wandel im 16. Jh. gegeben hat, untersucht Hedwig Röckelein am Beispiel von Göttingen: *Für und wider die Abgöttereier. Heiligen- und Reliquienverehrung vor und nach der Reformation* (GöttJb. 66, 2018, 55–78). Wie in anderen Städten gab es hier eine Vielzahl von Altartafeln und Statuen, Reliquienschreine, Prozessionen, Messstiftungen und auch eine rege Wallfahrtstätigkeit. Das reformatorische Vorgehen gegen die Heiligenkulte, führte 1529 zu Bilderstürmen. Der Rat sorgte im Anschluss zwar einerseits dafür, dass allzu radikale Praktiken wie öffentliche Reliquienverbrennungen unterblieben, fiskalisierte aber andererseits viele Kirchengüter oder führte sie einer anderen Nutzung zu. Teilweise griffen frühneuzeitliche Formen der Repräsentation freilich auch vorreformatorische Traditionen auf. R. H.

Stadt – Macht – Reformation. Innerstädtische Konflikte und die Religionsfrage in Göttingen zwischen 1510 und 1529 thematisiert Arne Butt in einem die Forschung zusammenfassenden Beitrag (GöttJb. 66, 2018, 79–98). Nach einer knappen Skizzierung der religiösen Praktiken um 1500 stellt er das schwierige Verhältnis von Rat, Gilden und weiterer Bevölkerung und als spezielles Konfliktpotenzial die Benachteiligung und mangelnde Integration der wirtschaftlich erfolgreichen Neuen Wollweber dar. Nach vorübergehender Eskalation in der Reformation von 1529 kam es indessen bald wiederum zu einem Ausgleich. R. H.

Die Etappen des jüdischen Lebens im spätmittelalterlichen Osnabrück von der Ansiedlung durch den Bischof und den Anfängen der Gemeinde um 1300 bis zum Pogrom der Pestzeit sowie von der erneuten Niederlassung von Juden bis zum allmählichen Abzug nach dem bischöflichen Verzicht auf den Judenschutz 1424 stellt Thorsten Heese dar: „*De joden belde*“. *Judentum und antijüdische Propaganda im spätmittelalterlichen Osnabrück* (OsnMitt. 124, 2019, 57–108). Weiterhin bringt er etliche Beispiele für den Antijudaismus in

der Stadt, der sich im Judeneid und in diffamierender Bildpropaganda u. a. in einem Graduale, in Holzschnitten, einem Bild am Fleischscharren oder in kirchlichem Figureschmuck äußert. R. H.

Das Thema der Reformation spielt in den Lüneburger Blättern (36, 2018) gleich mehrfach eine Rolle. Uwe Plath betrachtet *Die Einführung der Reformation in Lüneburg aus katholischer Sicht* (25–64), während Christoph Reinders-Dü-selder als Konvent von Benediktinerinnen *Kloster Lüne im Spannungsfeld von Vision, Konfrontation und Reformation* in den Mittelpunkt stellt (65–78). Bei Christoph Wiesenfeldt hingegen geht es um *St. Johannis in Lüneburg. Ratskirche zwischen Reformation und Renovierung 1856* (80–144). R. H.

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. Manfred Gläser, *Kreuzigungsszene. Slawische und deutsche Besiedlung Lübecks im 12. Jahrhundert* (ZLG 99, 2019, 10–33). – Anhand eines bei Grabungsarbeiten in Alt-Lübeck aufgefundenen Reliquienkästchenbeschlags skizziert Vf. den Verlauf der Stadtwerdung Lübecks bis ins 12. Jh. Vermittels der wesentlichen überhaupt zur Verfügung stehenden Schriftquellen wird die Besiedlung der Stadthalbinsel dargestellt. Dem schließt sich eine auf die chronikalische Überlieferung und auf die Auswertung archäologischer Befunde gestützte Rekonstruktion der ursprünglichen Topografie des Stadthügels an. Dass eine solche Zusammenschau zum Erkenntnisgewinn beitragen kann, demonstriert Vf. mit der Revision einer These, wonach die Gründung Lübecks auf „grüner Wiese“ erfolgt sei. Anhand der im slawischen Alt-Lübeck zu verordnenden Importfunde verdeutlicht er dessen bedeutende Rolle im Fernhandel des frühen 11. Jh.s. Die zum großen Teil auf Rekonstruktion basierende Überlieferung von Jahreszahlen in der mittelalterlichen Geschichtsschreibung könne erst durch archäologische Methoden abgesichert werden. So lassen die ältesten auf 1145 datierbaren Baubefunde eine deutsche Besiedlung Lübecks bereits zum Jahr 1143 wahrscheinlich erscheinen. Während für das späte 13. Jh. die Aufsiedlung der Stadthalbinsel anhand von Immobiliengeschäften nachverfolgt werden kann, stehen größer angelegte archäologische Untersuchungen hierzu weiterhin aus. C. S.

Oliver Auge, *Das Reichsfreiheitsprivileg von 1226. Meilenstein aus Pergament in Lübecks Geschichte* (ZLG 99, 2019, 34–63). – Das in seiner konkreten Bedeutung vielschichtige Reichsfreiheitsprivileg spielt sowohl in der Lübecker Stadtgeschichte als auch globalgeschichtlich eine eminente Rolle. Die zweifache, inhaltlich kaum abweichende Abfassung führt nach wie vor zu Diskussionen über die Reihenfolge der Verschriftlichung, verdeutlicht aber dessen hohen Stellenwert. Formal kann Lübeck bereits seit 1188 durch eine vorausgegangene

Privilegierung als Reichsstadt gelten. Aus der sich anschließenden, aber für Lübeck zunächst durchaus günstigen dänischen Herrschaft löst sich die Stadt allmählich nach der bisher in ihrer Bedeutung unterschätzten Schlacht von Mölln 1225 (ZLG 98, 2018, 13–42). Die bereits in einer zwecks kaiserlicher Bestätigung „verbesserten“ Version des Privilegs von 1188 genannten Zeugen können durch ihr Agieren am Kaiserhof sowohl die spätere Ausstellung des eigentlichen Reichsfreiheitsbriefs im Juni 1226 als auch ihre eigenen machtpolitischen Interessen befördern. Umstritten bleibt jedoch, ob die Privilegierung im Zusammenhang mit einer möglichen „Reichspolitik“ des Kaisers im Ostseeraum gesehen werden kann. Bis in die 1920er Jahre wird das Privileg wiederholt als Beweisstück in Rechtsprozessen eingesetzt. Daneben verdeutlicht Vf. seine Rolle für die Geschichtskultur der Stadt und für das Selbstverständnis ihrer Bewohner bis zum Verlust der Selbstständigkeit 1937 und darüber hinaus. C. S.

Rolf Hammel-Kiesow, *Der Lübecker Goldgulden von 1341. Krisen, Pest und „deutsche Hanse“*. Lübeck im 14. Jahrhundert (ZLG 99, 2019, 64–93). – Anhand einer im Lübeck des 14. Jh.s lediglich zwischen 1341 bis 1371 als Nachahmung eines Florentiner Guldens geprägten Goldmünze referiert Vf. über die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Stadt vor dem Hintergrund eines sich ausdifferenzierenden Währungssystems. Zudem wirft er ein Schlaglicht auf die Repräsentation und Selbstwahrnehmung des für die Münzpolitik verantwortlichen Rates. Er macht verständlich, inwiefern die bis dato für den nordalpinen Raum einmalige Privilegierung Lübecks zur Herstellung eigener Goldgulden durch Kaiser Ludwig IV. im Jahr 1340 von dessen eigener Machtpolitik bestimmt war, und wie die Stadt von der Produktion eigener Goldgulden zu Beginn des Hundertjährigen Krieges und einer damit einhergehenden „europäischen Wirtschaftskrise“ profitieren konnte. Die Einstellung der Prägung wird mit einer weitgreifenden Umstrukturierung der europäischen Wirtschaft am Ende des 14. Jh.s, den wirtschaftlichen Folgen der ersten Pestepidemie und einer damit im Zusammenhang stehenden Geldkrise erklärt. Die Lübecker Gulden können gewissermaßen als internationale, der „Oberschicht“ vorbehaltene Münzsorte verstanden werden. Dementsprechend verleihen sie einem zunehmenden Repräsentationsbedürfnis des Rates ebenso wie etwa der Rathaus-Neubau oder Wandgemälde im Heiligen-Geist-Hospital Ausdruck. C. S.

Dominik Kuhn, *Lübecks Pfundzollbücher von 1492–96. Von der Finanzierung hansestädtischer Kriege und vom hansischen Warenumschlag* (ZLG 99, 2019, 94–115). – Zwei als typisches Verwaltungsschriftgut zu betrachtende Lübecker Pfundzollbücher des ausgehenden 15. Jh.s dienen sowohl als Zeugen für die Entwicklung des Pfundzolls im Allgemeinen als auch für die Möglichkeit, pro-

sopografische Details, Handelsströme und Konjunkturschwankungen aus ihnen zu rekonstruieren. Der Pfundzoll etabliert sich in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s zunächst als erfolgreiche, gesamthansische, zeitlich befristete Sonderabgabe von Kaufleuten und Schiffern zur Konflikt-Finanzierung sowie zur Bekämpfung vermeintlicher „Seeräuber“. Im 15. Jh. bildet sich der Pfundzoll zu einer rein lübischen Institution aus. Er wird nach dem Nordischen Siebenjährigen Krieg bis zur französischen Besetzung der Stadt als ständiger Zoll beibehalten. Am Beispiel der erhaltenen Eintragungen über den im Reval-Handel engagierten Novgorodfahrer Werner Buxtehude dokumentiert Vf. dessen soziale Stellung innerhalb der Kaufmannschaft und seinen geradezu hansetypischen Ost-West-Handel, in welchem sich lokale und globale Krisen widerspiegeln. Mittels einer vergleichenden Analyse der erhaltenen Pfundzollbücher können Rückschlüsse auf die Wirtschaftskraft Lübecks und den einsetzenden Bedeutungsverlust als Drehscheibe des Handels gezogen werden. C. S.

Rainer Postel, *Zwei Bürgermeister – zwei Porträts. Nikolaus Brömse und Jürgen Wullenwever, Kollegen und Antipoden im 16. Jahrhundert* (ZLG 99, 2019, 116–135). – Über die gestalterische Gegensätzlichkeit zweier Bürgermeister-Porträts thematisiert Vf. den durch die Gegnerschaft der abgebildeten Personen bestimmten Verlauf der „bewegteste[n] Phase“ der städtischen Reformationsgeschichte. Einer knappen Beschreibung beider Gemälde, welche die verschiedenliche Bewertung beider Charaktere im Wandel der Zeit andeutet, schließen sich biografische Kurz-Skizzen an. In ihnen wird erkennbar, wie die Dargestellten zur Erreichung ihrer persönlichen Ziele als Regelbrecher auftraten und an ihren Vorhaben scheiterten. Nikolaus Brömse erscheint als unnachgiebiger „Bannerträger des alten Glaubens“, dessen Politik schließlich zur Radikalisierung der protestantischen Bürgeausschüsse beigetragen habe. Dem erst spät in die reformatorischen Ereignisse involvierten Jürgen Wullenwever wird Hartnäckigkeit und „demagogisches Geschick“ attestiert. Er habe einen Elitenwandel in der Struktur des Lübecker Rats befördert und die Reformation als Vehikel zur Durchsetzung lübeckischer Handels- und Machtinteressen instrumentalisiert. Seine Absetzung, Gefangennahme, Verurteilung und Enthauptung entpuppe sich als Schauprozess, an welchem auch Brömse beteiligt gewesen sei. Infolge der Restauration der alten Ordnung werden die kirchenpolitischen Errungenschaften der Reformation dem obrigkeitlichen Kirchenregiment des Rates zugeschlagen. C. S.

Indravati Félicité, *Der Handels- und Schifffahrtsvertrag der Hansestädte mit Frankreich von 1655. Als Lübeck mit dem Sonnenkönig verhandelte* (ZLG 99, 2019, 136–155). – Der in der Geschichte der Hanse als einmalig anzusehende Vertragsschluss zwischen der französischen Krone und den durch Lübeck ver-

tretenen Hansestädten dokumentiert die im 17. Jh. in Frankreich nicht gänzlich unumstrittene Gleichrangigkeit der Hanse als Völkerrechtssubjekt und veranlasst die Vf.in zu einer Neubewertung der hansischen Diplomatie in dieser Epoche. Einzig der Status Lübecks als Reichsstadt habe die lange Tradition diplomatischer Beziehungen zwischen beiden Seiten und schließlich auch die Verhandlungen über den Vertrag des Jahres 1655 ermöglicht. Als entscheidend für das Zustandekommen der Vereinbarungen werden das an den Unterredungen beteiligte Personal, dessen diplomatisches Geschick sowie die Hoffnungen der französischen Seite, die norddeutschen Hansestädte als mögliche Verbündete gegen die kaiserliche Zentralgewalt und die im Entstehen begriffenen jungen Niederlande zu gewinnen, herausgestellt. Abschließend lasse sich der Abschluss des Abkommens in zweierlei Hinsicht deuten. In einer „materialistischen“ Interpretation sichere der aktive diplomatische Einsatz Lübecks der Hanse den wirtschaftlichen Fortbestand und bescheinige dem Lübecker Rat gleichsam eine erfolgreiche Außenpolitik. Eine „idealistische“ Sicht lege demgegenüber vor allem Wert auf die möglich gewordene Integration der Hanse in das europäische Machtgefüge und die damit einhergehende Erhöhung ihres internationalen Ranges. C. S.

Michael Hundt, *Die Torelli-Bilder von 1759/61 im Audienzsaal des Rathauses* (ZLG 99, 2019, 156–203). – In einer stark auf die archivalische Überlieferung gestützten Untersuchung, welche gleichsam geeignet ist, bisherige Forschungsergebnisse nicht nur über das verfassungstheoretische Verhältnis zwischen Rat und Bürgerschaft im Detail zu korrigieren, widmet sich Vf. dem Entstehungsprozess von insgesamt zehn für die Umgestaltung des Audienzsaals des Lübecker Rathauses vorgesehenen Gemälden des Stefano Antonio Torelli. Initiiert wurde die Neugestaltung durch ein sich im 17. Jh. veränderndes Repräsentationsbedürfnis des Rates. Prägend für den gesamten Entstehungsprozess und die Folgejahre waren Finanzierungsstreitigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft, Uneinigkeit über die Ausgestaltung des dem Auftrag zugrunde liegenden Vertrags sowie letztendlich Konflikte hinsichtlich der Qualität der Arbeiten. Parallel dazu werden weitere private Auftraggeber Torellis und seines Gehilfen Francesco Gandinis vorgestellt und eine kunsthistorische Interpretation des nicht durchgehend allegorischen Bildprogramms vorgenommen. Dies geschieht unter der Hervorhebung gestalterischer Besonderheiten, der Herausarbeitung von Bezügen und Abweichung zu den von Torelli genutzten Gestaltungsvorgaben und der Erläuterung des jeweiligen Bezugs zur Geschichte Lübecks im 18. Jh. C. S.

Alexander Bastek, *Johann Baptist Hauttmann. Bildnis des Malers mit seiner Familie, 1815* (ZLG 99, 2019, 204–215). – Das Familienbild eines „Kleinmeisters“ verdeutlicht die Lübecker Geschichte des frühen 19. Jh.s. Thematisch möchte Vf. hier die Ergänzung und Erweiterung eines grundlegenden Beitrags zu diesem

Gemälde leisten (ZVLGA 72, 1992, 199–208). Der knappen Biografie des 1795 nach Lübeck umgesiedelten Malers schließt sich eine Ausführung über mögliche Vorlagen und den Aufbau der Bildkomposition an. Die Komposition läuft auf den noch beim Vater in der Malerlehre stehenden Ludwig Heinrich Mathias als Bildhelden hinaus. In der Uniform eines Lübecker Jägers der Hanseatischen Legion gekleidet, der er bei ihrer zweiten Mobilisierung 1815 nachweislich angehörte, tauscht er seinen Zeichenstift gegen einen Hirschfänger. Vor dem Hintergrund, dass die Travestadt während der französischen Besetzung 1806 bis 1813 mit erheblichen Problemen umzugehen hatte, wird die Interpretation des Gemäldes als Entschlossenheit, aber auch Geschlossenheit demonstrierendes Erinnerungsbild umso deutlicher. Abschließend gibt Vf. einen Überblick über weitere sich in Lübecker Museen befindliche Werke, in denen die sog. Befreiungskriege verschiedentlich thematisiert werden. C. S.

Hartmut Freytag und Hildegard Vogeler legen mit ihrer Abhandlung *Frömmigkeit und Schrankpapier. Zu Michael Schillings kommentiertem Bestandskatalog der Flugblätter in und aus der Lübecker St. Jakobikirche* (ZLG 99, 2019, 252–269) eine ausführliche Rezension eines 2018 erschienenen Katalogs vor, in welchem alle bis heute bekannten und durch Zufall im Jahr 2016 in den Chorgestühlen der Lübecker Jakobikirche aufgefundenen Einblattdrucke vorgestellt werden. C. S.

Burgen in Schleswig-Holstein. Zeugen des Mittelalters einst und jetzt hg. von Oliver Auge (Kiel-Hamburg 2019, Wachholtz Verlag, 206 S.). – Der Sammelband ist das Ergebnis eines mehrjährigen, von der DFG geförderten interdisziplinären Forschungsprojekts und bietet nach mehreren Tagungen und Einzelstudien eine aktuelle Bestandsaufnahme vieler unterschiedlicher Aspekte der Burgenforschung in Schleswig-Holstein. Einführend fragt Oliver Auge *Schleswig-Holstein, ein vergessenes Burgenland?* (7–9), womit er durchaus recht hat, da sich vorrangig die Archäologie und Denkmalpflege und weniger die Historiker des Themas angenommen haben, zugleich auch nur wenige Burgen noch sichtbar sind. Was bereits bekannt ist, berichtet er dann problemorientiert in dem Beitrag *Burgen in Schleswig-Holstein als Thema der historischen Forschung* (11–20). Ulrich Müller, *Wie entdeckt man eine Burg? Die Archäologie hoch- und spätmittelalterlicher Burgen* (21–35), geht auf die Typologie von Burgen und auf die Methoden sie zu entdecken ein, und hebt die bisherigen Einzelgrabungen vor allem frühmittelalterlicher Burgen (Haithabu, Oldenburg, Alt-Lübeck) hervor. Anschließend beobachtet er *Zwischen den Zeiten – Kontinuitäten im Burgenbau und der Burgennutzung* (37–45) in den Übergängen vom Früh- zum Hochmittelalter sowie vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit und betrachtet sodann *Die Burg – Erscheinungsbild und*

Ausstattung aufgrund archäologischer Quellen (47–58). Frederic Zangel untersucht das interessante Verhältnis von *Burg und Stadt* (59–73), zu dem es meist nur städtische Quellen gibt. In diesen finden sich Bauverbote von Burgen um Städte herum, Eroberungen und Zerstörungen sowie die Nutzung von Burgen durch Städte, z. B. durch Verpfändungen. Damit wird thematisch auch der Beitrag von Stefan Magnussen *Burg und Herrschaft* (75–89) berührt, da seit dem 13. Jh. Burgen in Holstein immer mehr in räumliche Herrschaftsstrukturen verankert und schließlich durch Vögte und Lehnsleute der Herrscher verwaltet wurden, was sich nach seinen Feststellungen erst etwa 100 Jahre später im Landesteil Schleswig durchsetzte. Henning Andresen befasst sich in seinem Aufsatz *Burg und Kirche* (91–109) mit den bischöflichen Burgen in Schwabstedt, Eutin und Schönberg sowie den Burgkapellen und den von Burgbewohnern genutzten Pfarrkirchen. Jens Boye Volquartz geht auf *Burg und bäuerliche Gesellschaft* (111–127) vor allem in Nordfriesland und Dithmarschen ein und findet Beispiele, dass Bauern auch Inhaber von Burgen sein konnten. Stefan Magnussen, Jens Boye Volquartz und Frederic Zangel fassen das klassische Thema *Burg und Konflikt* (129–143) zusammen, allerdings gibt es für den betrachteten Raum nur wenige Nachrichten von Angriffen und Belagerungen, wenn man nicht schon den Bau von Burgen zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten als Hinweis auf Konfliktpotenzial ansieht. Wiederum Jens Boye Volquartz und Frederic Zangel stellen die Wechselwirkung von *Burg und Wirtschaft* (145–154) dar, denn Burgbewohner mussten versorgt werden und herrschten über Wirtschaftsbetriebe, zugleich dienten Burgen als Lager von landwirtschaftlichen Produkten oder als kapitalisierbare Pfandobjekte. Allgemein gehen Stefan Brenner und Frederic Zangel auf *Burg und Verkehr* (155–168) ein, erwähnen Burgen als Zollstellen oder Kontrollpunkte an Verkehrswegen (Travemünde), Treffpunkte für Verhandlungen oder „Raubnester“, die den Verkehr störten. Abschließend betrachten Ulf Ickerodt und Eicke Sieglöff *Burgen und die moderne archäologische Denkmalpflege* (169–189). Ein Register hätte die Nutzung des Buches erleichtert, insgesamt bietet es aber mit den kurzen, gut lesbaren Beiträgen einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu den Burgen in Schleswig-Holstein, auch zu dem, was in den letzten Jahren erreicht wurde. Es regt zugleich auch zu weiteren, sicher schwierigeren, aber lohnenswerten Untersuchungen zu diesem durchaus populären Thema an. O. P.

Gunnar B. Zimmermann, *Bürgerliche Geschichtswelten im Nationalsozialismus. Der Verein für Hamburgische Geschichte zwischen Beharrung und Selbstmobilisierung* (Beiträge zur Geschichte Hamburgs 67, Göttingen 2019, Wallstein Verlag, 704 S., 18 Abb.). – Nach 1900 und besonders mit Beginn der

Weimarer Republik gerieten die traditionell bürgerlichen Geschichtsvereine und die in ihnen gepflegte bürgerlich konnotierte Geschichtskultur unter Druck. Von außen wurden sie durch klein- und nichtbürgerliche Erinnerungsgemeinschaften herausgefordert, von innen „durch die politische und lebensweltliche Desintegration in den bürgerlichen Milieus“ (15). Zwischen 1933 und 1945 waren die Vereine mit Vereinnahmungsversuchen der Nationalsozialisten, neuen Leitprinzipien und Geschichtspostulaten konfrontiert. Wie verhielten sich unter diesen Rahmenbedingungen bürgerliche Geschichtsvereine und wie gingen sie mit ihrer NS-Vergangenheit nach 1945 um?

Diese zentralen Fragen verfolgt Vf. in seiner Dissertationsschrift über die Geschichte des 1839 gegründeten Vereins für Hamburgische Geschichte (VHG). Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich über die Jahre von 1912 bis 1949. Die 2018 von Zimmermann online publizierte¹ und im Vergleich zur Druckausgabe ungekürzte Dissertationsschrift betrachtet die Historiografie des Vereins sogar bis 1974. Damit legt der Autor die erste umfassende Studie zur Historie eines deutschen Geschichtsvereins in der NS-Zeit vor. Als weitere Fallbeispiele zieht Zimmermann vergleichend die Historische Gesellschaft Bremen (HGB), den Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde (VLGA) sowie den Hansischen Geschichtsverein (HGV) heran.

Das methodische und theoretische Arbeitskonzept Zimmermanns ist ambitioniert und deckt einen vorhandenen Bedarf. Zu Recht bemängelte Wilfried Reininghaus in einem Forschungsauftrag die „Seltenheit methodisch-reflektierender Überlegungen“² archivgeschichtlicher Studien – ein Befund, der auch für die historischen Untersuchungen zu den eng mit Archiven vernetzten regionalen und lokalen Geschichtsvereinen gelten muss, die oft die Gestalt von „positivistischen Leistungsbilanzen der Vereinsarbeit“ (51) besitzen. Es ist erfreulich, dass es Zimmermann gelungen ist, diesem Mangel mit einem anspruchsvollen und breit aufgefächerten methodisch-theoretischen Analyse-rahmen der rezensierten Studie entgegenzuwirken. Vf. verortet seine regionalgeschichtliche Untersuchung an der Schnittstelle von Bürgertumsforschung, Gedächtnis- und Erinnerungsforschung sowie Wissenschaftsgeschichte. Aus diesen Bereichen entlehnt er Konzepte und Methoden. So nimmt er die Ressourcen-Perspektive des US-amerikanischen Wissenschaftshistorikers Mitchell Ash ein, der Wissenschaft und Politik als Kollektivsingulare betrachtet, die nicht als abgeschlossene Systeme funktionieren, sondern sich aufgrund verschiedener Ressourcen-Austauschbeziehungen ständig gegenseitig verändern. Durch die Verbindung dieser ökonomischen Perspektive mit Konzepten der

¹ <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2018/9224/>.

² Wilfried Reininghaus, *Archivgeschichte. Umriss einer untergründigen Subdisziplin* (Archivar 61, 2008), S. 352–360, hier S. 352.

Gedächtnis- und Erinnerungsforschung konnte Zimmermann den VHG als geschichtspolitischen Akteur und zentralen Leistungsträger in der Genese eines kollektiven Stadtgedächtnisses herausarbeiten.

Trotz des weiten Analyserahmens und Untersuchungszeitraums gelingt es dem Vf. über die knapp siebenhundert Seiten der gedruckten Ausgabe und mehr als tausend Seiten der Online-Publikation hinweg, stringent zu argumentieren und die Argumentationslinien stets sinnvoll zusammenzuführen. Die Studie ist im Aufbau gut nachvollziehbar. Auf die Einleitung folgt ein Kapitel, in dem eigens die besagten Forschungsfelder und der aktuelle Forschungsstand vorgestellt werden. Für Leserinnen und Leser, die sich mit den Debatten noch nicht eingehend befasst haben, ist dieser Abschnitt sicherlich eine gute Hilfe, um das Arbeitskonzept Zimmermanns zu verstehen. Damit die Ausführungen aber auch für Expertinnen und Experten auf diesen Feldern anregend zu lesen gewesen wären, hätte der Abschnitt durch eine etwas diskursivere Orientierung und engere Anknüpfung an die in der Arbeit verfolgten Forschungsfragen gewonnen.

Im dritten Kapitel erfolgt eine Analyse der Mitgliederstruktur und der Netzwerke, in die der VHG eingebunden war. Durch seine engen Verbindungen zu führenden Vertretern aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und dem Bildungssektor war es dem Verein möglich, seine bürgerlich geprägte Erinnerungskultur mit großer Reichweite zu verbreiten.

Die Kapitel Fünf bis Neun widmen sich den Amtszeiten der Vereinsvorsitzenden Hans Nirnheim (1912–1937) und Kurt Detlev Möller (1937–1957), die Online-Ausgabe bezieht auch das Wirken Jürgen Bollands (1958–1974) mit ein. Obwohl die an den Amtszeiten „der großen Männer“ des VHG orientierte Kapitelgliederung auf den ersten Blick im Widerspruch zum progressiven theoretisch-methodischen Konzept der Arbeit steht, spiegelt sie einen zentralen Befund Zimmermanns wider, der sich sicherlich auch auf andere Geschichtsvereine übertragen lässt: Ob die patriarchalisch organisierten Vereine auf Druck von außen, wie ihn die politischen Systemwechsel im Untersuchungszeitraum erzeugten, mit Abgrenzung oder Anpassung reagierten, wurde hauptsächlich durch generationelle Muster bzw. die Einstellung der Vereinsführung bestimmt.

Zimmermann untersucht auch in der gedruckten Ausgabe seiner Studie, intensiver aber noch in der online verfügbaren Version die Beziehung des VHG zur Öffentlichkeit, indem das Vortrags- und Ausflugswesen und die Publikationstätigkeit des Vereins betrachtet werden. Besonders über die Vorträge und Exkursionen wurden vom VHG Deutungsangebote für aktuelle politische und gesellschaftliche Entwicklungen gemacht, die dem bürgerlichen Publikum die Möglichkeit zur historischen Selbstvergewisserung boten. Die Publikationen des VHG stellten aufgrund ihrer Auflagenstärke die zentralen historischen Erinnerungsmedien Hamburgs dar. Inhaltlich weisen sie einen gleichbleibenden Themenkanon mit jeweils zeittypischen interpretatorischen Zugängen

auf. Die Themenschwerpunkte wirkten bestimmend für die geschichtlichen Bestandteile des kollektiven Stadtgedächtnisses. Trotz dieser interessanten Befunde hätte der von Zimmermann zugrunde gelegte Öffentlichkeitsbegriff etwas detaillierter herausgearbeitet werden können. Hilfreich wäre eine Bezugnahme auf den bereits 2007 veröffentlichten Sammelband „Wissenschaft und Öffentlichkeit“³ gewesen. Da Zimmermann in seiner Analyse zentral auf die Arbeiten Mitchell Ashs zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik rekurriert, hätte sich eine Anknüpfung an die im Sammelband veröffentlichten Überlegungen Ashs zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcenaustauschbeziehung angeboten.⁴

Auf die Vereinnahmungsversuche der Nationalsozialisten reagierte der VHG mit einer Strategie der Selbstmobilisierung. Zimmermann beobachtet für die Zeit der NS-Diktatur eine zunehmende Dienstleistungsmentalität und Kooperationsbereitschaft gegenüber lokalen Nationalsozialisten und überregional agierenden NS-Organisationen. Auf diese Weise konnten sich die Funktionäre des VHG Handlungsspielräume bewahren. Auch nach dem Ende der NS-Herrschaft bewiesen die im VHG bestehenden sozialen und fachlichen Netzwerke Kontinuität und wurden genutzt, um NS-belasteten Kollegen einen erfolgreichen Übergang in die Republik zu ermöglichen. Es erfolgte kein personaler Austausch und es fand auch kein inhaltlicher „Besinnungsdiskurs“ statt, der sich hingegen bei anderen Geschichtsvereinen für die Nachkriegszeit durchaus beobachten lässt. Erst mit einem Wechsel an der Vereinsspitze im Jahr 1958 erfolgte ein Kurswechsel.

Der kohärente Analyserahmen, die empirische Fleißarbeit und die Abdeckung mehrerer Forschungsfelder machen Zimmermanns Studie zu einem Werk, das über den regionalgeschichtlichen Bezug hinaus anschlussfähig ist und deshalb für viele anregend zu lesen sein dürfte. Es ist zu hoffen, dass das von Zimmermann entworfene Analysekonzept in künftigen Forschungsarbeiten zu Geschichtsvereinen und anderen Gedächtnisinstitutionen zur weiteren empirischen Fundierung angewandt wird. Jan Oestreich

Das Alte Land von A bis Z. Lexikon einer Elbmarsch (Publikation der Kulturstiftung Altes Land 6, hg. von Horst Dippel und Claus Ropers, in Zusammenarbeit mit Robert Gahde und Susanne Höft-Schorpp, Husum 2018, Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, 279 S., zahlr. Abb.). – Ein sehr gelungenes, rundum zu empfehlendes Lexikon legen die 60 Mitarbeiter aus

³ Sybilla Nikolow/Arne Schirmacher (Hgg.), *Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander. Studien zur Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2007.

⁴ Mitchell G. Ash, *Wissenschaft(en) und Öffentlichkeit(en) als Ressourcen füreinander. Weiterführende Bemerkungen zur Beziehungsgeschichte*, wie Anm. 3, S. 349–362.

Archiven, Hochschulen und Museen unterstützt von zahlreichen Heimatforschern über die von den Nebenflüssen der Elbe, Schwinge, Lühe und Este begrenzte Region vor, die viel mehr zu bieten hat als 700 Jahre Tradition im Obstbau. Ebenso kundig wie zuverlässig sind die Informationen zwischen Abthof und Zwetschenanbau, klug gewichtet von den Hgg. Hansisch relevantes findet sich in den Artikeln zu Häfen und Anlegestellen, Hamburg und Stade, für den Hansehistoriker Interessantes an zahlreichen anderen Stellen wie in den Artikeln zum Altländer Recht, dem Bistum Verden, zur Elbe, dem Erzbistum Bremen, dem Ewer, dem Handwerk, zu den Reedereien oder den Sturmfluten. Eine thematisch geordnete Liste weiterführender Literatur gliedert sich nach Landeskunde, Obstbau und Obsthandel, Volkskunde, Kulturgeschichte und Baudenkmale, Geschichte und Ortsgeschichte. Autorinnen und Autoren werden kurz mit ihren Artikeln vorgestellt, abschließend wird eine Übersicht geliefert, in welchen Artikeln welche Themen (Bauten und Denkmäler; Bevölkerung; Böden, Flüsse und Gewässer; Geschichte; Handel, Gewerbe, Transport, Tourismus; Klima und Wetter; Kultur, Volkskunde; Landschaftsbau und -struktur; Landwirtschaft und Obstbau; Persönlichkeiten; Siedlungen; Verfassung, Verwaltung und Gerichte sowie Verkehrswesen) behandelt werden. Das Alte Land besitzt mit diesem Buch ein schön gestaltetes, nützliches Nachschlagewerk, in dem man auch als Hansehistoriker gerne seine Entdeckungen macht.

N. J.

Beim zu Beginn des 17. Jh.s entstandenen Panoramabild der Stadt, das nach 1662 im Rathaus hing und sich heute im Focke-Museum befindet, erscheinen Konrad Elmshäuser vor allem die Alltagsszenen am und im Fluss der Betrachtung wert, speziell die lebendig dargestellte Fischerei mit dem großen Zugnetz durch Mitglieder des Fischeramts: *Blick auf Bremen und die Fischerschlacht um 1600* (BremJb. 98, 2019, 10–12).

R. H.

Eine vollständige Edition und ausführliche historische Einordnung und Auswertung einer für die Bremer Wirtschaft und das Zunftwesen in der Stadt wichtigen Quelle bieten Konrad Elmshäuser und Viktor Pordzik: *Von Lachsgarnen, Tomen und Kumpanen – Die älteste Bremer Fischeramtsrolle* (BremJb. 98, 2019, 13–72). Behandelt werden die Überlieferungsgeschichte der Amtsrolle, die Entwicklung des Fischereirechts, die urkundlichen Nachrichten zu Fischfang und Fischerei bis zum Ende des 15. Jh.s und das Fischeramt von seiner Entstehung bis zum ausgehenden 16. Jh. Konkret wird dann auf die Aussagen in der Fischeramtsrolle zur Organisation der Zunft und auf die Regelungen zu den für die Amtsmitglieder wichtigen Fischen wie dem Lachs und zu den Fangmethoden, -geräten und -zeiten eingegangen. Die Bestimmungen zielten in erster Linie auf die Konkurrenzregulierung ab. Insgesamt

sind die erst 2015 nach Bremen zurückgelangten ältesten Fischeramtsrollen, deren Inhalt allerdings durch neuzeitliche Abschriften bekannt war, wegen ihrer Ausführlichkeit von besonderer Bedeutung. R. H.

MECKLENBURG/POMMERN. Auch im Jahr 2019 findet sich wieder hansisch Interessantes in den *Mecklenburgischen Jahrbüchern* des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. So analysiert Anke Huschner in ihrem ebenso materialreichen wie lesenswerten und gut argumentierten Beitrag *Plötzlich Regentin. Die Vormundschaftsregierung der Herzogin Katharina von Mecklenburg (1423–1436)* (39–94) die Politik der Witwe Herzog Johanns IV. von Mecklenburg für ihre minderjährigen Söhne Heinrich IV. und Johann V. nach dem Tod ihres Vormundes Herzog Albrecht V. Die Regentschaft der Herzogin wird in der Forschung überwiegend positiv gesehen, Konflikte, die es in den wichtigsten Städten Rostock und Wismar gab, konnte sie befrieden, das Ansehen der Landesherrschaft behaupten. Vf.in interessiert besonders die Beziehungen zu den Markgrafen von Brandenburg, der Streit um die sächsische Kurwürde und die Erbfolge im Fürstentum Wenden/Werle. Sie kennzeichnet die schwierigen äußeren Rahmenbedingungen der Vormundschaft, die sich aus dem Expansionsdrang des Burggrafen Friedrich von Nürnberg ergaben, der 1411 vom König zum Verweser der Mark Brandenburg ernannt wurde und auf eine brandenburgische Hegemonie im Norden des Reiches zielte. Vf.in skizziert die politischen Verwicklungen und Bündnisse im Norden des Reiches, die kluge Heiratspolitik Katharinas und die Pläne der einzelnen Protagonisten im Ostseeraum, deren Wirken natürlich auch immer eine Auswirkung auf den Handel der Städte hatte. Insofern war das 1431 geschlossene Bündnis zwischen Katharina und ihrem Bruder Bernhard II. von Sachsen-Lauenburg wichtig, dass sich gegen Räuber und Friedbrecher richtete und die Wege sicherte. Katharina nutzte wesentliche Mittel ihrer Mitgift und ihres Leibgedinges, um die Herrschaft Wenden für Mecklenburg zu sichern und tätigte mehrere Geschäfte u. a. mit Wismarer Bürgern dazu. Auch bei der Absetzung des neuen und Wiedereinsetzung des alten Wismarer Rates zeigte sie sich aktiv. In ihrem Beratergremium versammelte sie nicht nur Mitglieder der bedeutenden Adelsfamilien Mecklenburgs, sondern auch je zwei Bürgermeister Rostocks und Wismars. Vf.in besitzt eine hervorragende Übersicht über die vorhandenen Urkunden und wertet sie in beeindruckender Weise für ihre Fragestellung aus. Absolut lesenswert ist auch der Artikel von Gyula Pápay, *Der verschollen geglaubte Globus Tilemann Stellas von 1553* (95–116), in dem er dem Verbleib des kombinierten Himmel- und Erdglobus für Herzog Johann Albrecht nachspürt. Durch intensive Auswertung bekannter und teilweise neu entdeckter Quellen kann er mehrere Arbeiten Stellas und das Honorar dafür nachweisen und zeigen, dass die Kartografie damals sehr lukrativ

und Stella wegen seiner Kunstfertigkeit hoch angesehen in Norddeutschland war. Stella erwarb kaiserliche Privilegien zur Herstellung von Karten und Globen und plante die Kartierung sämtlicher deutscher Länder. Auf der Grundlage seiner Recherchen weist Vf. den verschollen geglaubten Globus in St. Gallen nach und verfolgt seinen Weg aus Stellas Werkstatt in den Süden des Reiches. Weitere Forschungsperspektiven werden aufgezeigt, noch aber bleibt das Fazit des Vf.s, dass dieser Globus Stellas „nicht nur zu den attraktivsten Globen des 16. Jahrhunderts gehört, sondern auch zu den geheimnisvollsten“. *N. J.*

Traditionen, Zäsuren, Dynamiken. 600 Jahre Universität Rostock, hg. von Marc von der Höh (Wien-Köln-Weimar 2019, Böhlau Verlag, zahlr., auch farbige Abb.). – Der 600. Jahrestag der Gründung der ältesten Universität im Ostseeraum bietet den Anlass für den Band, der sich durchaus selbstkritisch mit der Geschichte der mecklenburgischen Landesuniversität beschäftigt. Gehörte sie zwar zu den frühen Gründungen im Hanseraum (nur Köln und Erfurt sind hier älter) und besaß sie neben der Bedeutung für die Landeskinder immer auch schon eine starke Ausstrahlung nach Skandinavien und ins Baltikum, so war sie doch eine der letzten deutschen Universitäten, die sich auch für Frauen öffneten (1909/1910).

Wir konzentrieren uns hier auf die Hansezeit der Universität und freuen uns mit dem Hg., der kurz nach seiner Berufung auf den Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte gleich verantwortlich in die Organisation des Jubiläums eingebunden wurde, dass zwischen der Tagung im Oktober und dem Erscheinen des Bandes im darauffolgenden, dem eigentlichen Jubiläumsjahr nur wenig Zeit verstreichen musste. Von der Höh spricht viele wichtige Fragen in seinem Vorwort an, etwa wie viel der Universität von 1419 noch in der von 2019 stecke und was das Verbindende der 600 Jahre Universitätsgeschichte sei. Ihn und seine Kollegen interessieren aber natürlich auch Krisen und Phasen besonderer Dynamik, um aus ihnen für die Zukunft zu lernen.

Marc von der Höh spürt in einem sehr inhaltsschweren Eröffnungsbeitrag den *Personen, Traditionen und Insignien* (21–60) nach, die die Anfänge der Universität ausmachten. Er tut dies, indem er eine „Verflechtungsgeschichte auf zwei Ebenen und mit einem Querschnittsthema“ (23) erzählt. So zeigt er zunächst die prägenden personellen Verbindungen in der Gründungs- und Frühphase der Universität auf. Er verbindet dies mit der Text- und Objektüberlieferung aus der Frühphase der Universität und verfolgt als Querschnittsthema die umstrittene Frage nach den Stiftern bzw. Gründern der Alma Mater. Dabei zeigt er Kontinuitäten von der Gründung der Universitäten Prag, Erfurt und Leipzig auf, die alle wichtigen Persönlichkeiten formten bzw. beeinflussten, die an der Rostocker Gründung beteiligt waren. Er erinnert aber auch daran, dass die Dominikaner in Rostock bereits ein Ordensstudium betrieben,

bevor es die Universität gab. Die Rahmenbedingungen waren günstig: Rat der Stadt, mecklenburgische Herzöge und Bischof von Schwerin wandten sich gemeinsam an die Kurie, um das Gründungsprivileg zu erlangen, diese erteilte den Herzögen Johann IV. und Albrecht V. das Privileg. Vf. stellt die berechtigten Diskussionen um die Frage vor, von wem die Stiftung wirklich ausging und warum die Universität zunächst ohne Theologische Fakultät auskommen musste. Bei Letzteren zeigen die größeren Zusammenhänge, dass Rostock hier keine Sonderrolle spielte – 29 von 46 Universitätsgründungen bis 1400 mussten ohne Theologen auskommen, keine der von Papst Martin V. gegründeten Universitäten hatte zunächst eine Theologische Fakultät. Das relativiert natürlich das Fehlen der Theologen bei der Gründung an der Ostsee.

Die Bedeutung der Rostocker Gründung für die Hanse scheint auf, wenn festgestellt wird, dass die Gründungsbulle der Universität 1443 in der Lübecker Trese gelagert wurde, die wendischen Hansestädte Lübeck und Wismar sieht Vf. als Garanten für die Privilegien der Universität, da der Rostocker Rat jahrelang unter Kirchenbann stand.

Positiv fällt auf, dass von der Höh nicht die Schlachten von gestern schlägt, sondern Konflikte in der bisherigen Forschung darstellt, neue Aspekte und größere Zusammenhänge hinzufügt und zu weiterer Forschung anspornt. Dabei verweist er besonders auf die Insignien der Universität, die er knapp und kundig beschreibt und sie sehr instruktiv mit Vorgängern und Nachfolgern vergleicht: Szepter, Matrikelhandschrift, Universitäts- und Rektoratssiegel und eine als „Registrum“ bezeichnete Handschrift. Vor allem beim Universitätsiegel kommt er zu interessanten Beobachtungen und weist einerseits die Kennerschaft der älteren Siegel anderer Universitäten für den Schöpfer des Siegels nach, zeigt andererseits aber auch den innovativen Zugang der Rostocker. Bei den Statuten erkennt er starke Bezüge zu den Erfurtern. Zusammen mit klaren Hinweisen in den Statuten und durch die Auswertung des Siegels sieht er eine starke Rolle des Rostocker Rates bei der Gründung der Universität.

Anhand der Rektoratsmatrikel trifft Anne Sowodniok wichtige Aussagen zu *Selbstverständnis und Krisenmanagement der Universität* (61–82). Sie weist sehr berechtigt daraufhin, dass Schriften wie die Matrikel oder die Statuten in „zeremonielle Praktiken eingebunden“ waren, mit „denen sich die mittelalterliche Universität identifizierte, über die sie kommunizierte und durch die sie sich als akademische Körperschaft repräsentierte“ (61 f.). Entsprechend ihres Programms zeigt Vf. in sehr schön die Zusammenhänge zwischen äußerer Geschichte der Universität und Änderungen in der Matrikel. So analysiert sie u. a. die Neubindung der Matrikel und erklärt deren Intention. Abschließend charakterisiert sie die Rektoratsmatrikel mit ihrer Laufzeit von fast 350 Jahren und ihrem Umfang von 1.119 Seiten als „das wohl markanteste Symbol der Rostocker Alma Mater“ (74).

Einen interessanten Zugang wählt auch Wolfgang Eric Wagner in „*ut moris et studentium*“, indem er *deviante Verhaltensmuster spätmittelalterlicher Rostocker Scholaren im Spiegel von Bittschreiben an den Papst* (83–116) darstellt. Nach Wertung der Eröffnungsprozession der Universität macht er auf die Probleme aufmerksam, die mit den Studenten in Rostock Einzug hielten, „denn die 14- bis 25jährigen brachten eine weitere männliche Jugendkultur mit in die Stadt, die ähnlich der der Handwerkergelesen von einem hohen individuellen und kollektiven Ehrgefühl, durch Sauf- und Raufexzesse sowie Rituale der Gewalt gekennzeichnet war“ (85). Vf. nennt besonders vier Konfliktfelder, denen er im Folgenden anhand von sehr interessanten Fällen nachgeht: gute Policy, Sexualdelikte, Finanzangelegenheiten und Beleidigungen. Es wird sehr deutlich, dass die Gründung der Universität nicht nur Chancen, sondern auch ein erhebliches Konfliktpotenzial für Rostock mit sich brachte.

Das verdeutlicht auch Ernst Münch in seinem Artikel *Klagen auf hohem Niveau. Die Visitation der Universität Rostock im Jahre 1599* (117–142). Er stellt diese erste Visitation als Möglichkeit dar, eine lange Blütezeit von Stadt und Universität zu stabilisieren und mögliche Gefahren für das Ende der Blüte frühzeitig zu analysieren und abzuwenden. Dabei erkennt er einen auf den ersten Blick verblüffenden Zusammenhang zwischen dem Bierexport und der Blüte der Universität, aber auch die Schwierigkeiten, eine Visitation anzustoßen, wenn die meisten der Verantwortlichen selbst von der Prüfung betroffen sind. Er kennzeichnet die durch die Konkordienformel von 1563 geteilte Verantwortung von Landesherrn und Rat und erklärt, welche zusätzlichen Probleme durch die Einbeziehung des Bürgerausschusses entstanden. Sehr schön analysiert er die Umstände und Ergebnisse der gut dokumentierten Visitation und zeigt das erhebliche Interesse des Rates, aber auch das Wissen der beteiligten Visitatoren um die Zustände an der Universität, an der sie alle ihre Ausbildung genossen und teilweise gelehrt hatten. Vf. zeigt, dass die Visitation in ihrem Ergebnis zur Formula concordiae von 1563 zurückkehrte und die vom Landesherrn nicht bestätigte von 1577 verwarf. Dieser Kompromiss bewährte sich mehrere Jahrhunderte.

In 14 weiteren, die nachhansische Zeit betreffenden Aufsätzen wird ein sehr breites, lesenswertes Spektrum aufgefächert. Es geht natürlich um die Teilung der Universität in einen Rostocker und einen Bützower Zweig im 18. Jh., die Ausbildung in der Medizin, den Naturwissenschaften oder der Agrargeschichte, aber auch um das Wirken der Universität in der Zeit des Nationalsozialismus und in der DDR, wobei Christopher Dietrich mit den *Studentenkabarets* (411–436) einen interessanten Aufhänger findet.

Auch von der Ausstattung her ist der Band vorbildlich. Gleich eingangs werden Eidesformel und Schwurblatt aus der ältesten Statutenhandschrift nicht nur gezeigt, sondern wieder so zusammengeführt, wie sie 1433 einmal

vereint waren, die Gründungsbulle Papst Martins V., Einträge aus der ältesten Matrikel, zahlreiche andere Urkunden und Objekte sind nicht zur reinen, in hoher Qualität beigegebenen Bebilderung da, sondern werden in den Text eingebunden, erläutert und für die Argumentation genutzt. Insgesamt kann man der Universität Rostock zu diesem Band nur gratulieren, die Wahl des zuletzt berufenen Historikers hat bewirkt, was sie sollte, einen frischen, unvoreingenommenen Blick auf 600 Jahre Geschichte. Noch schöner ist, dass er seine alteingesessenen Kollegen klug einbindet. Dass man sich als Hansehistoriker Aussagen dazu gewünscht hätte, welche Bedeutung die Universität zumindest für die Wendischen Städte, wenn nicht darüber hinaus hatte, ist klar, eröffnet aber nur weitere Möglichkeiten der Forschung auf nun gesicherterer Grundlage. N. J.

Die Medizinische Fakultät der Universität Rostock. 600 Jahre im Dienste der Menschen (1419–2019), hg. von Emil C. Reisinger und Kathleen Haack (Wien-Köln-Weimar 2019, Böhlau Verlag, 442 S., zahlr. Abb.). – Die Universität Rostock hat seit ihrer Gründung einen erheblichen Anteil geleistet, um die norddeutschen Hansestädte mit fähigen Medizinern und Apothekern zu versorgen und das Niveau der medizinischen Versorgung in den Städten und an den Fürstenhöfen erheblich zu verbessern. Dieser und anderen Fragen widmet sich der vorliegende, repräsentativ gestaltete, inhaltsschwere Band, wobei uns für die HGBll nur der erste Teil interessieren darf, in dem die Anfänge bis zur Abspaltung der Universität Bützow 1760–1789 vorgestellt werden. In ihrer *Einleitung* (15–24) geht Kathleen Haack zunächst auf Traditionen, Brüche und Innovationen ein, die die Geschichte der Fakultät kennzeichnen. Sie stellt klar, dass der vorliegende Band keine „allumfassende Gesamtdarstellung von den Anfängen bis in die unmittelbare Vergangenheit“ sein kann und will, sondern das Ziel eher darin besteht, „Einblicke in die Fakultätsgeschichte zu einem bestimmten historischen Moment“ zu gewähren. Die wichtigsten historischen Entwicklungslinien skizziert sie knapp und treffend, wenn sie etwa schreibt: „Die Rostocker Universität schrumpfte von der durch die Hanse hervorgebrachten wichtig(st)en Universität des Ostseeraumes und darüber hinaus zu einer kleinen und wenig bedeutenden Landesuniversität mit geringer Studentenzahl.“ Zog die Rostocker Universität noch im 15. und 16. Jh. bedeutende Gelehrte an und besaß eine erhebliche Strahlkraft im Ostseeraum, so gab es seit dem 17. Jh. „kaum mehr Raum für Innovationen“, was sich u. a. in der Abspaltung der Bützower Universität zeigte. Diese Entwicklung konnte erst Ende des 18. Jh.s umgedreht werden.

Diese Erkenntnisse führt sie in ihrem Artikel *Von der Gründung der Bürgeruniversität zur mecklenburgischen Hochschule* (25–34) aus. Wenn Sie allerdings von Rostock als ältester Universität im Hanseraum schreibt, vergisst

sie mindestens Köln, wenn nicht Erfurt. Hanse, das zeigt sich im Weiteren, wird von der Vf.in immer aus der Sicht der wendischen Städtegruppe gedacht. Sie ist auch im Glauben an den Übergang von der Kaufmanns- zur Städtehanse befangen, was ihren Blick weiter einengt. Wichtig ist der Beitrag für frühe Nachweise eines eigenen *Domus Medicorum* ab ca. 1470 in der Breiten Straße, für die Nennung erster nachweisbarer Mediziner, die als Professoren wirkten, für die Grundlagen des Unterrichts und die Erklärung der *Formula concordiae*, die 1563 das Goldene Zeitalter der Universität begründete, das sich u. a. an steigenden Studenten- und Promovendenzahlen, auch in der Medizin, niederschlug. Hier fanden seit 1567 nachweislich öffentliche Sektionen statt, die das Medizinstudium revolutionierten und dazu beitrugen, dass Rostocker Absolventen als Leibärzte u. a. an den Königshöfen Skandinaviens und an norddeutschen Fürstenhöfen geschätzt wurden. In zahlreichen Hansestädten wurden sie Stadtphysici.

Susi-Hilde Michael widmet sich den ersten *Statuten der Medizinischen Fakultät der Universität* (35–47), die nur als undatiertes Fragment überliefert sind und diskutiert kritisch bisherige Datierungen, bevor sie nachweist, dass die Statuten erst nach Gründung der Theologischen Fakultät 1433 in Kraft getreten sein können. Wichtig ist auch die inhaltliche Auswertung der Statuten, die Aussagen für medizinische Qualifikationen (u. a. Teilnahme an mindestens einer Sektion) treffen. Der Qualifizierungsfrage geht Vf.in auch in einem zweiten Beitrag nach, in dem sie *Die Promotion zum Doktor der Medizin an der mittelalterlichen Universität Rostock* ausführlich darstellt. Hans-Uwe Lammel stellt *Die Rostocker Mondino-Ausgabe im europäischen Kontext* vor. Er zeigt, dass der Text zu Beginn des 14. Jh.s in Bologna entstand, ca. 100 Jahre später in Rostock nachgedruckt und verbreitet wurde. Für hansische Zusammenhänge am wichtigsten in diesem Band ist sicherlich der Aufsatz von Ernst Münch „*Gedoppeltes Amt“ und „unverdiente Verurteilung“*. *Pflichten, Rechte und Probleme des Rostocker Stadtphysikus vom 16. bis zum 19. Jahrhundert* (73–88). Ein Amtsinhaber ist mit Dr. Petrus Memmius seit 1563 erstmals greifbar, die *Formula concordiae* liefert auch zu seinem Wirken den rechtlichen Rahmen. Interessant ist der städtische Auftrag an den Medizinprofessor und Stadtarzt, im Konzil die Interessen der Stadt zu vertreten. Vf. kann nachweisen, dass die Position des Stadtarztes für mehrere Rostocker das Sprungbrett an den dänischen Hof darstellte. Besoldet wurden sie aus den Einkünften der Ratsapotheke zunächst mit 100, dann seit 1594 mit 200 Gulden pro Jahr. Dazu kam ein Amtshaus. Konnte dieses nicht gestellt werden, gab es einen Mietzuschuss von 100 Mark sundisch. Dafür war es dem Stadtphysikus untersagt, bei bestimmten Krankheiten die Stadt zu verlassen. Münch liefert im Anhang zwei Quellen, die Bestallungstexte des Stadtphysikus von 1604 und 1789, die deutlich die Entwicklung des Amtes zeigen. Auch die

anderen, nichthansischen Beiträge dieser Festschrift sind sehr lesenswert und spannen den Bogen bis in die Gegenwart. Auf diese Weise wird der Wahlspruch der Universität „traditio et innovatio“ mit Leben erfüllt. N. J.

Fred Ruchhöft, *Zvarin – Schwerin. Von der Inselburg zur Residenz* (Schwerin 2017, Landesamt für Kultur und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern, 428 S., zahlr. Abb.) – Die komplizierten archäologischen Untersuchungen im Innenhof des Schlosses von Schwerin in den Jahren 2014/15 waren der Anlass, deren Ergebnisse in ein weites historisches Umfeld einzuordnen und in diesem opulenten Band recht rasch zu veröffentlichen. Die unmittelbaren Grabungsergebnisse werden von der Grabungsleiterin Marlies Konze und elf weiteren Autoren dargestellt; sie dokumentieren und analysieren die Bauphasen der im Jahr 942 errichteten und im Mittelalter erweiterten slawischen Burg sowie die Funde von Kleidung, Schmuck, Tierknochen, Kulturpflanzen und Zeugnissen des Handwerks und Ackerbaus. Fred Ruchhöft ordnet diese Erkenntnisse sodann in den umfangreichsten Teilen des Bandes in die lokalen und regionalen historischen Entwicklungen vom 10. bis 16. Jh. ein und berücksichtigt dabei auch immer intensiv die Forschungsgeschichte sowie vergleichbare Bauten. Dazu gehören ein Vergleich mit anderen der rund 180 slawischen Burgen im Gebiet des heutigen Mecklenburg-Vorpommern und die Analyse des Namens „Schwerin“. Er betrachtet ausführlich Herrschaft, Mission und Konflikte im Obodritenreich des 10. und 11. Jh.s und unterstreicht sodann, dass der Tod des Fürsten Niklot im Jahr 1160 im Zuge der Expansionspolitik Heinrichs des Löwen weder für das Land noch für Schwerin die bisher angenommene besondere Bedeutung hatte. Schwerin entwickelte sich aus einer Vorbürgsiedlung und erhielt wohl um 1180 Stadtrechte, es ist somit die älteste Rechtsstadt Mecklenburgs. Der intensiven Untersuchung der Stadt Schwerin im späten Mittelalter stellt Ruchhöft eine Analyse seiner Lage an den damaligen Land- und Wasserwegen voraus und bietet eine Fundchronik aus dem Stadtgebiet zwischen 1836 und 2015. Unter verschiedenen Fragestellungen und von anschaulichen Karten unterstützt, untersucht er sodann die slawische Vorbürgsiedlung, die Grenzen und das Straßennetz der spätmittelalterlichen Altstadt, ihre Bebauung, Rathaus, Marktplatz und Dombereich, die Stadtbefestigungen und Wassermühlen sowie die Besiedlung vor der Stadt und die Nutzung der Stadtfeldmark. Im folgenden Kapitel wird dann die Stadtgeschichte wiederum in die Herrschaftsgeschichte eingebunden, indem er die Grafschaft Schwerin mit ihren Herrschern, deren Besitz, Interessen und Konflikten zwischen 1160 und 1358 untersucht. Abschließend betrachtet er die Rolle der Burg als Herrschaftszentrum unter den Herzögen von Mecklenburg bis ins 16. Jh. Aufgrund der fehlenden schriftlichen Quellen ist die Baugeschichte der Burg für das Spätmittelalter nur schwer erschließbar, etwas günstiger stellt sich der Wandel zum Renaissanceschloss

im 16. Jh. dar. Der Band besticht durch die intensive Diskussion der bisherigen Forschung, die Präsentation neuer Ergebnisse für die Stadt- und Burggeschichte Schwerins im Rahmen allgemeiner historischer Entwicklungen im Mittelalter sowie die anregende Formulierung neuer Forschungsfragen. All dies wird durch eine beeindruckende Vielzahl von – ebenfalls von Fred Ruchhöft erstellten – Karten, Grafiken, aktuellen und historischen Abb. sowie von Urkunden und Dokumenten anschaulich gemacht. Auch wenn die Nutzbarkeit des attraktiven Bandes durch ein Register noch erhöht worden wäre, so bietet er sowohl dem Wissenschaftler als sicher auch dem interessierten Laien viele neue Erkenntnisse und zudem ein Lesevergnügen. O. P.

In einem handlichen Überblick stellt Bernd Kasten, *Schwerin. Geschichte einer Stadt* (Kiel-Hamburg 2016, Wachholtz Verlag, 103 S.), vor. Schwerin diente seit dem 10. Jh. als Residenzstadt und Regierungssitz, in denen Handel, Gewerbe und später Industrie eine nur untergeordnete Rolle spielten. Kurz beschreibt er die mittelalterliche Stadt, in der der Graf und das Domkapitel das Sagen hatten, die wenigen Kaufmannsfamilien und Handwerker bedienten die lokalen Bedürfnisse der um 1500 ca. 2.000 Einwohner zählenden Stadt. Einen Aufschwung erfuhr Schwerin seit dem 16. Jh. durch ihre zunehmende Bedeutung als befestigte Residenz der mecklenburgischen Herzöge. O. P.

Zehn interessante Beiträge umfassen die *Wismarer Beiträge* (24, 2018); auf vier soll hier näher eingegangen werden. Tilo Schöfbeck bietet *Neue bauhistorische Erkenntnisse zum Turm der Wismarer St. Nikolaikirche* (6–19), die sich durch eine Einrüstung des Turmes 2016/17 ergaben. Die beiden Untergeschosse des Turmes gehören noch zum Vorgängerbau der spätgotischen Backsteinbasilika. Zahlreiche neu entdeckte Bauinschriften belegen, dass die jüngeren Geschosse 1485 und 1487 aufgemauert wurden und der Turmhelm 1502 bis 1504 folgte. Reparaturen waren im 16. Jh. und nach dem Einsturz des 120 m hohen Turmes von 1703 nötig. Maik-Jens Springmann untersucht weit ausholend *Die Abbildung einer Schnigge von 1335 aus einem Wismarer Rechnungsbuch. Begrifflichkeit, Bauform und Einsatz* (20–31), weist auf Nach- und Vergleichsbauten, bauhistorische Entwicklungen sowie auf die Seltenheit der Zeichnung in einem städtischen Rechnungsbuch und die Wortbedeutung des Begriffs Schnigge hin. Katja Jensch bringt die wenigen biografischen Nachrichten zu *Christian Troyel. Ein Stader Jurist am Wismarer Tribunal* (32–47) in Erinnerung, der die wichtige Gerichtsbibliothek gründete, hier aber nur von 1691 bis zu seinem Tod 1694 tätig war. Er wurde um 1638 in Stade geboren und studierte in Helmstedt und Leiden. Laura Tack schließlich betrachtet *Auswirkungen und Bewältigung der Ostseesturmflut am 12./13.11.1872 in der Hansestadt Wismar* (48–59). O. P.

Die *Wismarer Beiträge* (25, 2019) sind zu ihrem Jubiläum ein besonders umfangreicher und vielfältiger Band mit 24 Beiträgen auf 336 Seiten. Nach einem Nachruf auf die langjährige Stadtarchivarin Christel Kindler (1940–2019) erinnern Matthias Schubert und Rainer Däbritz an die Anfänge der Zeitschrift. Es folgen in einem ersten Teil informative Beiträge zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Wismarer Archivs. Gerd Giese (20–25) schildert den Weg zum Neubau des Archivs in den 1990er Jahren, Karl-Heinz Steinbruch (26–37) die Verzeichnung und Gliederung der Ratsakten bis 1945, die 2020 abgeschlossen sein soll, und Mara Geyer (38–47) deren Überlieferung seit 1945. Christine Tank (48–57) beschreibt sodann das Verwaltungsarchiv, das die erledigten Behördenakten aufnimmt, bevor sie endgültig ins Archiv übernommen werden. Auf die Sammlungen, die nicht aus der Stadtverwaltung stammen, darunter Vereinsarchive, Nachlässe, Plakate, Fotos und Stadtansichten, geht Patricia Settgast (58–67) näher ein und Doreen Piper (68–77) erläutert die Digitalisierung und Langzeitarchivierung anhand der Urkunden. Antje Laasch (78–85) stellt ihr Transkribierungsprojekt der Texte des 16. bis 18. Jh.s vor und Nils Jörn (86–103) gibt einen Überblick über jüngst erschienene, laufende und geplante Forschungen zur Wismarer Geschichte schon im Hinblick auf das 800. Stadtjubiläum 2030. Den umfangreicheren Teil machen die neuen Forschungen zur Stadtgeschichte aus, von denen hier einige vorgestellt werden. Andreas Röpcke, *Von Wismar in das Gelobte Land. Die wundersame Geschichte von Heinrich dem Pilger* (104–119) untersucht das interessante Schicksal des mecklenburgischen Fürsten, der 1271 auf Kreuzfahrt nach Jerusalem ging, dann aber erst nach 27 Jahren aus ägyptischer Gefangenschaft in seine Herrschaft und Residenz nach Wismar zurückkehrte und an den später auch in Theaterstücken, Romanen und Schulbüchern erinnert wurde. Anette Löffler analysiert und rekonstruiert akribisch *Die Sekundärverwendung mittelalterlicher Handschriften in St. Georgen in Wismar* (120–137) und Anja Rasche, *Reformation in Wismar. Ein Nachtrag* (138–151) liefert Nachrichten zur Bronzegrabplatte der 1504 verstorbenen Herzogin Sophia in St. Nikolai sowie zu Wismar als Residenzstadt der mecklenburgischen Herzöge, insbesondere dem Fürstenhof. Maik-Jens Springmann untersucht erneut mit vielen Beispielen aus dem Nord- und Ostseeraum *Die Abbildung einer Schnigge von 1335 aus einem Wismarer Rechnungsbuch: Begrifflichkeit, Bauform und Einsatz*. (152–171) und geht in diesem zweiten Teil auf die *Bemannung, Konstruktionsdetails und topographische(n) Bezüge* ein. Alexander Thomas betrachtet *Zwischen Statusgewinn und Statusverlust. Die Bedeutung der „Ehre“ für die Wismarer Stadtmusikanten im 17. Jahrhundert* (172–187), die eine wichtige Rolle für deren Berufsausübung spielte, da der Ruf des Gewerbes durch Pflichtverletzungen, Vernachlässigungen und Konkurrenz durchaus gefährdet werden

konnte. *Der Aufklärer, Jurist, Dichter, Übersetzer und Europavisionär Johann Franz von Palthen (1725–1804) (188–215)*, wurde in Greifswald geboren und arbeitete am Wismarer Tribunal; Martin Espenhorst betrachtet ausführlich seinen biografischen Hintergrund. Matthias Gralow gibt mit *Wismar und das Mosaik. Die Abrafaxe zur Zeit der Hanse (302–311)* einen Eindruck von der Vermittlung von Geschichte mithilfe der bekannten Comic-Figuren. Die weiteren Beiträge des Bandes umfassen Themen des 19. und 20. Jh.s u. a. zu Wismarer Reedereien, zur Familienforschung und der Vertreibung jüdischer Dozenten. Eine Inhaltsübersicht der Wismarer Beiträge seit Band 1 beschließt den abwechslungsreichen, auch reich bebilderten Band. O. P.

Der Liber Proscriptorum. Das Wismarer Verfestungsbuch 1353–1430, hg. von Nils Jörn, bearb. von Sonja Birli (Schriftenreihe der „Freunde und Förderer des Archivs der Hansestadt Wismar e.V.“ 9, Wismar 2019, callidus. Verlag, Teil 1: 294 S., 122 Farbab., Teil 2: 166 S.) – Soviel gleich vorweg: Dem Wismarer Verfestungsbuch als einer wichtigen, bisher nur in Teilen publizierten Quelle ist durch die gemeinsamen Anstrengungen von Bearb.in, Hg. und Geldgebern eine anspruchsvolle, ehrgeizige, fast schon üppige Edition zuteilgeworden, für die man nur dankbar sein kann. Wo findet man das sonst? Ein Fotofaksimile der gesamten Quelle in 122 Farbaufnahmen, eine sorgfältige kommentierte Abschrift und noch eine Übertragung in unsere Sprache, damit historisch Interessierte ohne spezielle Sprachkenntnisse damit arbeiten und an der Lektüre Freude haben können.

Erschlossen wird das Ganze durch Orts-, Personen- und Sachregister, wobei besonders das Register anonymer Personen als zusätzliches Angebot auffällt, die nach ihrem Beruf oder ihrer Lebensstellung (Ehefrau, Knecht usw.) aufgelistet werden. So kann man auch namenlose Domherren, Diebe, Frauen, eine Hebamme, eine Hure, Mönche, Ratsherren usw. aufspüren und für spezielle Forschungsinteressen einordnen. Man kommt dem Benutzer weit entgegen.

Bis zum Jahr 1400 sind zahlreiche Einträge im Verfestungsbuch bereits im Mecklenburgischen Urkundenbuch veröffentlicht worden, worauf auch stets – wie auf andere Drucke – verwiesen wird. Stichproben zeigen, dass da, wo die Lesungen voneinander abweichen, der neuen Ausgabe der Vorzug zu geben ist – das ist bei der hohen Textqualität des Mecklenburgischen Urkundenbuches schon ein Gütesiegel für die neue Bearbeitung, die auch unsichere Lesungen anmerkt, um nicht in die Irre zu leiten. Und wer mag, kann sich ja anhand der Fotos selbst an einer schwierigen Lesung versuchen.

Das Verfestungsbuch ist das älteste Gerichtsbuch der Stadt Wismar. Es weist 1.002 Einträge zu 987 Fällen auf, die nachträglich und nicht unbedingt zeitnah von insgesamt 22 Schreibern vorgenommen wurden. Es zeigt sich, dass neben den Stadtschreibern auch eigene Gerichtsschreiber Beschäftigung

fanden. Von Vollständigkeit der Überlieferung ist nicht auszugehen. Inhaltlich machen Verfestungen mehr als die Hälfte der Einträge aus, gefolgt von Stadtverweisungen und Urfehden. Der bekannteste Eintrag nennt den wegen einer nächtlichen Schlägerei belangten Nicolaus Stortebeker (18, Nr. 210). Ob es sich dabei um den legendären Seeräuber handelt, wie lange angenommen, wird von der neueren Forschung eher angezweifelt. Vor Anlage dieses Buches 1353 wurden Verfestungen in die allgemeinen Stadtbücher Wismars eingetragen.

Als Quelle für Rechtswesen und Rechtspraxis der mittelalterlichen Hansestadt Wismar ist das Verfestungsbuch kaum zu überschätzen. Es bietet Material zu sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen und unterstützt prosopografische Studien. Eine Liste der Gerichtsherren bietet die Bearb.in schon in ihrer Einleitung an. Für die Sprachforschung interessant ist der Übergang vom Lateinischen zum Mittelniederdeutschen in den 1380er Jahren.

Die Schwierigkeiten bei der Übersetzung solcher Texte sind hier nicht im Einzelnen zu diskutieren – es ist kein Wunder, dass so etwas selten gemacht wird. Es ist dabei kein schlechter Plan, sich im Zweifel nah an der Quelle zu halten, auch wenn der Sinn sich nicht sofort erschließt wie bei dem ungebrauchlichen Wort „entsegeln“ (46, Nr. 396). Wenn man an „entweichen“ oder „entführen“ denkt, versteht man, was mit „entsegeln“ gemeint ist.

Vorgelegt wurde eine Edition, die (fast) keine Wünsche offenlässt. Allenfalls Äußerlichkeiten sind zu nennen: Die Reproduktionen der Seiten des Verfestungsbuches sind gegenüber dem Original etwa um ein Drittel verkleinert wiedergegeben. Ein etwas größeres Buchformat hätte das Fotofaksimile authentischer wirken lassen und überdies die Leseübungen der Studenten erleichtert, die der Hg. im Auge hat, wie er im Vorwort erwähnt. Für die universitäre Nutzung ist auch die kostengünstige Klebebindung ein Schwachpunkt. Einer so engagierten, hervorragenden editorischen Leistung hätte man durchaus auch ein qualitativvolleres Erscheinungsbild mit Fadenheftung und damit ein längeres Buchleben gewünscht. Ein Digitalisat der Edition wäre in Zukunft sicherlich eine Überlegung wert. Andreas Röpcke

Die attraktiven *Stralsunder Hefte für Geschichte Kultur und Alltag* (2018) enthalten nach aktuellen Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Stralsund elf Aufsätze aus allen Zeiten der Stralsunder und Rügener Geschichte, darunter einen bauhistorischen Überblick von Frank Hoffmann über *Stralsunds Klöster* (54–63). Christoph Freiherr von Houwald widmet sich *Christian Ketelhodt (1492–1546). Sundeschenn apostell unnd fundamentlegger des hilligen evangelii* (64–67), der eigentlich auf dem Weg nach Riga war, nun aber durch seine Predigten ab 1523 zu einem wichtigen Reformator in der Stadt wurde. Gaby Huch liefert schließlich einen Abriss zu *Stralsund und seiner Brautradition* (68–77). Auch der Jg. 2019 der *Stralsunder Hefte* beginnt mit

Informationen aus dem Stadtarchiv zur Inbetriebnahme des Zentraldepots 2019, der Digitalisierung und Restaurierung der Bestände sowie Publikationen und Tagungen. Es folgen 13 Aufsätze vor allem der neueren Stadtgeschichte, aber auch zum Gebäude *Wichmannsgang 2 Stralsund* (17–21), einem im Kern aus dem 14. Jh. stammenden Mauerturm, den Frank Hoffmann bauhistorisch in die Stadtbefestigung einordnet. Ricarda Löbner, *Franz Wessel (1487–1570). Kaufmann, Pilger, Förderer der Reformation, Politiker*, liefert *Ein Stralsunder Lebensbild der Frühen Neuzeit* (60–67) und ordnet ihn in die Reformationsergebnisse sowie die außenpolitische Entwicklung (Grafenfehde) der 1520er und 1530er Jahre bis in seine Zeit als Bürgermeister 1541 bis 1570 ein. O. P.

StraleSunth. Stadt-Schreiber-Geschichte(n) (Jg. 8/2018, Rostock, Verlag Redieck & Schade). – Gunnar Möller trägt in seinem Aufsatz *Stralsund und der Mittelmeerraum in der Hansezeit* (8–14) die verstreuten schriftlichen, archäologischen und bauhistorischen Quellen zu seinem Thema zusammen. Bereits 1290 wird in Stralsund ein Gebäude mit dem Namen „Venedie“ erwähnt. 1421 erhielt die Stadt Venedig ein Schreiben aus Stralsund, in dem der Wunsch nach Interessenvertretungen geäußert wird. 1464 sollen 500 bis 600 Stralsunder Bewaffnete einem Kreuzzugsaufruf gegen die Osmanen nach Venedig gefolgt sein. 1387 gab es Handelskontakte nach Genua und 1440 nach Florenz. In den Stralsunder Stadtbüchern werden Personen mit italienischen Vornamen erwähnt. Neben dem Kleriker Hermann Vrakel, der 1338 bis 1348 am Papsthof in Avignon tätig war, gab es selbstverständlich auch pilgerreisende Männer und Frauen nach Rom und Venedig, von denen 68 zwischen dem 14. und frühen 16. Jh. bekannt sind. Thematisch passt hierzu der Beitrag von Renate Samariter *Italienische Fayencen – Keramische Kunstwerke in Stralsunder Haushalten* (21–27), alles Funde aus archäologischen Grabungen. Dirk Schleinert analysiert und ediert *St. Veit, das Kloster Corvey und Rügen. Ein Brief aus dem Jahre 1455 im Stralsunder Stadtarchiv* (15–20). In dem Brief äußert der Abt von Corvey das befremdliche Verlangen, über das Land Rügen als seinem Lehen zu verfügen, das dann sogar bis 1648 aufrechterhalten wurde, allerdings dem Kloster nicht zustand. Jörg-Peter Findeisen stellt *Merkantilistisch beeinflusste handelspolitische Reformvorstellungen in Schwedisch-Pommern im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts* (28–33) vor, die in Publikationen der damaligen Zeit als Kritik an der herrschenden Handelssituation diskutiert wurden. Hinter dem Titel „*Dieses Meister Buch...*“ (42–46) verbirgt sich eine Beschreibung des Amtsbuches der Fleisch- und Knochenhauer von Helmut Babel aus den Jahren 1718 bis 1948. Abschließend stellt Hans-Dietrich Birr in seinem Beitrag „*...do waß hir thom Sunde en so groth storm, dat de floten schlugen de brüggen entwey*“ (148–153) die Daten für Hochwasser in Stralsund vom 14. bis 17. Jh. zusammen.

In Jg. 9/2019 von *StraleSunth* setzt Gunnar Möller seinen Aufsatz aus dem Vorjahr fort (8–16) und stellt Italienreisende wie Boten, Studenten und Kaufleute des späten 14. bis 16. Jh.s aus Stralsund vor. 1432 hielt sich der kroatische Graf Ivan Frankopane in Stralsund auf, im 17. Jh. lebten hier dann vereinzelt Gefangene aus den Türkenkriegen. Die materiellen Beziehungen in den Mittelmeerraum verdeutlichen sodann liturgische italienische Gewänder, Pilgerzeichen, Gläser und Keramik, Schmuck, Münzen, Siegel sowie ein Schmuckband mit arabischen Schriftzeichen im Rathaus. Auch Jörg-Peter Findeisen (28–33) liefert einen zweiten Teil seines Aufsatzes aus dem vorangegangenen Jahrgang und stellt weitere zeitgenössische Autoren vor, die im 18. Jh. vor allem für eine Verstärkung des Außenhandels in Abhängigkeit von der Förderung des inländischen Gewerbes und Handels forderten. *Eine Strafandrohung für die Bewohner von Ummanz de anno 1616* (17–22), die Dirk Schleinert einordnet und ediert, sollte die dortigen Bauern von der Missachtung der Kirche und zu starkem Alkoholgenuss abhalten. O. P.

In der HU bisher nicht zur Anzeige gelangt sind die kleinen, aber inhaltsschweren Bände von Ricarda Lößner, *Die Bürgermeister der Stralsunder Porträtsammlung. Stralsunder Biographien des 16. bis 18. Jahrhunderts*, (2 Bde., Stralsund [o. J.], Druck- und Verlagshaus Kruse). – Dies ist insofern schade und muss an dieser Stelle nachgeholt werden, als viele der hier beschriebenen Personen für die Spätzeit der Hanse relevant waren. Es ist der Vf.in dafür zu danken, dass sie sich von der Porträtsammlung im Stralsunder Rathaus zu diesen beiden Bänden hat inspirieren lassen. Wer die Stralsunder Bestände kennt, weiß um ihren Reichtum und was sie nicht nur für die Hansegeschichte bereithalten. Vf.in hat diesen Reichtum bereits vor einigen Jahren fruchtbar gemacht. Sie stellt die 75 Bilder umfassende Sammlung zunächst kurz vor, geht auf ihre einzigartige Größe und ihre lange Laufzeit (16.–20. Jh.) ein. Sie spürt dem Beginn der Sammlung im ersten Drittel des 18. Jh.s nach, trägt im ersten Band 16 Biografien von Bürgermeistern aus dem 14. bis 17. Jh. zusammen, im zweiten die des 18. Jh.s und geht teilweise über die Porträtsammlung hinaus, wenn sie besonders prominente Bürgermeister ohne Porträt vorstellt wie Bertram Wulflam oder Bartholomäus Sastrow, der für seine Autobiografie im gesamten Hanseraum bekannt ist. Doch zunächst folgt in Band 1 eine kurze Geschichte des Stralsunder Rates, an die sich eine alphabetische Aufstellung der Stralsunder Bürgermeister anschließt. Vf.in trennt dabei nicht zwischen Syndicus und Bürgermeister, sondern nutzt die beeindruckende Sammlung als Aufhänger. Kundig stellt sie die Porträtierten teils recht ausführlich dar, dabei immer einen weiten Interessentenkreis vor Augen habend. Geschickt webt sie immer wieder „Stadtgeschichte in Daten“, „Geschichte in Schlagwörtern“, „Wissenswertes“ und „Sehenswertes“ mit ein.

Auf diese Art und Weise sorgt sie dafür, dass die anderen Hansestädte nicht nur auf die Stralsunder Porträtsammlung, sondern auch auf diese kurzweilig geschriebenen Porträts etwas neidisch schauen. N. J.

Wolf Thormeier, *Stralsunder Bürgerhäuser. Wand- und Deckenmalereien* (1. Aufl. Stralsund 2014, 2. verb. Aufl. 2017, Druck- und Verlagshaus Kruse, 303 S., zahlr., zumeist farbige Abb.). – Oft sind die Ausmalungen der Kirchen und Klöster Stralsunds untersucht worden, für die Bürgerhäuser fehlt bisher eine systematische Arbeit. Darauf weist Vf. hin und weist über 100 historische Wand- und Deckenmalereien in Stralsund nach. Sehr schön ist, dass diese Malereien in mehr als 20 Gebäuden der Altstadt öffentlich zugänglich sind, bedauerlich, dass ca. 40 der hier dokumentierten Fassungen heute verloren oder nicht mehr sichtbar sind. Umso wichtiger ist das Buch des Stralsunder Restaurators, der seit 1999 als selbstständiger Unternehmer in diesem Bereich tätig ist und viele der vorgestellten Objekte aus erster Hand kennt. Vf. beginnt mit einer kurzen Einführung zur Stadtgeschichte, bevor er seinen Durchgang durch die Stilepochen beginnt. Für das Mittelalter kann er immerhin zehn Ausmalungen nachweisen. Die wichtigsten und am besten erhaltenen stammen aus der Semlower Straße 10, die heute in den Gängen des Johannisklosters zu sehen sind. Faszinierend auch die Rankenausmalung im Saal des Wulflamhauses, die sehr aufwendig restauriert wurde und zu besichtigen ist. Seit der Renaissance sind in Stralsund neben den Wandbemalungen auch bemalte Decken und Wandbespannungen aus farbig bemalter Leinwandtapete erhalten. Leider sind nur die Deckenbalken im Haus Alter Markt 5 und die Reste der Leinwandtapete in der Mühlenstraße 3 öffentlich zugänglich, alle anderen Beispiele finden sich in privat genutzten Häusern. Umso schöner ist es, durch die aussagestarken Fotos z. B. einen Eindruck von der Decke in der Badenstraße 44 zu erhalten, die Porträts von Philosophen zeigt. Noch üppiger sind die Befunde dann für den Barock, die zudem in mehreren, oft im Mittelalter errichteten, erst später ausgemalten Häusern zugänglich sind. Herausragend dabei sind die Vogeldarstellungen im Johanniskirchhof 5, die christlichen Motive in der Mönchstraße 41 und der Wasserstraße 64 oder die Blumenblüten im Haus Alter Markt 6. Ein rundum gelungenes Buch, das man sich für andere Hansestädte ebenfalls wünschen würde und das hoffentlich zu kunsthistorischen Forschungen einlädt! N. J.

Wolf Thormeier, *Stralsunder Bürgerhäuser. Haustüren* (Stralsund 2017, Druck- und Verlagshaus Kruse, 311 S., zahlr., zumeist farbige Abb.). – Über 350 Beispiele historischer Haustüren, mehr als 1.000 historische und aktuelle Fotos von Haustüren aus dem 18. bis 21. Jh. stellt der Stralsunder Restaurator

Wolf Thormeier in diesem sehr gelungenen, aufwendig gestalteten Band vor. Er gliedert seinen historischen Überblick nach Stilepochen, wobei er für die hansisch interessantesten Epochen der Gotik und Renaissance naturgemäß weniger Beispiele beibringen kann als für die Zeit seit dem Rokoko. Der Barock für die Spätzeit der Hanse hingegen ist prächtig und vielfältig dokumentiert (ca. 50 Beispiele). Vf. beginnt mit knappen Ausführungen zu Konstruktion, Material und Farbigkeit von Haustüren am Sund, stellt die Haustür kurz in den Kontext der Stadtgeschichte und macht Bemerkungen zu Verfall, Restaurierung und Pflege der Türen. Es schließt sich der Durchgang durch die Stilepochen an, bei dem er im historischen Material schwelgen kann. Eindrucksvoll sind die Vorher-Nachher-Bilder bei der Restaurierung und die liebevoll fotografierten Details. Schließlich widmet er sich verschwundenen Haustüren und stellt das Stralsunder Haustürenregister vor, eine sehr verdienstvolle Initiative der Denkmalpflege, bei der man aus Abrissgebäuden geborgene Türen „nachnutzen“ kann. Die Texte zu den einzelnen Häusern und ihren Türen sind knapp, machen aber Appetit auf weitere eigene Entdeckungen. Vielleicht ist also dieser schöne Band ein Ausgangspunkt für eine ausführliche bauhistorische Arbeit, lohnen würde das Material. Leider fehlen mehrere Unterschriften mit den Adressen der abgebildeten Häuser, Nicht-Stralsunder stehen also vor einer spannenden Aufgabe, die älteren Türen im Stadtbild wiederzufinden. Ab dem 18. Jh. werden die Häuser meist einzeln vorgestellt, sodass diese Kritik entfällt, auch das abschließende Haustürenregister hilft bei der Suche.

N. J.

Sabine Kahle, Michael Jager, Gunnar Möller, Dirk Schleinert und Friedericke Thomas, *Heuser, Buden und ander Architectura. Barocke Wohnbauten des 17. und 18. Jahrhunderts in Stralsund* (Stralsunder Denkmale 4, 2. aktualisierte Aufl., Stralsund 2016, Druck- und Verlagshaus Kruse, 85 S., zahlr. Farbabb.). – Das Heft wird vom Stadtarchivar Dirk Schleinert eröffnet, der *Stralsund im 17. und 18. Jahrhundert* (4–10) prägnant vorstellt und daran erinnert, welche einschneidenden Veränderungen der politische Übergang Stralsunds von der wichtigsten Stadt des Herzogtums Vorpommerns zur Festungsstadt und zum Regierungssitz der schwedischen Landesregierung nach sich zog. Diese sind bis heute sehr gut im Stadtbild sichtbar. Michael Jager stellt *Die sogenannte „Schwedische Matrikel“* (11–18) vor, die im Rahmen der Überprüfung der Steuerkraft der schwedischen Provinzen neben der Landesvermessung in den Jahren 1706/07 erstellt wurde und eine der wichtigsten Quellen der Schwedenzeit für Stralsund ist. Inklusiv der Vorstädte erhalten wir Informationen über 1.800 bebaute Grundstücke, die nach ihrer Steuerkraft in Häuser, Buden und Keller gegliedert waren. Wir erhalten aber auch Aufschluss über zahlreiche Ödplätze

oder wüste Stellen, die es nach dem Krieg von 1678/79 noch in der Stadt gab. Sehr genau beschrieben sind die Gebäude, die Raum für Raum mit Art der Heizung und Fenster aufgenommen wurden und deren Qualität als Brau-, Back- oder Wagenhaus konstatiert wurde. Gunnar Möller zieht aus dieser und anderen Quellen Informationen zu *Stadtgestalt und Wohnverhältnisse(n) im 17. und 18. Jahrhundert* (19–24). Er geht auf die Verluste der kurbrandenburgischen Bombardierung von 1678 und den Brand von 1680 ein, die mehr als 1.200 Gebäude betrafen und verknüpft geschickt schriftliche und archäologische Quellen zur Wohnsituation. In einem zweiten Artikel wertet Gunnar Möller *Hausinventare des 17. und 18. Jahrhunderts als Quelle zur Stralsunder Wohnkultur* (25–28) aus und nutzt diese zahlreich überlieferten Inventare für einen knappen Einblick in das Alltagsleben der Stralsunder. Anders als in anderen Städten des Ostseeraums wurden in Stralsund keine Notare, sondern Wardierer, oft Frauen, die Höckerinnen waren, mit der amtlichen Aufnahme der Inventare beauftragt. Ansonsten zeigt Vf. an einigen Beispielen, worauf man sich bei den Inventaren freuen darf. In einem weiteren Beitrag stellen Sabine Kahle, Friedericke Thomas und Gunnar Möller *Barocke Wohnbauten des 17. und 18. Jahrhunderts in Stralsund* (19–65) vor, als gekürzte Fassung eines 2013 bereits in anderem Zusammenhang veröffentlichten Aufsatzes, der sich aber gut in diesen Band einfügt und inhaltlich der wichtigste Beitrag ist. Die Vf.innen und der Vf. machen Aussagen zu den Punkten Bauwesen, Grundstück und Bebauung, Außenbau – Typologie, Konstruktion und Gestaltung, Fassaden, dem Gebäudeinneren und Öfen. Abschließend stellen Sabine Kahle und Friedericke Thomas *Fünfausgewählte Objekte* (66–77) vor, das Kommandantenhaus am Alten Markt 14, das Haus unter der Adresse Johanniskloster 10, die Frankenstraße 30, die Langenstraße 41 und die Wasserstraße 33. Außer dem Kommandantenhaus datieren alle Häuser baulich aus der Spätzeit der Hanse, hier liegt das Augenmerk auf ihren barocken Veränderungen.

Leider fehlen die Bildunterschriften zu den über 100 Abb., was es für Auswärtige erschwert, die Karten richtig einzuordnen und die dargestellten Häuser und ihre Details wiederzufinden. Im letzten Artikel ist dann sogar auf die Nummerierung der Bilder verzichtet worden – das sind Fehler, die bei einer 1. Auflage vielleicht passieren dürfen, bei einer zweiten, verbesserten aber nicht. Schade, trüben doch Kleinigkeiten wie diese etwas das gute Bild der Publikation, das mit einem Glossar und mit einer Liste der benutzten Literatur schließt. Jedenfalls kann man der kleinen Reihe nur viele weitere interessante Ideen wünschen. Das Material ist reichlich vorhanden, seien es Funde der Bodendenkmalpflege oder die Bestände in Museum und Archiv. Es lohnt sich also, die Homepage des kleinen Stralsunder Verlagshauses aufmerksam zu verfolgen.

N. J.

Uwe Kiefer, *St. Maria zu Voigdehagen. Stralsunds Mutterkirche* (Kiel 2018, Verlag Ludwig, 77 S., 62 Farbabb.). – Ausgehend von einer Urkunde von Papst Bonifatius IX. stellt Vf. das Verhältnis der Kirche Voigdehagens zu den Stralsunder Kirchen vor: Die kleine Backsteinkirche im heutigen Stadtteil, damaligen Vorort Stralsunds, ist die Mutterkirche der beeindruckenden großen Stadtkirchen am Sund. Um dies nachzuweisen, beginnt er mit einem Überblick über die Besiedlung und Christianisierung Festlandsrügens und weist Voigdehagen früh einen Platz als kirchliches Zentrum neben Tribsees und Barth zu. Das zeigt sich auch darin, dass der Schweriner Bischof den Voigdehäger Pleban noch vor der Stadtrechtsverleihung an Stralsund zum Oberkirchherrn der Stralsunder Kirchen ernannte. Diese Funktion behielt er bis zur Reformation und hatte in der Ratskirche St. Nikolai eine „Kapelle des Kirchherrn“. Obwohl der Ort Voigdehagen spätestens 1321 seine Bedeutung als fürstliche Vogtei verlor und fortan zu den Stralsunder Stadtdörfern gezählt wurde, lassen sich umfangreiche Privilegien der Voigdehäger Plebane bis zur Reformation nachweisen. Danach verloren der Ort und seine Kirche massiv an Bedeutung und wurden seit dem Dreißigjährigen Krieg, vor allem aber in den Kriegen gegen Kurbrandenburg zerstört.

Nach diesem geschichtlichen Überblick stellt Vf. knapp die schlecht erforschte Baugeschichte der Vorgängerbauten dar, die er durch politische Überlegungen auf die Zeit vor 1234 ansetzt, auf ein burgartiges Gebäude verweist, in dem der Pleban Otto Slore zwischen 1296 und 1324 residierte und Analogien zur Brandshagener Kirche zieht, für die seit 1249 Bauarbeiten am Chor nachweisbar sind. In Voigdehagen selbst kann er nur ein 6 bis 7 m langes, 3 m hohes Teilstück als Teil des älteren Vorgängerbaus nachweisen, weitergehende Untersuchungen stehen noch aus.

Er kommt dann zur Baugeschichte der heutigen Kirche, die um 1393 einsetzt, als die alte Sakristei ein Obergeschoss erhielt. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg setzen die schriftlichen Quellen ein, die eine Beschreibung des desolaten Zustands, aber auch zahlreiche Nachrichten über Baumaßnahmen am Turm, neue Glocken etc. liefern. Die Stärke des Büchleins liegt in der reich bebilderten Beschreibung des Kirchenbaus und seiner Ausstattung. Ein Grundriss der Kirche kennzeichnet Bauphasen, Bilder zeigen das Fundament aus mächtigen Feldsteinen und illustrieren, wo welche Arten von Steinen vermauert wurden. Farbfassungen aus dem Spätmittelalter und der Renaissance können nachgewiesen werden. Prachtvoll ist die Ausstattung, von der sich einiges aus dem Mittelalter erhalten hat wie die wahrscheinlich aus dem Vorgängerbau des 13. Jh.s stammende Kalksteinfünfte, Innenfundamente, die Grabplatte für Wulfhard Lüdershagen um 1320 als älteste im Stralsunder Stadtgebiet, der wahrscheinlich aus Brandshagen stammende Kanzelkorb aus der Renaissance und die Vasa sacra aus dem 15. Jh. Für die bleibende Bedeutung der Kirche in Voigdehagen

spricht die qualitätsvolle Ausstattung, die sie um 1700 von Johann Wendt und Elias Kessler, u. a. in der Patronatsloge erhalten hat. Abschließend werden die Kirchherren seit 1296, die evangelischen Pfarrer seit der Mitte des 16. Jh.s, Quellen und Literatur genannt. Das kleine Büchlein ist schön gestaltet und lässt uns die frühe Kirchengeschichte Stralsunds in neuem Licht erscheinen. *N. J.*

Leider nicht einfach zugänglich außerhalb des Erscheinungsortes sind die *Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung*, die 2018 bereits in ihrem zwölften Jahr erschienen, im hansischen Zusammenhang aber hier erstmalig besprochen werden. Das ist schade, weil der Hanseforschung damit einiges an wichtigen, neuen Informationen zur Greifswalder Stadtgeschichte entgangen ist. Das als Sonderheft gekennzeichnete, im DIN-A4-Format erschienene Druckerzeugnis beschäftigt sich mit der *Sepulkralkultur in Mittelalter und Neuzeit* und versammelt zahlreiche hervorragende Kenner und ausgewiesene Spezialisten für diese Fragen. Für die Hansezeit besonders hervorzuheben sind sowohl die Ausführungen des Greifswalder Kunsthistorikers Michael Lissok *800 Jahre Begräbniskultur im Spiegel der Greifswalder Stadtgeschichte: Ein Überblick* (4–21) als auch des Archäologen Jörg Ansorge *Archäologische Untersuchungen auf Greifswalder Bestattungsplätzen* (22–33), die vom Historiker Jürgen Herold gemachten Bemerkungen zu *Bestattungen in Greifswalder Kirchen* (34–43) sowie die vom Archäologen und Bauforscher Torsten Rütz zu *Kammern unter dem Fußboden. Gruftanlagen in den mittelalterlichen Kirchen Greifswalds* (44–59). Nachhansisch, aber ebenfalls sehr lesenswert auch der Beitrag des Kunsthistorikers und Bauforschers Detlef Witt *Es im Tode noch einmal allen zeigen! Barocke Grabmäler in Greifswalder Kirchen* (60–89), der den Blick vergleichend auch immer wieder nach Rügen oder Stralsund richtet und die qualitätsvollen Grabkapellen einzelner hochrangiger Juristen und Professoren in Greifswald vorstellt. Anja Kretschmer, Regina und Andreas Ströbl, Kunsthistoriker und Archäologen stellen den *Alten Friedhof in Greifswald*, seine *Geschichte und baulichen Besonderheiten* (90–104) vor und zeigen die immensen positiven Veränderungen, die dort in den letzten Jahren an den Friedhofskapellen erreicht werden konnten.

Michael Lissok erinnert in seinem Beitrag daran, dass die „nach einem verbindlichen Regel- und Formenkanon vorgenommene Bestattung der Toten ... zu den elementarsten und ältesten ‚Kulturtechniken‘ der Menschheit“ gehört. Dementsprechend schlägt er den Bogen von den jungsteinzeitlichen „Hünengräbern“ über Funde der vorrömischen Eisenzeit zur Etablierung der christlichen Sepulkralkultur in Pommern seit der 2. Hälfte des 12. Jh.s. Er beschreibt, wie es allgemein Brauch wurde, für sein Seelenheil vorzusorgen, wie an fast jedem Kirchenbau ein umfriedeter Kirchhof entstand, der oft mit

Kapellen und Beinhäusern ausgestattet war, an dem aber auch verhandelt und oft Recht gesprochen wurde. Er trifft allgemeingültige Aussagen zur Funktion der Pfarr- und Klosterkirchen sowie der Hospitäler, zum Begräbnis in- und außerhalb von ihnen und hebt besondere Grabsteine hervor (ältester 1296 in Eldena). Wichtig sind auch seine Ausführungen zu neuen Bestattungsregeln nach der Reformation, für die Luther mit seiner Schrift „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“ 1527 die Grundlage legte, die dann in der Pommerschen Kirchenordnung umgesetzt wurde: „Nicht dat wy der stede sünderlicke Hilligkeit geven, sunder dat solckt eerlick, billigk und Christlich ys.“ Interessant ist, dass die Greifswalder dennoch bis ins 19. Jh. weitgehend an den Begräbnissen in und um die Kirchen festhielten und erst ein Dekret unter französischer Besatzung aus dem Jahre 1808 für ein Umsteuern sorgte, das sich 1818 in der Anlage eines Friedhofs außerhalb der Stadt niederschlug. Umso reichlicher sind die Funde, die Jörg Ansoerge in seinen *Archäologische(n) Untersuchungen auf Greifswalder Bestattungsplätzen* machen kann. Dabei macht er interessante Entdeckungen, wenn er etwa nachweisen kann, dass auf dem Gelände des nach der Reformation aufgegebenen, nach dem Dreißigjährigen Krieg abgebrochenen Gertrudenhospitals bis ins 19. Jh. Bestattungen von Fremden und Soldaten vorgenommen wurden. Vf. stellt im Einzelnen die aussagekräftigen Funde auf dem Marienkirchhof und auf dem Jakobikirchplatz vor und wertet sie aus. Er stellt fest, dass die Bestattung zumeist in Leichentüchern, seltener in Holzsärgen erfolgte und stellt den Umgang mit Wiedergängern vor, da einem der Toten ein 8 cm langer Eisennagel in den Beckenknochen getrieben, einer schwangeren Toten der Kopf abgetrennt worden war.

Jürgen Herold berichtet über *Bestattungen in Greifswalder Kirchen* und kann nachweisen, dass in St. Jakobi oder auch in der Klosterkirche in Eldena bereits bestattet wurde, als die Kirchen sich noch im Bau befanden. Er wertet vor allem Inschriften von Grabplatten aus und stellt klar, dass diese „die Grenze zwischen dem Bereich der Toten und dem der Lebenden“ kennzeichnen „und auf das einst alltägliche Neben- und Miteinander dieser Welten“ verweisen (34). In den Greifswalder Pfarrkirchen haben sich mehr als 500 Grabplatten erhalten. Zu diesen und den Platten in den Klosterkirchen und Hospitälern trifft Herold auf der Grundlage seiner jahrelangen Forschungen wichtige Aussagen zu sozialem Status, regionaler Herkunft, Kosten und Arten der Bestattung. Interessant ist z. B., dass auch in den Kirchen zumeist in Erdgräbern und nur selten in gemauerten Grüften bestattet wurde und das die meisten Gräber nicht mit Grabplatten aus Kalkstein von Gotland oder Öland, sondern mit Backsteinen oder Backsteinplatten abgedeckt waren.

Torsten Rütz informiert über *Kammern unter dem Fußboden. Gruftanlagen in den mittelalterlichen Kirchen Greifswalds*, die er für die in dieser Frage stilbildenden pommerschen und mecklenburgischen Herzöge seit der Zeit um

1400 nachweisen kann, die aber erst nach der Reformation durch zahlreiche bauliche Befunde auch für Bürgerliche fassbar werden. In den Grabkammern sind häufig qualitätsvolle Ausmalungen nachweisbar, die von flandrischen Vorbildern seit 1270 angeregt wurden. Nachdem Vf. vergleichend für Kirchen in Lübeck, Rostock, Wismar, Wolgast und Doberan Aussagen getroffen hat, stellt er die Greifswalder Gruftanlagen vor. Dass hier so wenige gemauerte Gruftanlagen nachweisbar sind, schreibt er den Sanierungsmaßnahmen der 1970er und 1980er Jahre zu, die ohne archäologische Begleitung durchgeführt wurden. Die erhaltenen Grabkammern sind fast ausschließlich spät- bzw. nachhansisch zu datieren und sind für berühmte Juristen und Militärs aus der Schwedenzeit nachweisbar.

Das Heft ist sehr aufwendig und qualitativ voll bebildert, die Argumentation der Autoren ist anhand der Illustrationen gut nachzuvollziehen. Man wünschte sich nur eine bessere Zugänglichkeit und Verbreitung dieser Reihe. Von den 500 Exemplaren gehörte ein Beleg in jedes Archiv zumindest der wendischen Hansestädte, gern auch darüber hinaus, zu wichtig sind die hier präsentierten Erkenntnisse, die immer wieder zum Vergleich und zu vertiefenden Forschungen andernorts einladen und hiermit wärmstens empfohlen seien. *N. J.*

Matthias Wichmann, *Chronik der Stadt Barth aus dem Jahre 1619. Barthisches Chronicon*, (bearb. von Jürgen Hamel, hg. und mit einem Geleitwort versehen von Stefan Kerth, Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth 1, Leipzig 2016, Akademische Verlagsanstalt, 163 S., mehrere Farbabb.). – Barth ist eine der wenigen pommerschen Kleinstädte mit eigenem Archiv. Die meisten anderen Städte dieser Größe im Herzogtum hatten ihre Stadtarchive schon in den 1930er Jahren an das Landesarchiv in Stettin abgegeben. Bis heute liegen sie schlecht erschlossen und weitgehend unbenutzbar im Landesarchiv Greifswald. Was auch eine kleine Einrichtung mit einer engagierten Archivarin leisten kann, zeigt die 2016 begründete Reihe, die stetig wächst und den einen oder anderen Schatz aus dem Archiv der interessierten Öffentlichkeit vorstellt. Die Reihe wird mit der Chronik des Konrektors, Ratsschreibers und seit 1630 Bürgermeisters Matthias Wichmann eröffnet, die hier, wenn auch verspätet, wenigstens angezeigt werden soll. Wichmann, ein gebürtiger Gnoiener, der sich 1592 in der Rostocker Matrikel nachweisen lässt, ist der erste Chronist Barths und wurde von seinen Nachfolgern vielfach zitiert. Dennoch ist seine Chronik bisher nie veröffentlicht worden. Zu Ostern 1594 wurde er Konrektor an der seit 1325 nachweisbaren Barther Schule, erst 1600 nahm er das Bürgerrecht der Stadt, zwei Jahre später wurde er Stadtsekretär und ordnete das Archiv neu. Wahrscheinlich in diesem Zusammenhang und als Auftrag des Rates entstand seine Chronik, die von Jürgen Hamel kundig beschrieben, eingeleitet und kommentiert wird. Auch wenn die Widmung

der Chronik an Bürgermeister und Rat aus dem Jahr 1619 stammt, wird die Quelle doch bis 1625 systematisch fortgeführt. Wichmann kannte die Arbeiten seiner pommerschen Chronistenkollegen wie Cramer, Kantzow, Eickstedt oder Friedeborn und nutzte diese.

Hamel verzeichnet zunächst mit wenigen Annotationen alphabetisch die im Text genannten Fürsten von Rügen und Herzöge von Pommern, wobei der Grund für seine Gewichtung der Informationen nicht erhellt. Bogislaw X., der wichtige Reformator Pommerns etwa, wird nur genannt, während zu anderen Fürsten und Herzögen weit mehr Informationen bereitgestellt werden. Auch die alphabetische anstelle einer chronologischen Reihung irritiert zunächst, wird aber ein Zugeständnis an das Publikum sein. Das trifft auch auf die Übersicht zu den Nachkommen Philipps I. bis zum Aussterben der Greifen und den „Ablauf der Regentschaften in Pommern nach dem Tod Philipps I.“ zu.

Es folgt die Chronik mit der Widmung Wichmanns, auf die ein Inventar der im Stadtarchiv vorhandenen Privilegien und Bestätigungen seit 1255 bis 1482 folgt. Daran schließt sich die eigentliche Chronik an, die Mutmaßungen über den Ursprung des Namens anstellt, das Alter der Stadt (angeblich seit 385) würdigt und den Zuwachs an Macht und Ländereien chronologisch erzählt. Basierend auf Cramer wird behauptet, dass Barth älter als Stralsund sei. Es folgen wichtige wirtschaftliche und politische Informationen wie Getreidepreise, das Aussterben der Rügenfürsten, der Erbfall an das Herzogtum Pommern und die damit verbundene Anerkennung aller alten und die Vergabe neuer Privilegien durch Wartislaw IV. Interessant ist, dass der Rügensch Erbfolgestreit und die Zeit der Besetzung durch Mecklenburg nach dem Tode Wartislaws IV. recht knapp behandelt werden. In der Chronik finden sich mehrere Konflikte zwischen den Hansestädten, als etwa Rostock eine Gründung der Stralsunder auf dem Darß im Jahre 1394 niederriss. Ausführlich wird aber auch die Regierungszeit Bogislaws X. geschildert, der ganz Pommern in seiner Hand vereinte, die Durchsetzung der Reformation in Barth und Pommern sowie einzelne städtische Bauprojekte (Badestube, Brücke, Erweiterung der Stadtmauer, Bewaffnung mit Geschützen, Fleischscharren, Gerichtskammer, Erweiterung des Rathauses, Bollwerk, Galgen oder Apotheke). Wie in anderen Chroniken der Zeit nehmen Feuersbrünste und Naturereignisse den gebührenden Raum ein. Wenig interessieren den Chronisten hingegen Handel und Gewerbe, die Ausnutzung der Handelsprivilegien zur Mehrung des persönlichen und städtischen Reichtums oder gar hansisches. Auch wenn Heidelore Böcker immer wieder die hansischen Bezüge von Städten wie Barth herausgearbeitet hat – in den Chroniken der Stadt schlagen sie sich nicht nieder. So schade das ist, so liegt nun leicht zugänglich und meist zuverlässig kommentiert die früheste Stadtchronik Barths vor und wird hoffentlich rege genutzt.

N. J.

Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Amtes Barth, hg. von Jürgen Hamel und Stephanie Patrizia Mählmann (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth 3, Leipzig 2019, Akademische Verlagsanstalt, 313 S., einige, auch farbige Abb.). – Mit angemessenem Stolz präsentiert der Barther Bürgermeister Band 3 der jungen Schriftenreihe des kleinen Stadtarchivs, der zeigt, was auch in einer Kleinstadt geht, wenn sich Engagierte versammeln. Hier schaffen sie es sogar, einen weiten Rahmen der Stadtgeschichte zu präsentieren, der von Bogislaw XIII. bis zum KZ-Außenlager Barth reicht. Angezeigt werden sollen vor allem die ersten drei der chronologisch gereihten Aufsätze. Jürgen Hamel stellt *Die Residenzstadt Barth und das Herzogspaar Bogislaw XIII. von Pommern-Stettin und Klara, geb. Herzogin von Braunschweig-Lüneburg* vor (11–36). Vf. würdigt die Regierungszeit Bogislaws als „Glanzzeit des Handels, des Handwerks, der Entwicklung eines Gemeinwesens und der Kultur“. Dabei vergab die Stadt durchaus Entwicklungschancen. Als der Herzog Tuchmacher aus den Niederlanden in Franzburg und Barth ansiedelte, wehrten sich die Barther gegen die Calvinisten, sodass diese zurück nach Franzburg gingen. Durch Braun-Hogenberg haben wir ein sehr genaues Bild vom Aussehen der Kleinstadt um 1590, also in der hier behandelten Zeit. Bogislaw residierte mit seiner Ehefrau in Barth, war aber nur apanagierter, nicht regierender Herzog in den Ämtern Franzburg und Barth. Trotzdem investierte er eine für pommersche Verhältnisse sehr beachtliche Summe von 16.000 Gulden in die Förderung des Handwerks. Bogislaw erließ 1572 ein Verbot für Vorkauf, privilegierte 1572 die Gründung einer Apotheke, erließ 1574 eine Fischereiordnung, ließ auf seine Kosten 1583 eine Wasserleitung von der Alkunquelle in die Stadt führen, ließ einen Karpfenteich anlegen und erließ Policeyordnungen in den Jahren 1574, 1584 und 1597. Eine herausragende Maßnahme war sicherlich die Gründung der Barther Druckerei im Jahre 1582, die eine große Bedeutung für die Verbreitung der Schriften Luthers und Bugenhagens, aber auch von Werken des Aristoteles und anderer hatte. *Die derzeit bekannten Exemplare der Barther Bibel* werden in dem nachfolgenden Artikel von Jürgen Geiß-Wunderlich vorgestellt (37–52). Vf. macht die Ambivalenz dieses Druckerzeugnisses deutlich, wenn er auf die erheblichen Ressourcen verweist, die der Druck der Bibel beanspruchte, andererseits aber den Imagegewinn für das Herzogshaus darstellt. Herzogliche Familienmitglieder in Pommern und Braunschweig-Wolfenbüttel erhielten prachtvoll verzierte, mit Holzdeckeleinbänden, Goldschnitt und mehrfarbiger Kolorierung versehene Prachtausgaben. Auch die Nutzung als Altarbibel in Pommern war intendiert und lässt sich vielerorts nachweisen. Im Folgenden weist Vf. Exemplare dieser Bibel für Bad Doberan, Barth (2), Berlin (3), Bremen, Breslau, Budapest, Cambridge, Chicago, Dresden, Elbing, Erfurt, Göttingen, Greifswald (3), Halle /Saale, Hamburg (4), Jena, Karlsruhe, Kiel,

Kopenhagen (3), Leipzig, Lodz, Loitz (2), London (2), Losentitz auf Rügen, Lublin, Lübeck, Lüdershagen, Moskau (2), North Newton, Nürnberg, Oldenburg, Osnabrück, Rostock (3), Schwerin, Semlow, Stargard, Stettin (2), Stralsund (5), Stuttgart, Warschau, Weimar, Wittenberg, Wolfenbüttel, Wolgast und Wusterhusen nach. Wichtig ist seine genaue Analyse der einzelnen Exemplare und die Darstellung ihrer Besitzgeschichte und ihres Verbleibs. Die teilweise prestigeträchtigen Aufbewahrungsorte zeigen den hohen materiellen und ideellen Wert der Bücher.

Bernd Koppehele schließlich stellt *Die Gesellschaften der Barther Schiffer* vor (53–70) und kann diese anhand der Bülowischen Chronik bis zum Jahr 1573 zurückverfolgen, als die Schiffer erstmals ein Amt bildeten. Wie in größeren Städten bildeten die Schiffer auch in Barth eine Witwen- und Armenkasse. Vf. folgt nun den archivalischen Spuren dieser Nennungen. Als Stadt am Bodden konnte Barth nicht von großen Schiffen angesteuert werden, als Transportgut ist Bier und Getreide nachweisbar. Vf. wertet die Rolle von 1573 aus, die sich zehn namentlich bekannte Schiffer gaben. Diese lehnt sich an bekannte Rollen größerer Städte an, bringt aber auch Spezifisches für Barth: Erwerb der Bürgerrechte, Teilnahme an Bürgerpflichten wie Verbesserung der Stadtmauer, Verschiffen in festgelegter Reihenfolge, um allen die Gelegenheit zu geben, Geld zu verdienen. Boote mussten selbst und nicht durch Auswärtige gefahren werden. Die Zunft lässt sich bis 1626 nachweisen, 1795 wird die genannte Armen- und Witwenkasse errichtet – die Zeit dazwischen bleibt im Dunkeln, ließe sich aber möglicherweise durch die Auswertung von Prozessakten u. a. des Wismarer Tribunals erhellen. Weitere Artikel widmen sich dem pommerschen Tauchpionier Peter Kreeft (1740–1811), dem Chronometerhersteller Friedrich Adolph Nobert, dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Barth, den Anfangsjahren der Weimarer Republik in Barth und dem KZ-Außenlager Barth.

Die Vorfreude des Barther Bürgermeisters auf kommende Bände kann man nur teilen und sich auf weitere Entdeckungen aus einer hansischen Kleinstadt freuen. N. J.

OST- UND WESTPREUSSEN. Max Toeppen, *Historisch-comparative Geographie von Preußen. Text nach den Quellen, namentlich auch archivalischen* (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens 43, Münster 2018 [ND der Ausgabe Gotha 1858], Nicolaus-Copernicus-Verlag). – Die Leitfrage für eine Rezension, die sich mit einem Werk aus dem Jahr 1858 beschäftigt, das den zur preußischen Geschichte arbeitenden Forscherinnen und Forschern bekannt sein dürfte, liegt auf der Hand: Weshalb braucht es den Neudruck und welchen Mehrwert bringt die Publikation? Für das hier rezensierte Werk stellt sich die Frage ganz besonders, da neben dem Neudruck

mindestens drei Digitalisate (Bayerische Staatsbibliothek, Google Books, Kujawsko-Pomorska-Bibliothek Thorn) zur Verfügung stehen. Über die Federacja Bibliotek Cyfrowych (FBC) und die Digitale Bibliothek Mecklenburg-Vorpommern (Rechteinhaber: Universität Greifswald) sind außerdem die zum Werk gehörenden Karten zugänglich. Diese Karten fehlen dem Neudruck sogar, weil ihr Format eine Übertragung nicht zuließ, doch werden ersatzweise vier Karten aus anderen Publikationen präsentiert, wobei die vierte leider keine Legende enthält.

Blickt man in das von Bernhart Jähniß verfasste *Vorwort* zum Neudruck werden hauptsächlich zwei Gründe für die erneute Publikation der *Historisch-comparative(n) Geographie von Preußen* Max Toeppens aufgeführt: Zum einen solle sie einer größeren Öffentlichkeit wieder bekannt gemacht werden (XV); zum anderen sei sie im Ganzen nicht durch andere Publikationen überholt und könne daher als Ausgangspunkt für neuere Forschungen dienen (XXV). Darüber hinaus widmet sich Jähniß ausführlich dem Autor Max Toeppen und nimmt eine Einordnung der Bedeutung Toeppens für die preußische Geschichtsschreibung vor. Aus Anmerkung 1 geht allerdings hervor, dass der Text in ähnlicher Form bereits 1994 publiziert wurde.

Der Inhalt der *Historisch-comparative(n) Geographie von Preußen* beeindruckt vor allem, weil Toeppen durch intensive Arbeit mit dem zumindest für die „Zeit der Ordensherrschaft“ vielfach unedierte Material detailliert herausarbeitet, wie sich Grenzverläufe oder Gebiete in Preußen entwickelten. In drei Teilen betrachtet Toeppen die Zeit vor der Ordensherrschaft (bis 1230), die Zeit der Ordensherrschaft (1230–1466/1525) und die Zeit nach der Ordensherrschaft (seit 1525) mit dem zeitgebundenen und nicht modernen Ziel „eine geographische Uebersicht von dem Fortschreiten der deutschen und christlichen Cultur“ (264) zu liefern. Bei der Lektüre gerät man ohne Vorkenntnisse aufgrund der zahlreichen (Orts-)Namen schnell durcheinander. Vieles wird derart detailliert geschildert, dass es gerade einer größeren Öffentlichkeit schwerfallen dürfte, das Werk leicht zu rezipieren. Die Sprache hingegen ist gut verständlich, auch wenn der Leser oder die Leserin sich an eigenwillige Schreibweisen gewöhnen muss (z. B. Seen als Plural von See).

Leider fehlt ein Ortsregister, was gerade bei einer geografisch ausgerichteten Publikation sehr geholfen und eine aufgrund der Detailfülle durchaus angezeigte Nutzung als Nachschlagewerk für Einzelfälle möglich gemacht hätte. Hierzu bieten die durchsuchbaren Digitalisate bessere Möglichkeiten.

Selbstverständlich bietet der Neudruck von Toeppens *Historisch-comparative(r) Geographie von Preußen* kaum etwas Neues, doch gelten für eine solche Publikation andere Maßstäbe als für aktuelle Arbeiten. Doch bleibt auch zweifelhaft, ob die selbst formulierten Ziele erreicht werden. Um eine breite Öffentlichkeit

anzusprechen, ist der Inhalt des Werkes mit den vielen Details wenig geeignet. Ob der Neudruck dem Werk erneut zu Aufmerksamkeit zu verhelfen und zu neuen Forschungen anzuregen vermag, muss sich erweisen. Die Antwort auf die eingangs gestellte Frage wird davon abhängen. *Mats Homann*

Christofer Herrmann, *Der Hochmeisterpalast auf der Marienburg. Konzeption, Bau und Nutzung der modernsten europäischen Fürstenresidenz um 1400* (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 17, Petersberg 2019, Michael Imhof Verlag, 600 S., 579 Abb., 14 Taf.). – Der Hochmeisterpalast auf der Marienburg (Malbork), namentlich sein jüngerer, zur Nogat hin vortretender Teil, nimmt mit seiner herausragenden Architektur eine Sonderstellung unter den massiven backsteingotischen Bauten des gewaltigen Ordensschlosses südlich Danzigs ein. Seit dem 19. Jh. gilt dem gut erhaltenen Gebäude große wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Eine gründliche Untersuchung unter Anwendung präziser Mess- und Datierungsmethoden, vielfältiger bau- und kunstgeschichtlicher sowie historischer Forschungsansätze stand bislang aber aus. Diese hat nun Christofer Herrmann (Danzig/Berlin), renommierter Spezialist für die Baukunst des spätmittelalterlichen Ordenslandes, im Rahmen eines vierjährigen, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Vorhabens realisiert. Das Ergebnis ist das reich illustrierte, mit 600 Seiten bereits im Wortsinn gewichtige Buch.

Das Bauwerk auf der Westseite des Mittelschlosses entstand im Wesentlichen im 14. Jh., nachdem der Deutsche Orden seinen Hauptsitz von Venedig nach Preußen verlegt hatte, und zwar in zwei Hauptphasen. Jahrringdaten aus den Dachstühlen können alte Fragen nach der genauen Zeitstellung und Bauherrenschaft nun beantworten. Der ältere Palast mit Kapelle und Großem Remter wurde 1331–1335 unter Luther von Braunschweig erbaut. Den Neubau, dessen spektakuläre Architektur besonders fasziniert, gab der greise Hochmeister Winrich von Kniprode um 1380 in Auftrag. Unter seinen Nachfolgern fanden die Baumaßnahmen bis 1397 ihren Abschluss. Der Baukomplex fällt mithin in die Phase größter Machtentfaltung des Ritterordens, zugleich in eine Epoche wirtschaftlicher Blüte. Insbesondere der jüngere Palast, der mit dem Sommerremter eine der großartigsten Raumschöpfungen des europäischen Mittelalters bietet, ließ die Konventionen seiner Zeit und seiner Umgebung hinter sich – „ein vollkommener Fremdkörper innerhalb der Architekturlandschaft Preußens“ (398). Auf welchen Grundlagen das geschah und welche Absichten sich damit verbanden, ist zentraler Gegenstand der Studie.

In 15 Kapiteln untersucht Vf. diese Fragestellung in systematischer Weise. Nach Darstellung seiner Methodik und einem Überblick zur Forschungsgeschichte werden älterer und jüngerer Hochmeisterpalast ausführlich hinsichtlich ihrer bau- und kunstgeschichtlichen Merkmale beschrieben, wozu die im

Rahmen des Projektes erfolgten baugeschichtlichen Befunderhebungen, ein 3D-Gebäudescan und Archivstudien die Grundlagen liefern. Der Autor bespricht Raum für Raum, Details und herausragende architektonische Elemente: die verschiedenen Remter und die (anscheinend zunächst als Doppelkapelle konzipierte) Hochmeisterkapelle, die kunstreiche Warmluftheizung, das raffinierte System von Dienergängen sowie die damals neuartige Raumstruktur mit diversen Appartements. Bauplastik und farbliche Gestaltung werden desgleichen analysiert. Die baulichen Befunde sind immer wieder anhand historischer Quellen zu prüfen. So ist die offene Frage, ob Hochmeister Werner von Orseln am 18. November 1330 vor dem Portal der Konventskirche im Hochschloss oder an der Tür der Hochmeisterkapelle erstochen wurde, von Relevanz für die Datierung des letztgenannten Bauwerks. Die Funktionsanalyse der Räume führt zu dem Bild einer außerordentlich zweckmäßig konzipierten, hierarchisch strukturierten und damit auch sehr symbolhaften Baulichkeit, der „ein großzügiger und bis ins kleinste Detail durchdachter Plan zugrunde“ lag (69). Die Repräsentationsräume und die Gemächer des Hochmeisters befanden sich im obersten „Piano Nobile“, diejenigen der Großgebietiger im darunter folgenden Geschoss, die Kanzlei in den beiden unteren Ebenen: „Die ganze räumliche Ranglogik des Palastes beruhte [...] darauf, dass die Gebietiger, Gäste und Bediensteten zum Hochmeister aufzusteigen hatten“ (225). Zugleich durchdrang eine horizontale Rangfolge die vertikale Hierarchie, indem etwa im Hochmeistergeschoss eine Serie immer großartigerer Räume – Empfangssaal, Ratsstube, Winter- und Sommerremter – den architektonischen Eindruck des Besuchers steigerte. Raumhöhe, Komfort, Qualität der Gewölbe und des Bauschmucks – alles folgte diesem Schema. Das Bauwerk war mithin zweckmäßig, symbolträchtig und innovativ, überzeugte dabei aber durch seine Form und nicht durch aufgesetzten Prunk.

Der jüngere Hochmeisterpalast ist auch in anderer Hinsicht bahnbrechend. Es ist schon nicht ganz klar, wie man ihn terminologisch überhaupt einordnen soll, als Wohnturm bzw. Donjon oder als Querflügel bzw. Risalit; Vf. spricht von „Risaliturm“ (148). Die Bauplastik ist außergewöhnlich schlicht, der Baumeister bevorzugte Segment- statt der üblichen Spitzbögen, die Fassaden gliederte er stark plastisch durch vortretende Strebe- und teils turmartig bekrönte Eckpfeiler. Die Massivität der Pfeiler brach er in einer „kühnen Konstruktion“ (150) durch zierlich erscheinende, achteckige Einzel- und Doppelsäulen auf, wie auch die Schaufassaden durch große Rechteckfenster, Maßwerkeinsätze und einen dekorativen Zinnenkranz an Leichtigkeit gewannen. Seit der „Wiederentdeckung“ der Marienburg im 19. Jh. wird nach Vorbildern gesucht, u. a. in französisch-burgundischer Hofarchitektur, am Niederrhein, in Italien und Böhmen. Vf. kommt zu dem Resultat, dass der Palast zwar allgemeine Einflüsse und Einzelmotive aus verschiedenen Quellen aufnimmt,

im Ganzen aber ohne Parallele ist – „ein Unikum im Trend der Zeit“, dessen Architekt „die konstruktiven und gestalterischen Möglichkeiten seiner Epoche bis an die Grenzen des Machbaren auslotete und [...] innovative Neuerungen schuf“ (377). Dabei lässt sich der Palast allerdings in ein architektonisches Beziehungsgeflecht der engeren und weiteren Region einordnen, dass ihm teils vorangeht und teils folgt. So wird das Œuvre des namentlich nicht überlieferten Baumeisters erkennbar, der möglicherweise in Böhmen gelernt hatte, zunächst an der Bischofsresidenz Arensburg auf der Insel Ösel (Kuressaare, Estland), dann am Marienburger Rathaus und schließlich an der Ordensburg Bütow (Bytow) in Hinterpommern wirkte. Als eine Art Markenzeichen darf wohl der eigentümlich modern wirkende Segmentbogenabschluss von Fenstern, Portalen, Blendbögen und Nischen gelten. Vf. wagt eine Identifikation mit dem in zwei Ordensrechnungen von 1397 genannten Meister Johann, denen zufolge dieser für Farbe und „molelone“ (Malerlohn) sowie für zwei Jahre zuvor erworbenen „gotlendischen steyn“ bezahlt wurde (397) – nicht mehr als eine Hypothese, aber durchaus plausibel.

Die Frage nach den Gründen der „Entstehung eines derart modernen und innovativen Baus am östlichen Rande des christlichen Abendlandes“ (33) beantwortet der Autor mit den speziellen Bedingungen und Bedürfnissen des Deutschen Ordens. Frühzeitig ging dieser zu einer modernen Verwaltung seines Landes über, in der Komture, Beauftragte, Boten, Briefe und Aufzeichnungen den allerwärts präsenten, reisenden Herrscher ersetzten. Dessen Sitz musste daher besonderen funktionalen und repräsentativen Ansprüchen genügen. Er war „das räumlich-architektonische Zentrum dieser für eine fortschrittliche Regierungsweise konzipierten Residenz“, die „eine breite Palette an Versammlungs- und Beratungsräumen, eine räumlich erweiterte Kanzlei mit Zentralarchiv sowie komfortablere Wohnmöglichkeiten für den Hochmeister sowie die Gebietiger und Gäste“ bot (217).

In Bezug auf den repräsentativen Charakter wendet sich Vf. gegen die verbreitete Annahme, der Orden habe mit der Marienburg, insbesondere mit dem Palast, der höfischen Kultur Westeuropas nacheifern wollen; demnach hätten sich die Ordensritter im 14./15. Jh. bereits weit von ihren ursprünglichen Aufgaben und Idealen entfernt. Zumindest nach dem Selbstbild der Ritter treffe eher das Gegenteil zu: Mit exzellenter, aber nicht prunkhafter Architektur habe man die Ordenstradition und den Herrschaftsanspruch vereint. „Es war nicht Pracht, die die Erbauer den Betrachtern präsentieren wollten, vielmehr eine inszenierte Einfachheit, die dem unhöfischen Charakter des Ordens zu entsprechen hatte“ (14). Die Ordensritter standen somit den Zisterziensern näher als den Fürstenhöfen. Mitglieder der Letzteren kamen oft ins Land, denn sie waren bei den sog. „Preußenfahrten“ eine wesentliche Stütze der Ordenskriege gegen das Großfürstentum Litauen. Attraktivität habe der Orden aber auch hier nicht

durch eine Nachahmung hochadeliger Lebenskultur entfaltet, sondern durch das Angebot authentischer Kreuzzugsstimmung. Es rief „der echte Heidenkampf an der Seite uneitler, weltlichen Verführungen trotztender und nur dem wahren Glauben verpflichteter Kreuzritter [...], die Möglichkeit des echten, schmutzigen Heidenkampfes gegen reale Ungläubige am Rande der abendländischen Welt. Der Deutsche Orden hatte [daher]“, so Vf., „gar keinen Anlass, mit dem Festglanz französisch-burgundischer Höfe wetteifern zu wollen“ (515). Das wäre auch schwierig geworden, denn „die Marienburg war ein weitgehend ‚frauenfreier‘ Raum“ (503) – Minnesang und Frauendienst, zentrale Elemente spätmittelalterlicher höfischer Kultur, hatten hier keinen Platz.

Der Hochmeisterpalast spiegelt in seiner Gestalt insofern viel vom Selbstverständnis des Ordens wider, und er bildete das Gehäuse für die spezifische Herrschaftspraxis, aber auch die Alltagsgestaltung der Leitung dieser Gemeinschaft. Mithilfe der schriftlichen Überlieferung entfaltet Vf. ein facettenreiches Bild des Lebens im Palast – vom Hochmeister bis zum Kellerknecht, von religiösen Festlichkeiten und Empfängen hoher Gäste bis zum „Hochmeister privat“ (482). Dabei werden gleichsam nebenbei vielfach faszinierende Schlaglichter auf eine untergegangene Lebenswelt geworfen: Wir hören vom Bischof Johannes von Sultani, der 1407 für Unterstützung seiner Ambitionen im Orient warb, und von der materiellen Hilfe für die Ehefrau eines in Litauen gefangenen Büchenschützen. Es geht um den 1428 wirkenden Hofnarren Henne, der lieber Ritter als Narr sein wollte. Von ganzen Schiffsladungen Rhein- und Moselweins ist die Rede, die die Komturei Koblenz alljährlich an die Nogai sandte (249), und vom mit Anis, Pfeffer und Zimt gewürzten Konfekt namens „crude“ aus Danzig und Thorn, von dem um 1400 gut 200 Holzkästchen in des Meisters Kammer lagerten (481). Die rege „Falkendiplomatie“ des Deutschen Ordens scheint auf, indem Raubvögel als diplomatische Gaben nach Ost und West versandt wurden (434). Tiere spielten allgemein eine große Rolle: Hochmeister Ulrich von Jungingen ließ im Jahre 1408 einen Löwen aus Lübeck nach Marienburg kommen und dann an Litauens Großfürsten Witold weitersenden; im Vorjahr gelangte hingegen eine Seekuh aus Balga auf die Burg. Die Fastnacht 1401 bereicherte ein Russe mit einem Tanzbären, der tierliebe Hochmeister Konrad von Jungingen hielt sich ein Hündchen namens „Vyoln“ (Viola bzw. Veilchen) und zwei Affen, die beim Herumtollen in der Hochmeisterkapelle 1406 Heiligenbilder beschädigten (483 f.). Eine samaitische Delegation durfte 1407 sogar das hochmeisterliche Badehaus benutzen und leerte dort drei Fässer Met, ohne dass diese „großzügige Bewirtung [...] den Freiheitwillen der Samaiten“ zu zügeln vermochte. „Der bald darauf ausbrechende neue Aufstand gegen die Ordensherrschaft wurde Anlass für den 1409 beginnenden großen Krieg gegen

Polen-Litauen und war der Beginn vom Ende der Ordensherrschaft“ (437). Solche Nachrichten füllen das Bauwerk buchstäblich mit Leben.

Das Buch ist in der Verbindung kunst- und architekturgeschichtlicher Aspekte sowie baugeschichtlicher Feldforschungen, in der Präsentation wissenschaftlicher Ergebnisse im Rahmen eines überaus reizvollen Bildbandes außerordentlich gelungen. Etwas unvermittelt ist der Einstieg – auf einen Abriss der Ordensgeschichte, auch nur der Geschehnisse der Marienburg wird verzichtet. Erst auf Seite 139 erscheint ein Plan, der die Verortung des Palastes in der Burg zulässt. Freilich darf man hier wohl gewisse Vorkenntnisse beim Leser voraussetzen. Manche Thesen erfordern weitere Diskussion – wie ist beispielsweise die vom Orden angeblich intendierte Aura entsagungsvoller und rauer Christenkämpfer mit den Silbergefäßen in Einklang zu bringen, die man bei Banketten im Großen Remter auffuhr? Oder wie verträgt sich die rationale Planung des Palastes mit dem Umstand, dass er – wie Vf. verdeutlicht – keinen repräsentativen Haupteingang hatte, sich zudem „im Umfeld der großen Versammlungs- und Repräsentationsräume keine Toiletten befanden“ (255), obgleich ansonsten durchaus praktische Entsorgungsfazilitäten existierten? Natürlich sind einige Hypothesen zur Baugeschichte sehr unsicher, wie auch der Autor einräumt, da der mehrfach umgebaute und restaurierte Palast, dessen Mauern sich heute vielfach unter Putz befinden, der Bauforschungspraxis Grenzen setzt.

Die mitunter scharfen Urteile über die Aussagen anderer Wissenschaftler sind in einem solchen Brennpunkt der Forschungsdiskussion und -geschichte schwerlich zu vermeiden. Nicht notwendig wären hingegen wiederholte Seitenhiebe auf die aus Sicht des Autors vorherrschende Wissenschaftsrichtung, die ihre Resultate „aus vorgegebenen Theoriemodellen“ ziehe (13) und in einer „Mischung aus Vorwurf und verbrämter Geringschätzung“ (31) faktenorientierte Herangehensweise als „Positivismus“ schmähe. Das Potenzial eines gründlichen empirischen Forschungsansatzes wird in Herrmanns Werk auch ohnedies deutlich, indem es als ganz herausragende Studie Standards für mediävistische Bau- und Architekturforschung setzt. *Felix Biermann*

Westeuropa

Bearbeitet von *Jeroen F. Benders* und *Rudolf A. A. Bosch*

NIEDERLANDE. Rudolf A. A. Bosch, *Stedelijke macht tussen overvloed en stagnatie. Stadsfinanciën, sociaal-politieke structuren en economie in het hertogdom Gelre, ca. 1350–1550* (Hilversum 2019, Uitgeverij Verloren, 580 S., zahlr., teils farbige Abb., Tab. und Grafiken). – Diese detaillierte Studie befasst sich mit den städtischen Finanzen von Arnheim und Zutphen, zwei geldrischen Hansestädten. Das mittelalterliche Herzogtum Geldern umfasste

damals nicht nur die größeren Teile der heutigen niederländischen Provinzen Gelderland und Limburg, sondern schloss auch angrenzende Teile von Nordrhein-Westfalen ein. Das Herzogtum war in vier Verwaltungsbezirke (Quartiere) eingeteilt, die jeweils einen eigenen, an einem Fluss gelegenen Quartiersvorort besaßen: Roermond an der Maas im Süden, Nijmegen an der Waal und im Norden Arnhem am Rijn und Zutphen an der IJssel. Innerhalb des Herzogtums verfügten die Quartiere, z. T. aufgrund geografischer Unterschiede, über eine weitgehend autonome Position. Auch im Hinblick auf sozialpolitische Netzwerke und wirtschaftliche Strukturen entwickelten sich die Quartiere zu selbständigen Einheiten. Das Herzogtum Geldern kann als ein föderaler Staat mit begrenzter herrschaftlicher Macht angesehen werden. Staatsbildung auf einer zentralen Ebene erfolgte, als Geldern von den burgundischen Herzögen und den habsburgischen Kaisern regiert wurde. Die Eroberung des Herzogtums durch die fremden Herrscher wurde jedoch erst nach jahrzehntelangen militärischen Auseinandersetzungen zwischen den 1470er Jahren und dem Vertrag von Venlo (1543) vollendet. Geldern war das letzte Teilstück bei der Herausbildung der Niederlande als einer unteilbaren politischen Einheit innerhalb des deutschen Reiches, nämlich der Burgundische Reichskreis.

Auf der einen Seite förderte der gemeinsame Kampf des Herzogs, des Adels und der Städte gegen die fremden Besatzer die Staatsbildung. Die Stände, zu denen der Adel und die Städte gehörten, entwickelten sich zu einem förmlichen Beratungsgremium in Angelegenheiten des Territoriums. Zugleich aber, als Gegenleistung für die finanzielle und militärische Unterstützung, gelang es den Städten, größere Freiheiten und ein größeres Maß an Autonomie durchzusetzen. Ohne Zustimmung der Stände war es dem Herzog nicht erlaubt, territoriale Steuern zu erheben. Und im Gegensatz zu anderen Fürstentümern wie Flandern und Holland gab es keine Regelung für die Teilung der durch territorialpolitische Entscheidungen verursachten Kosten. Der Herzog war eigentlich darauf angewiesen, seine eigenen fürstlichen Mittel zu nutzen, um seine Ziele zu erreichen. Die dauernden Kriege stellten eine große Belastung für die städtischen Finanzen dar. Für die Rekrutierung von Söldnern, die Beschaffung von Waffen, den Bau von Befestigungsanlagen und den Unterhalt der Garnisonen waren große Geldsummen erforderlich. Gegen Ende des 15. Jh.s sahen sich sowohl Arnhem als auch Zutphen enormen öffentlichen Schulden gegenüber. In anderen Teilen der Niederlande wurden die durch Ausgaben für territoriale Zwecke verursachten Schulden auf der staatlichen Ebene verrechnet und beglichen. Wegen ihrer Unabhängigkeit aber mussten die geldrischen Städte ihre finanziellen Probleme selbst lösen.

Arnhem und Zutphen waren kleine Städte von 2.000 bis 5.000 Einwohnern und stolze Mitglieder der Hanse. Beide Städte waren die zentralen Märkte

in ihren Quartieren. Die Bürger betätigten sich im Flusshandel zwischen Köln und den Nordseeküsten und handelten mit Wein, Tuchen, Fisch, Salz, Milchprodukten, Getreide, Baumaterialien und Töpfereiwaren. Kaufleute aus Zutphen waren überdies am Handel mit dem Ostseeraum und England beteiligt. Obwohl beide Städte von Familien regiert wurden, die zur Oberschicht gehörten und im Verwaltungsdienst oder als Kaufleute im Fluss-, vor allem im Weinhandel zu Macht und Wohlstand gelangten, waren die jeweiligen Finanzsysteme deutlich voneinander verschieden. In Arnheim machten Akzisen auf bestimmte Waren etwa 70 % der regulären städtischen Einnahmen aus, mehr als die Hälfte davon erbrachte die Besteuerung der Produktion und des Konsums von Bier. In Zutphen dagegen stammten 50 bis 60 % der aggregierten Einnahmen aus den städtischen Domänen: aus der Verpachtung von Land, Mühlenrechten, Zöllen und Fischereirechten – in Arnheim machten diese nur 14 % aus. Akzisen auf Bier, Wein und Brot erbrachten 35 %. Dank des soliden Fundaments des städtischen Grundbesitzes konnte die Stadtverwaltung von Zutphen über doppelt so viel Kapital verfügen wie Arnheim. Das Zutphener Finanzsystem glich dem vieler anderer Städte in den nordöstlichen Teilen der Niederlande. Das Arnheimer System war den Finanzstrukturen vieler Städte im Westen und im Süden nachgebildet. Die große Bedeutung der Biersteuern erscheint bemerkenswert, weil keine der Städte ein herausragendes Zentrum der Bierbrauerei war. Die lokalen Biere wurden hauptsächlich in den jeweiligen Marktbereichen verkauft, wo die Städte ein Brauemonopol besaßen. Die Gewährung des Regalrechts, eine Steuer auf die Bierproduktion zu erheben, gehörte zu den ältesten Finanzquellen der Städte und war indirekt das Zugeständnis, weitere Waren zu besteuern. In vielen niederländischen Städten lässt sich dieses Vorgehen beobachten. Zur Erschließung von Geldmitteln für die städtische Verwaltung war die indirekte Besteuerung von Bier, Wein und anderen Waren einer direkten Grundbesitzsteuer vorzuziehen.

Von Zeit zu Zeit wurden größere Geldsummen für die Errichtung öffentlicher Gebäude, für die militärische Verteidigung oder als Kontributionen zu herzoglichen Vorhaben benötigt. Die regulären Finanzmittel reichten nicht aus, um solche außergewöhnlichen Ausgaben zu bestreiten. In Arnheim wurde der kurzfristige Finanzbedarf durch Anleihen bei individuellen städtischen Amtsinhabern oder wohlhabenden Bürgern und manchmal durch die Erhebung von Vermögenssteuern gedeckt. Seit den letzten Jahrzehnten des 14. Jh.s begann die Verwaltung damit, Leib- und Erbrenten zu verkaufen, was in Zutphen schon ein halbes Jahrhundert zuvor üblich geworden war. Zum größeren Teil wurden diese Renten an die eigenen Stadtbewohner verkauft, aber auch an Bürger und Geistliche aus Utrecht, Deventer, Münster und Köln. Im Gegensatz zu vielen Städten in Holland und Flandern benötigten die geldrischen Kommunen nicht die Erlaubnis des Stadtherrn zum Verkauf

von Renten und konnten auch nicht dazu gezwungen werden. Obwohl dies die Probleme auf kurze Sicht lösen konnte, wurden die jährlichen Zahlungen eine ständig wachsende finanzielle Belastung. Die Jahrzehnte fortdauernder Kriege gegen die burgundische Herrschaft um 1500 führten zu einer wirtschaftlichen Stagnation und einer schweren Finanzkrise. Viele Renten konnten über Jahre hinweg nicht bezahlt werden. Kaufleute aus Geldern wurden daher als Geiseln genommen und ihre Güter beschlagnahmt. Einflussreiche Bürger, die bis dahin nicht im Rat vertreten waren, unter ihnen Mitglieder der Gilden, forderten, an der Entschärfung der Krise beteiligt zu werden. Durch ihre Mitwirkung ergab sich eine größere öffentliche Unterstützung bei der Einführung zusätzlicher Akzisen und höherer Steuersätze. Dank ihrer starken Stellung innerhalb der Stände konnten die Städte darüber hinaus einen Teil der herzoglichen Kontributionen, die von den Dörfern auf dem Lande zu erbringen waren, in die eigenen Kassen leiten. Indem sie eine direkte Besteuerung umgingen, sich die finanziellen Mittel des Umlands zunutze machten und nur eine begrenzte Mitwirkung der städtischen Bevölkerung zuließen, gelang es den führenden Familien in Arnhem und Zutphen, die eigene Macht zu erhalten.

Mit dieser Studie eröffnet Vf. neue Perspektiven in der Debatte über das Zusammenspiel von Staatsbildung und städtischen Finanzen. Bislang stützte sich unsere Kenntnis in der Hauptsache auf die Situation der Städte unter der burgundischen und der habsburgischen Herrschaft in den südlichen und westlichen Teilen der Niederlande. Diese Städte waren bevölkerungsmäßig größer, verfügten über eine größere Wirtschaftskraft und waren abhängiger von der Zentralregierung. In Geldern und einigen anderen Territorien im Nordosten waren die Städte in der Lage, mehr Macht auszuüben und erfreuten sich größerer Unabhängigkeit im Prozess der Staatsbildung. Gleichwohl hat die Untersuchung zweier scheinbar vergleichbarer Städte signifikante Unterschiede in der städtischen Finanzpolitik aufgezeigt. Bosch hat einen neuen Blick auf die komplexen Beziehungen zwischen der städtischen Verwaltung, der städtischen Bevölkerung und der landesherrlichen Regierung geworfen. Diese Erfahrung sollte künftige Forscher davon abhalten, einseitige Erklärungen zu liefern. Vielmehr sollten sie sich über die Vielgestaltigkeit der mittelalterlichen Stadtgesellschaft freuen.

Leendert Alberts, Übersetzung: V. H.

Maarten Hell, *De Amsterdamse herberg 1450–1800. Geestrijk centrum van het openbare leven* (Amsterdam 2020, Boom, 487 S.). – Speisende Bürger, reisende Händler, Wirte in Finanznot, aber vor allem Trunkenbolde, Zechpreller, Glücksspieler und leichte Damen im Amsterdam des ausgehenden Mittelalters und der Frühen Neuzeit sind die Hauptakteure in dieser Publikation. Mit der preisgekrönten Arbeit, die 2019 mit dem „Joop Witteveenprijs“,

einem durch die Universiteit van Amsterdam (UvA) seit 2013 verliehenen Preis für die beste Forschungsarbeit auf dem Themengebiet der Esskultur in den Niederlanden und Flandern, ausgezeichnet wurde, legt der niederländische Historiker, Texter und Redakteur Maarten Hell zugleich die Ergebnisse seiner Promotion aus dem Jahr 2017 vor.

In 15 Kapiteln führt der Autor dabei durch die Entwicklung und die unterschiedlichen Konjunkturen des Amsterdamer Herbergswesens und die daraus resultierenden Anpassungen der Geschäftsbereiche von der Mitte des 15. Jh.s bis zum Jahr 1800. Innerhalb des Untersuchungszeitraums teilt er die Publikation nochmals in zwei Teile, wobei hier die „Alteratie“ von Amsterdam im Jahr 1578 als wichtige Zäsur gilt. Mit dem Wechsel von einer katholischen zu einer calvinistischen Stadtregierung und dem Anschluss an den niederländischen Aufstand, liegt der zeitliche Fokus der Studie deutlich nach diesem zentralen Ereignis.

Im Zentrum der Arbeit steht dabei die Frage nach der Funktion der lokalen Gasthäuser für das öffentliche Leben der städtischen Gesellschaft. Dafür unterscheidet Vf. grundsätzlich vier wesentliche Funktionen der städtischen Herbergen. Seiner Ansicht nach boten die Gasthäuser zuerst einen Ort, an dem Einwohner und Fremde essen, trinken und übernachten konnten. Daneben waren Herbergen vor allem Treffpunkte, an denen soziale Netzwerke für Unterhaltung und Handel zusammenkamen und an denen sich die Menschen über städtische, regionale und internationale Nachrichten informieren konnten. Als dritte Funktion stellten die Herbergen zudem eine Bühne für politische Aktivitäten der lokalen Eliten. Daneben bildeten Gasthäuser einen wichtigen Stützpfiler innerhalb des regionalen Verkehrsnetzes und überregionalen Handelsnetzes.

Aber längst nicht alle städtischen Herbergen boten gleichzeitig all jene Grundfunktionen an. Während einige Häuser in erster Linie prominente Gäste der Stadtregierung beherbergten, organisierten andere vor allem festliche Mahlzeiten für lokale Kooperationen. Weitere Gasthäuser beschränkten sich wiederum ausschließlich auf den Ausschank von Getränken in Form von Wein oder Bier, während andere überwiegend Unterhaltung mit Spiel und Musik anboten.

Daneben existierten im Zentrum der Stadt und in unmittelbarer Nähe zum Hafengebiet ebenfalls eine Vielzahl an Gasthäusern, die sich auf die Bedürfnisse des (Hanse)Handels konzentrierten. Es waren jene Orte, an denen sich fremde Kaufleute mit lokalen Händlern trafen. Deren Gastwirte nahmen zudem eine zentrale Position im städtischen Leben ein. So wurden diese etwa von der städtischen Obrigkeit damit beauftragt, vor allem die auswärtigen Händler über örtliche Regularien zu informieren und fremde Personen zu registrieren. Daneben waren sie aber vor allem Vermittler von Handelsgeschäften und Dienstleister im Bereich der Logistik oder Abwicklung des

Zahlungsverkehrs, welches sich im 16. Jh. insbesondere auswärtige Kaufleute zunutze machten. In diesem Kontext identifiziert Vf. auch eine kleine Gruppe von „Hansewirten“, welche sich als Neubürger dauerhaft in der Stadt an der Amstel niedergelassen hatten und neben ihrer Aktivität als Gastwirt auch als (Zwischen-)Händler oder Vertreter für hansische Kaufleute in Erscheinung traten oder zum Teil auf eigene Rechnung agierten. So waren im Falle des Markplatzes Amsterdam Herberge und Handel eng miteinander verbunden. Alles in allem kann Vf. zeigen, dass das stetige Wirtschaftswachstum, vor allem seit dem Ende des 16. Jh.s und besonders während des „Goldenen Zeitalters“ der Niederlande zu einer Diversifizierung der Dienstleistungen und zu einer Verschiebung der grundsätzlichen Aufgaben der Herbergen führte. Seine Studie stützt sich dabei auf eine äußerst breite und vielfältige Quellenbasis. Zudem berücksichtigt er vielfach Material, welches zum ersten Mal für eine solche Auswertung herangezogen und durch ihn geschickt miteinander verwoben wird. Damit schließt der Autor eine bisher bestehende Lücke, nicht nur in der Geschichte der Stadt Amsterdam, sondern auch für die überregionale Forschung in den Niederlanden an einer Stelle, wo bisher nur wenig Interesse bestand. Des Weiteren liefert er einen wichtigen Beitrag, um etwa für das Spätmittelalter mit seinen Erkenntnissen an bisherige Ergebnisse über Herbergen in den südlichen Niederlanden, wie z. B. in Brügge, oder den internationalen Handel anzuknüpfen. Erste Gemeinsamkeiten sind dabei bereits erkennbar.

Aufgrund ihrer in erster Linie sozialen aber auch ökonomischen und politischen Funktionen, waren die Amsterdamer Herbergen im ausgehenden Mittelalter und der gesamten Frühen Neuzeit viel mehr als einfache Trinkstuben, verruchte Spelunken, hochprozentige Schnapsbuden oder dunkle Kaschemmen, wie man zunächst vermuten könnte, sondern für die urbane Bevölkerung und die Besucher ein unverzichtbarer Teil der städtischen Gesellschaft.

Insgesamt zeichnet Vf. ein lebendiges und facettenreiches Bild des Amsterdamer Alltags mit seinen unterschiedlichen Akteuren in Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit, der sich zu einem großen Teil in Schankräumen der örtlichen Herbergen abspielte. Die mit gutem Auge für Quellen und Details verfasste sowie mit kleinen Geschichten gespickte Publikation, lädt in Buchform zu einer unterhaltsamen, historischen Kneipentour durch die niederländische Hauptstadt ein.

Christian Ashauer

FRANKREICH. Indravati Félicité, *Négociier pour exister. Les villes et duchés du nord de l'Empire face à la France, 1650–1730* (Pariser historische Studien 105, Berlin-Boston 2016, De Gruyter Oldenbourg, 545 S., 1 Karte; Dies., *Das Königreich Frankreich und die norddeutschen Hansestädte und Herzogtümer (1650–1730). Diplomatie zwischen ungleichen Partnern*, Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 75, Köln-Weimar-Wien 2017,

Böhlau Verlag, 439 S.). – Man lerne aus dem Vergleich. Diese Maxime bewährt sich doppelt, wenn man das Vergnügen hat, diese unter der Betreuung von Lucien Bély und Marie-Louise Pelus-Kaplan geschriebene und an der berühmten Pariser Sorbonne 2012 verteidigte Dissertation zu besprechen. Denn zum einen handelt es sich um eine komparatistisch angelegte Studie und zum anderen werden die französische Originalfassung und die deutsche Übersetzung hier zusammen angezeigt.

Welchen Platz hatten die deutschen Reichsstände „zweiten Ranges“ im politischen Gefüge Europas nach dem Westfälischen Frieden, als ihnen unter den anderen Souveränitätsvorrechten auch die außenpolitischen Prärogativen eingeräumt wurden? Welche Funktionen und Rollen im politischen System wurden den Ständen zugewiesen? Wie füllten sie sie aus? Welchem Wandel waren diese Rollenbilder aufgrund welcher Faktoren unterworfen? Welche Chancen ergaben sich dabei und wie wurden sie genutzt? Vf.in beantwortet diese Fragen anhand eines breiten Materials: Sie erforscht die Strategien und die Praxis der diplomatischen Vertretung in Frankreich für fünf norddeutsche Territorien, indem sie einen weiten Bogen über drei Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg sowie zwei Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Holstein-Gottorp spannt. Zwei thematische Stränge bestimmen den Fortgang der Untersuchung: Frankreichs Positionierung gegenüber den Ständen „zweiten Ranges“ im Norden des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation sowie der Bewegungsspielraum, den Letztere gegenüber Frankreich besaßen. Insgesamt erörtern die Ausführungen sehr akribisch den Beitrag, den die im Dienst der fünf norddeutschen Reichsstände gestandenen Verhandler für die Entstehung der modernen Diplomatie geleistet haben. Die Monografie reiht sich folglich in die Forschungstradition der Neuen Politikgeschichte ein, die von der „Komplementarität“ der Staatlichkeit des Alten Reichs spricht (H. Schilling), für die „Internationalisierung“ der Reichsverfassung plädiert (M. Schnettger) und die vormoderne Diplomatie als Forschungsfeld begreifen will, in dem symbolische Kommunikation in der „Fürstengesellschaft“ praktiziert wurde (L. Bély, B. Stollberg-Rilinger u. a.). Der Leser kann nur staunen, wie bewandert die Vf.in in den Verästelungen internationaler Forschungsdebatten ist und wie meisterhaft es ihr gelingt, verschiedene Konzepte in Anschlag zu bringen.

Ohne den Anspruch, dem reichen Ertrag dieses facettenreichen Buchs in jeder Einzelheit gerecht zu werden, beschränken sich die folgenden Bemerkungen auf den Aufbau sowie die Kernaussagen der Studie; maßgebend ist hierbei die deutsche Monografie, die dann mit der französischen Originalausgabe abschließend verglichen wird. Das Buch setzt sich aus einer Einführung, acht Kapiteln, die zwei thematische Teile bilden, und einer Schlussbetrachtung zusammen; ein Verzeichnis diplomatischer Akteure und ihrer Missionen sowie ein umfangreiches Namensregister runden die Monografie ab. Der erste

Teil (Kap. 1 bis 4) bietet eine eingehende Rekonstruktion des politischen und diplomatischen Geschehens im europäischen Norden von ca. 1650 bis 1735. Aus der hansestädtischen Perspektive war diese Zeit durch einen zähen Kampf für die Sicherheit der Seewege, vertragsrechtliche Verankerung des Neutralitätsprinzips und Bestätigung der Handelsprivilegien geprägt, während Frankreich sich hingegen um den Ausbau seiner machtpolitischen und ökonomischen Präsenz in Norddeutschland bemühte. Eine konkrete Gestalt nahmen diese Vorgänge im Abschluss des Schiffahrtsvertrags von 1655 sowie des Handels- und Schiffahrtsvertrags von 1716 an. Gleichzeitig waren die Herzöge von Holstein-Gottorp und Mecklenburg-Schwerin insbesondere darum bemüht, ihre politische Souveränität gegenüber den übermächtigen territorialen Landständen zu verteidigen sowie die Integrität ihrer Besitzrechte bzw. die Restitution der an Dänemark und Schweden verloren gegangenen Besitzanteile wiederzuerlangen. Unter diesen Voraussetzungen waren beide Territorien auf das Wohlwollen zahlreicher Großmächte angewiesen – zu denen etwa der Kaiser, der französische König und wenig später auch der russische Zar zählten – und entwickelten eine Art Nischendiplomatie, die ihnen zugutekam, solange die Großmächte an ihrer Vermittlung interessiert waren. Dabei legte Frankreich einen besonderen Wert darauf, die norddeutschen Fürsten zu stärken, um sie als Gegenspieler gegenüber den Hohenzollern, Welfen sowie Habsburgern zu gebrauchen.

Eine Untersuchung von Trägern und Strukturen der Entscheidungsfindung ist für eine diplomatische Ereignisgeschichte unverzichtbar. Um die politischen Wendungen verständlich zu machen, wechselt die Vf.in darauffolgend im zweiten Teil (Kap. 5 bis 8) die Perspektive, indem sie auf die Vielfalt von Akteuren aufmerksam macht, die für die Gestaltung und Umsetzung der Außenpolitik zuständig waren (Kap. 5). Während die Herzöge von Mecklenburg und Holstein die Grenzen der indirekten Diplomatie ausreizten, indem sie am französischen Hof *in persona* anwesend waren bzw. sich durch übermächtige Räte vertreten ließen, legten die Hansestädte komplexere Vertretungs- und Entscheidungsmodi an den Tag, die teilweise aus dem Mittelalter stammten und sich gegenseitig das Mitbestimmungsrecht strittig machten: die Ratsherren, denen die Sekretäre und Syndici mit ihrem Expertenwissen zur Seite standen, sowie die bürgerlichen Kollegien und Berufskorporationen. Nach der Darstellung von Chancen und Rückfällen, die die Schaukeldiplomatie zwischen Kaiser und französischem König für die Stände „zweiten Ranges“ in sich barg (Kap. 6) erläutert die Vf.in die Eigenart der Kommunikationsmodi am französischen Hof, die die Vertreter der Reichsstände in Paris und Versailles lernen mussten (Kap. 7). Im Schlusskapitel wechselt die Darstellung erneut die Perspektive, indem nun überblicksartig gezeigt wird, wie die Zunahme an gegenseitiger Kenntnis zwischen dem Reichsnorden und Frankreich,

einschließlich der Beschaffung und Übermittlung von Informationen, den allmählichen Wandel diplomatischer Praktiken einleitete und prägte (Kap. 8).

Vergleicht man nun das deutsche Buch mit der französischen Originalausgabe, so stellt Rez. nicht nur einige Kürzungen, sondern auch manche inhaltliche Akzentverschiebungen fest. Die deutsche Ausgabe verzichtet etwa auf die Ausführungen zu den Rahmenbedingungen, die eine diplomatische Karriere voraussetzten: Sozialer Status, erforderliche Ausbildung sowie pekuniäre Gegebenheiten sind ausgeklammert; der Kürzung anheimgefallen ist darüber hinaus die Erörterung der Kommunikation, die Diplomaten mit der Gelehrtenwelt pflegten (alle diese Aspekte werden im dritten Teil der Originalausgabe thematisiert). Darüber hinaus wird der deutsche Buchtitel den Erwartungen des Lesers nicht ganz gerecht, weil er eine stärkere Fokussierung auf die französische Diplomatie im Norden des Alten Reichs voraussetzt. Dies wirkt umso irritierender, als eine systematische Darstellung der für Frankreich tätigen Institutionen und Akteure nirgends erfolgt; am meisten erfährt man darüber im Kap. 7. Die Übersetzung ist im Großen und Ganzen überzeugend und zuverlässig, doch mutet die Wortwahl mancherorts etwas merkwürdig an: Der Leser wird nicht gleich darauf kommen, dass etwa mit den hansestädtischen „Autoritäten“ städtische Behörden gemeint sind, dass das Wort „Memorandum“ für die in der Aktensprache der Zeit geläufigere Denkschrift steht oder dass sich unter den „Staaten“ vielfach Stände, d. h. die Reichsstände, verbergen. Die Bilanz fällt positiv aus: Ohne dem deutschen Buch ein schlechtes Zeugnis ausstellen zu wollen, will der Rez. (der ja aus eigener Erfahrung weiß, wie sauer das vom Übersetzer verdiente Brot schmeckt) den Leser in erster Linie anregen, die französische Ausgabe in seiner Reichweite zu haben. Zwar ist die deutsche Fassung durchaus imstande, den Zugang zum Text zu erleichtern, doch ersetzt sie das Original nicht ganz. *Iwan Iwanov*

Ostmittel- und Osteuropa

Bearbeitet von *Norbert Angermann, Karsten Brüggemann, Inna Jürjo* und *Anti Selart*

In Novgorod wurde von Mitarbeitern der dortigen Universität eine sehr bedeutende internationale Konferenz über „Das Phänomen der Hanse: der hansische Kommunikationsraum“ organisiert, die im Mai 2019 stattfand. In der Zeitschrift der Universität „Učenyje zapiski Novgorodskogo gosudarstvennogo universiteta“ erschienen bereits im Jahrgang 2019, Nr. 5 in normaler wissenschaftlicher Form zahlreiche russischsprachige Beiträge zu dieser Konferenz. Das Heft ist online publiziert worden, wobei jeder Aufsatz eine eigene Seitenzählung besitzt. Als erste behandelt M[arina] B[orisovna]

Bessudnova, der das Hauptverdienst am Zustandekommen der Tagung gebührt, das Thema „*Ungewöhnlicher Handel*“ als *Faktor des Wandels in den russisch-hansischen Beziehungen im 15. und im frühen 16. Jahrhundert*. Sie berichtet zunächst kurz über das Konferenzvorhaben und seine Verwirklichung und kennzeichnet dann die Entwicklung neuer Züge des Handels zwischen Russland und der Hanse jenseits der bis ins 15. Jh. bestimmenden Tradition, eine Entwicklung, die am Ende des 15. Jh.s einen Höhepunkt erreichte. Dazu gehören die Änderung der Warenstruktur (mit Flachs, Hanf, Leder usw. als neuen russischen Waren), eine Erweiterung und partielle soziale Neustrukturierung des Kreises der Handelspartner, der sich verstärkende Niedergang des Novgoroder Kontors, die Verlagerung des Handels nach Livland, eine neue Rolle von Narva, Pleskau und Wyborg, die Etablierung neuer Handelswege und -plätze, die Zunahme des Kredithandels usw. Vf.in verdeutlicht, dass die neue Entwicklung notwendigerweise Konflikthaftes barg, an dem weder die livländische Seite noch der Moskauer Großfürst Ivan III. Schuld hätten. Der Beitrag bietet eine Fülle an Anregungen und fordert zu einem weiteren Eingehen auf viele angesprochene Punkte auf. – E[katerina] R[ičardovna] Skvajrs äußert sich *Zur Frage der Stellung der frühen Texte der Hanse aus Novgorod in der Tradition des mittelalterlichen deutschen Rechts*. Den Texten zum Handel in Novgorod aus dem 13. Jh. kommt unter den frühesten niederdeutschen Schriftzeugnissen ein hoher Anteil zu. Der Schriftwechsel der Hanse mit ihren westlichen Kontoren ist dagegen weitaus länger lateinisch verfasst. Auch als sehr frühe hansische Rechtstexte sind jene Quellen – Handschriften der 1. und 2. Novgoroder Schra sowie des Vertrages von 1269 – besonders interessant. Vf.in geht besonders auf die Lübecker Handschrift der 1. Novgoroder Schra (heute in Moskau befindlich) von 1268/69 ein. Sie besteht aus einem großen Blatt, bei dessen genauer Betrachtung Vf.in bestätigt sieht, dass der Text nicht als dauerhafte Rechtssammlung gedacht war, sondern den aktuell gegebenen organisatorischen Aufgaben der Kaufleute diente. Schon zuvor wurde so etwas den Kaufleuten wohl mündlich vorgetragen. – Anti Selart, *Die Geschichte der Hanse und die altrussische Hagiographie*, betrachtet mit überzeugender Kritik hagiografische Texte mit hansischem und livländischem Bezug und die ihnen gewidmete, teilweise extrem abwegige Literatur mit wissenschaftlichem Anspruch. Die Novgoroder Überlieferung über den Posadnik Dobrynja, der vom Himmel bestraft worden sei, weil er den Lateinern den Bau einer katholischen Kirche erlaubt habe, enthält nichts Realistisches zur Kirchengründung, sondern ist nur ein Zeugnis für die Existenz einer katholischen Kirche in Novgorod und für eine scharfe antilateinische Haltung als Impuls bei der Entstehung des Textes im späten 15. Jh. Besondere Aufmerksamkeit widmet Vf. der Legende vom hl. Isidor von Dorpat, der 1472 mit zahlreichen

Glaubensgenossen wegen Widerstandes gegen eine Bekehrung zum Katholizismus von den Dorpatern getötet worden sei. Für die Faktizität dieses Vorganges spricht nichts, aber Vf. erkennt in der um 1560 in Pleskau verfassten Vita, dass es dort ein Wissen von Dorpat gab – von der dortigen Alltagssituation, von der Bevölkerungszusammensetzung und von Topografischem. – Ein großes Thema greift A[leksandr] I[l'ič] Filjuškin auf: *Der ökonomische Aspekt des Kampfes um Livland im 16. Jahrhundert: Angaben der Quellen und Stereotype der Historiographie*. Im Sinne seines großen Buches über den Livländischen Krieg (vgl. HGBll. 132, 2014, 220 f.) legt Vf. in Abgrenzung von der gängigen Forschungsmeinung noch einmal dar, dass für Russlands damaligen Kampf um Livland in den russischen Quellen kein Handelsinteresse nachweisbar ist. Von Letzterem ließen sich jedoch Schweden und andere Mächte leiten, und in den ausländischen Quellen wird Gleichartiges auch Russland unterstellt. In der gebotenen Übersicht zum Thema gelangt eine Fülle von Einzelfragen in den Blick, zu denen sich Vf. anregend äußert. – Ausnahmsweise deutschsprachig ist der Beitrag von Maja Gašowska mit dem Titel *Tolck – bedeutet Dolmetscher. Anmerkungen zur Frage des Russischlernens im mittelalterlichen Livland und der Hanse*. Hier wird vieles verdeutlicht, was den Bedarf an Kennern des Russischen im Hanseraum, die Wege des Spracherwerbs, die besondere Rolle der Livländer bei der sprachlichen Vermittlung und vor allem die Tätigkeit von Dolmetschern betrifft. Beachtenswert ist u. a., dass Vf. in den in den deutschen Quellen zu findenden Ausdruck „tolk“ (tolck) für Dolmetscher nicht aus dem Russischen, sondern aus dem Skandinavischen ableitet (1 f.). Wie ihre Vorgänger bei der Erforschung dieses Themas nimmt sie an, dass die hansischen Verbote, Niederländern in Livland *de sprake* beizubringen, das Russische meinten und den Handel von Niederländern mit Russland verhindern sollten (7). Doch ging es dabei sicherlich um das Lettische und Estnische, und die niederländischen Livlandbesucher sollten vom Direkthandel mit den Bauern abgehalten werden. – Erwähnt sei des Weiteren der Aufsatz von A[leksandr] S[ergeevič] Novikov zum Thema *Lübeck und der Versuch einer Stadtgründung in Sambien (Mitte des 13. Jahrhunderts)*. – P[etr] G[igor'evič] Gajdukov und O[leg] M[ichajlovič] Olejnikov informieren über *Westeuropäische Textilplomben aus den Ausgrabungen in Groß-Novgorod*. Bei den archäologischen Arbeiten wurden an 35 Grabungsstellen 171 westeuropäische Plomben gefunden, daneben gibt es aus Novgorod und seiner Umgebung zahlreiche Zufallsfunde von Einzelstücken. Eindeutig identifiziert sind im Falle der Grabungsfunde Exemplare aus Ypern, Tournai, Poperinge, St. Omer, Arras, Brügge und Tienen. Da es hierbei fast durchweg um Zeugnisse des Hansehandels geht, lesen wir mit Zustimmung, dass die Autoren die Erstellung eines Katalogs dieser Funde vorschlagen. – E[lena] V[jačeslavovna] Salmina und

S[ergej] A[natol'evič] Salmin, *Der Pleskauer Neue Markt. Ergebnisse eines Forschungsprojekts und Perspektiven seiner Fortsetzung*, bieten einen Überblick über die Geschichte der von 1955 bis 2013 durchgeführten archäologischen Untersuchungen auf dem Territorium des Pleskauer Neuen Marktes, skizzieren den seit dem späten 15. Jh. zunehmenden Handel Pleskaus als Voraussetzung für die Anlage des großen Neuen Marktes im Jahre 1510 und präsentieren dann die Probleme und eindrucksvollen Ergebnisse ihrer Arbeit an der Rekonstruktion der Bebauung des bis zum 18. Jh. genutzten Marktplatzes, ein Projekt, das zur Zeit weiter in Bearbeitung ist. – G[ennadij] M[ichajlovič] Kovalenko, *Die Stadt der hansischen Erinnerungen*, zeichnet nach, wie ausländische Besucher Novgorods aus dem 15. bis 21. Jh. die hansische Vergangenheit der Stadt wahrnahmen. In ihrem Bild von Novgorod als besonderer, westlich beeinflusster russischer Stadt blieben deren einstige Verbindungen mit der Hanse wichtig. – Angela L[ing] Huang und Ole Meiners bieten in ihrem englischsprachigen Beitrag über *The Towns of the German Hanse, 1358–1669: Three Hundred Years of Urban Decision-Making Culture: Thoughts and Perspectives* zunächst Überblicke über Etappen der Hansegeschichte und die Entwicklung der Hansehistoriografie, um sodann genauer auf die Hansetage und die Probleme ihrer Erforschung sowie auf neue Möglichkeiten für die Letztere einzugehen. – Ivan A[senovič] Ivanov [Iwan Iwanov], *Quellen zur Hansegeschichte im Archiv der Hansestadt Lübeck: Grenzen und Perspektiven einer Neuverzeichnung des Bestandes „Hanseatica“*. Bemerkungen eines Beteiligten, macht mit der Geschichte der Lübecker „Hanseatica“-Sammlung bekannt, teilt Erkenntnisse, gewonnen als Beteiligter an der Verzeichnung von Lübecker Material, und stellt das Projekt einer vollständigen Erfassung der Quellen zur Hansegeschichte des 16.–17. Jh.s in norddeutschen Archiven vor, das sog. Wendische Inventar. – D[mitrij] I[vanovič] Veber und E[katerina] I[gorevna] Nosova sprechen über *Das Tomsker Exemplar eines Lübecker Stadtbuchs. Probleme und Perspektiven seiner Erforschung*. Dabei geht es um die nach dem 2. Weltkrieg nach Tomsk gelangte Urschrift eines Niederstadtbuchs mit Aufzeichnungen von 1490 bis 1495, das gegenüber der in Lübeck erhaltenen Reinschrift Zusätzliches enthält. – T[amara] N[ikolaevna] Tacenko veröffentlicht und erläutert einen Brief des Herzogs Friedrich von Schleswig und Holstein an das Reichskammergericht von 1509 aus der bekannten älteren St. Petersburger Sammlung Lichačev. In dem Brief geht es um den Status von Hamburg als Reichsstadt oder Territorialstadt. – D[aniil] A[leksandrovič] Bessudnov, *Partnerschaft, Integration, Inkorporation: zur Frage der ökonomischen Verbindungen Livlands und Litauens am Vorabend des Livländischen Krieges*, entwirft ein Bild enger Beziehungen zwischen den beiden Ländern mit dem litauischen Handel mit Riga als besonders wichtigem Faktor. Nach Vf. hatten

die Nachbarmächte ein Interesse an der Kontrolle des vergleichsweise reichen Livland, zu einer Einbeziehung eines großen Teils von diesem in den polnisch-litauischen Staat konnte es aber erst unter den Bedingungen des Livländischen Krieges kommen. – *Der schwedische Handel in Groß-Novgorod am Anfang des 17. Jahrhunderts nach dem Material der Zollbücher* wird von E[lizaveta] M[ichajlovna] Popova charakterisiert. Gemeint ist dabei nicht der Verkehr mit Schweden, sondern der Handel in Novgorod während der Zeit der schwedischen Okkupation im frühen 17. Jh. Die Hauptquellen des Beitrages bilden die Novgoroder Zollbücher von 1614–1615, die vor allem den inneren Handel mit russischen Waren erfassen und nur zu einem kleinen Teil die Geschäfte von westlichen Ausländern in Novgorod. Von den nur vereinzelt identifizierten Ausländern wurden u. a. Weine, Tuche und Spiegel eingeführt und Pelze sowie Leinwand erworben. – Schließlich thematisiert V[alentina] A[ndreevna] Jakunina *Die Handelspolitik der Vögte von Narva im 14.–15. Jahrhundert: „Kaufmannssachen“ im Dienste von „Landessachen“*. In der Tätigkeit der Narvaer Ordensvögte sieht Vf.in keinen radikalen Unterschied bei der Verfolgung von Kaufmanns- und Landesinteressen wirksam. Ihre auf Schriftstücke aus Narva, erhalten im Revaler Stadtarchiv, gestützte Darstellung zeigt, dass die Aktivität der Ordensadministration den Bürgern Narvas und ihrem Handel wesentlich zugutekam. Dies erklärt sie überzeugend mit dem wirtschaftlichen Nutzen dieses Handels für den Orden und mit dessen Bedarf an Unterstützung durch die Bürger der Grenzstadt in militärischen Bedrohungslagen, ferner mit dem Interesse des Ordens an Informationen über Russland durch von dort kommende livländische und russische Kaufleute. N. A.

Das Baltikum und Nordwestrussland: Die geschichtlichen Erfahrungen des Zusammenwirkens (Strany Baltii i russkij Severo-Zapad: istoričeskij opyt vzaimodejstvija. Materialy Meždunarodnoj naučno-praktičeskoj konferencii, Velikij Novgorod, 30 nojabrja–1 dekabrja 2017goda, hg. von M[arina] B[orisovna] Bessudnova, Velikij Novgorod 2018, Novgorodskij gosudarstvennyj universitet, 228 S.). – Die vorliegende Veröffentlichung geht auf die erste internationale Tagung zurück, die von dem 2017 an der Staatlichen Universität Novgorod aus der Taufe gehobenen Zentrum baltischer Studien ausgerichtet wurde. Die daran beteiligten Forschungsprojekte geben die chronologische Bandbreite des Sammelbandes vor, die hauptsächlich vom späten Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit reicht und vier Konfliktherde umfasst, die die Schicksale bzw. die Erinnerungskultur der Region mitgeprägt haben: die schwedisch-russischen bzw. deutsch-russischen Auseinandersetzungen von 1240–1242, der Livländische Krieg von 1558–1582, die schwedische Besetzung Novgorods von 1611–1617 sowie der Große Nordische Krieg von 1700–1721. Dem hansegeschichtlich interessierten Blick dürfen vor allem die Beiträge von

Marina B. Bessudnova, Sergej A. Salmin, Anti Selart und Maja Gąssowska nicht entgehen. Der erste steckt die archivkundliche Grundlage zur Erforschung livländisch-russischer Beziehungen ab und bietet eine prägnante Übersicht einschlägiger Archivbestände im Stadtarchiv Tallinn, im Geheimen Staatsarchiv preußischer Kulturbesitz in Berlin sowie im Reichsarchiv in Stockholm; der zweite umreißt die Entwicklung wechselseitiger Beziehungen zwischen Pskov und Novgorod im 12. und 13. Jh.; der dritte befasst sich mit der hagiografischen Tradition der Heiligenvita des Fürsten Aleksandr Nevskij; und *last but not least* führt der vierte die in der pragmatischen Schriftlichkeit dünn gesäten Hinweise über den Aufenthalt russischer Kaufleute in Riga im 13. bis zum 16. Jh. zusammen.

Iwan Iwanov

Philip Dmitrievič Podberezkin, *Der „Dorpater Zins“ in den russisch-livländischen Beziehungen des 13.–Mitte des 16. Jahrhunderts* („Jur’evskaja dan“ v rusko-livonskich otnošenijach XIII–serediny XVI veka, Doktorarbeit, vorgelegt und verteidigt an der Belarussischen Staatsuniversität, Minsk 2020, 136 S.). – Die Arbeit des Vf.s akkumuliert seine Studien zum genannten Thema, wovon Aufsätze auch in der HU angezeigt wurden (HGbl. 136, 2018, 290; 137, 2019, 242). Das gewählte Thema hat eine lange historiografische Tradition und bedarf eines gewissen Mutes seitens eines jungen Wissenschaftlers. Es ist festzustellen, dass Vf. sich als der Aufgabe gewachsen erwiesen hat. Er hat eine fundierte Darstellung vorgelegt, die gekonnt historiografische Analyse und eigene Forschungshypothesen vereinigt. Vf. sieht die Ursprünge des „Dorpater Zinses“ im System von „zwei Schlüsseln“ des 13. Jh.s, als die Bevölkerung Livlands den Tribut gleichzeitig an die neuen deutschen Herren in Riga und Dorpat und auch an die russischen Fürstentümer Novgorod, Pskov und Polozk zahlte, und in den Ereignissen des großen Aufstandes der Esten in der Mitte des 14. Jh.s, als die Aufständischen um die Hilfe von Pskov ersucht und diesem ihre Unterordnung angeboten hatten. Die letztere These ist besonders beachtenswert, weil sie gut zu den ersten Quellenangaben über den „Dorpater Zins“ passt: 1554 haben die Bevollmächtigten des Moskauer Staates den livländischen Gesandten gesagt, dass sie den Zins für 210 Jahre schulden (die Subtraktion ergibt exakt das Jahr 1344, mit welchem in den russischen Chroniken der Aufstand der Esten datiert ist). Interessant sind auch die Beobachtungen des Vf.s zum „Dorpater Zins“ als dem Erinnerungsort (im Sinne von Pierre Nora) des Moskauer Staates im 16. Jh.: Für die Herrscher in Moskau war der „Dorpater Zins“ eine ideologische Quintessenz von „historischen Rechten“ Russlands auf Livland. Diese Rechte wurden durch den Zaren Ivan IV. aktualisiert, was zu dem Livländischen Krieg geführt hat. Hier zieht Vf. Parallelen zum „Kazaner Zins“, welcher eine ähnliche Rolle bei den Ansprüchen Moskaus im Wolga-Gebiet gespielt

hat. Diese zwei Themenkomplexe („Vorgeschichte“ des 13. und 14. Jh.s und die Rolle des „Dorpater Zinses“ in der politischen und ideologischen Kultur des Moskauer Staates des 16. Jh.s) bilden die starke Seite der Arbeit; die diplomatische Geschichte um den „Dorpater Zins“ am Ende des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jh.s ist eher konventionell dargestellt und folgt der existierenden Forschungsliteratur. Zusammenfassend ist festzustellen, dass die vorliegende Arbeit als ein durchaus gelungener Versuch eines neuen Blickes auf die alterforschte Problematik zu betrachten ist. Jetzt kann man nur die Veröffentlichung der Studie von Herrn Podberezkin in der Form einer Monografie erhoffen.

Aleksey Martyniuk

ESTLAND/LETTLAND. Nach langjähriger Vorbereitung erreichte das Projekt einer dreibändigen Darstellung baltischer Geschichte unter dem Titel *Das Baltikum. Geschichte einer europäischen Region* mit der Veröffentlichung von *Bd. 1: Von der Vor- und Frühgeschichte bis zum Ende des Mittelalters* (hg. von Karsten Brüggemann, Detlef Henning, Konrad Maier (†) und Ralph Tuchtenhagen, Stuttgart 2018, Hiersemann Verlag, 651 S.) die Publikationsphase (Bd. 3 erschien 2020, Bd. 2 ist für Anfang 2021 geplant). Unter Heranziehung namhafter Kolleginnen und Kollegen aus den baltischen Ländern und Russland streben die 19 Beiträge eine umfassende Schilderung regionaler Zusammenhänge an, wobei dem Handel gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Von besonderem Interesse für das Publikum der Hansischen Umschau dürften die folgenden Beiträge sein: Hansjörg Küster, *Naturräumliche Voraussetzungen* (43–63); Andris Šnē und Heiki Valk, *Vor- und Frühgeschichte* (77–143); Anti Selart, *Die Eroberung Livlands (12. und 13. Jahrhundert)* (159–209); Juhan Kreem, *Der Orden* (259–278) und *Der weltliche Adel* (278–296); Inna Põltsam-Jürjo, *Die Städte: Alltag, soziale Schichten, Handel und Gewerbe* (296–340) und *Die autochthone Bevölkerung* (341–377) sowie Christian Krötzel, *Das Mare Balticum in europäischer Perspektive: Kommunikationsräume und Interaktion* (543–575).

K. B.

Eine deutschsprachige *Geschichte der baltischen Länder* (Stuttgart 2018, Reclam, 360 S.) von Norbert Angermann und Karsten Brüggemann widmet sich in dem von A. verfassten Teil zur früheren Geschichte der Region immer wieder auch den wirtschaftsgeschichtlichen Aspekten in ihren überregionalen Zusammenhängen.

K. B.

Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800, bearb. von Arvo Tering unter Mitarbeit von Jürgen Beyer, (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte 28, Köln Weimar Wien 2018, Böhlau Verlag, 940 S.). – In seinem Vorwort erzählt

Arvo Tering, der als Forscher weit über das Baltikum hinaus bekannt ist, eine typische Projektgeschichte. Ausgehend von seiner Arbeit an der Matrikel der Universität Dorpat in den Jahren 1632–1710 gab es immer wieder neue Aspekte, die ihn dazu bewogen, sowohl den geografischen als auch den zeitlichen Rahmen seines Interesses nach vorn und hinten auszuweiten. Zu den Est- und Livländern stießen die Kurländer, nach denen er suchte, zu seiner Kernzeit kam zunächst das 18., dann die zweite Hälfte des 16. Jh.s, sodass sich das hier beschriebene Lexikon langsam formte. Neben der Auswertung von Matrikeln der Universitäten waren es auch Gerichtsakten, Stammbücher, Kirchenbücher und Disputationen, die systematisch von ihm ausgewertet wurden. Zunächst auf Karteikarten, dann mit immer modernen Hilfsmitteln erfasste er seine Daten und publizierte 2008 zunächst auf Estnisch eine Monografie zu den Est-, Liv- und Kurländern an europäischen Universitäten. Über diese Arbeit erblindet, erhielt er unschätzbare Hilfe von Jürgen Beyer, der den Kreis der Quellen u. a. auf Gelegenheitsschriften ausdehnte und das vorhandene Material sorgfältig überprüfte.

In einer ausführlichen Einleitung stellt Tering zunächst sehr kundig, mit allen relevanten, teilweise für deutsche Forscher schwer erreichbaren Belegen und angemessener Kritik die Forschungsgeschichte vor. Er äußert sich dann zu seinen Quellen (vor allem Matrikeln, die örtlich immer wieder Lücken aufweisen und teilweise bis heute nicht publiziert oder verschollen sind, Konzilsprotokolle, Akten der akademischen Gerichte, Dissertationen, Anwesenheitslisten für Vorlesungen, Ausleihbücher der Bibliotheken, Auflistungen der Stipendien in den Ratsprotokollen, Stammbücher der Studenten, Kirchenbücher) und charakterisiert diese kurz und treffend hinsichtlich ihres Gehaltes und der Überlieferung. Besonders wichtig sind die Ausführungen zur Konzeption des Lexikons. Die Eckdaten seiner Arbeit werden durch den Zusammenbruch der altlivländischen Territorienlandschaft 1561 und das Studienverbot an ausländischen Universitäten im Jahre 1798 markiert. In einem Überblick gibt er wichtige Eckdaten zur politischen Geschichte der ihn interessierenden Territorien, weist auf Probleme in den Quellenbezeichnungen und daraus resultierende mögliche Fehlerquellen hin. Der Aufbau der Kurzbiografien orientiert sich sinnvollerweise am „Deutschbaltischen biographischen Lexikon 1710–1960“, die Biografien sind aber weniger umfangreich. Die Texte bestehen idealerweise aus Familienname und Vorname, Herkunftsland oder -stadt, Geburts- und Todesjahr, Angabe der Eltern, Studium (unterteilt nach voruniversitärer Ausbildung und Universitäten), Karriere, Nennung in Nachschlagewerken, Quellen und Literatur, während des Studiums verfasste Schriften, Nachlaßinventare, Stammbuch, Reisetagebuch und Porträts. Natürlich ist das ein sehr ambitioniertes Maximalprogramm, das nur in seltenen Fällen komplett bedient werden kann. Es zeigt aber den Anspruch

des Sammlers und die vielfältigen, sehr weitgehenden Möglichkeiten, die sich aus diesem Buch für die Forschung ergeben. Und: Schon das Programm nötigt Hochachtung ab, die steigt, je mehr Biogramme man gelesen hat. Hier wurde mit einem unglaublichen Fleiß jahrelang gesammelt, die Nachweise werden sehr gut geführt – ein Buch, das einlädt zum Entdecken, Weiterforschen und Auswerten unter zahlreichen Aspekten.

In einem längeren Aufsatz eröffnet Vf. Möglichkeiten, wie man das Lexikon auswerten könnte und nutzt dabei seine Erkenntnisse aus jahrzehntelanger Forschungsarbeit, konkret die deutschsprachige Zusammenfassung seines Buches von 2008. Er äußert sich darin zur politischen Gliederung der Territorien, zu den jeweiligen Studentenzahlen, zur regionalen Herkunft, zur Studienvorbereitung, ob diese in häuslichem Unterricht auf den Gutshöfen durch Hofmeister oder an Stadtschulen erfolgte, zur Reise an den Studienort, zur Popularität und damit einhergehenden Frequenz einzelner Universitäten, zum Besuch von Vorlesungen, Promotionen, Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Gesellschaften, beruflichen Tätigkeiten während des Studiums, Studentenbibliotheken, der Nutzung der Göttinger Universitätsbibliothek, studentischen Zusammenschlüssen, der Peregrinatio, Stipendien, berufliche Tätigkeit in der Heimat und in der Fremde, den Tod während des Studiums und die Auswirkungen des Studienverbots durch den russischen Zaren Paul I. im Jahr 1798 und fächert damit gekonnt einen sehr breiten Themenkanon auf. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis lädt zur vertieften Erforschung und zur Prüfung des Katalogs ein.

In einem fast 700-seitigen Teil werden dann 5.867 Kurzbiografien alphabetisch und nach dem erläuterten Schema präsentiert. Mehrere Verzeichnisse erschließen den Reichtum des Materials. Zunächst ordnet Vf. die Biogramme nach Immatrikulationsdatum. Dies eröffnet sofort die Möglichkeit, die wachsende Anzahl von Studenten, aber auch die von ihnen bevorzugten Universitäten zu erfassen. Dabei fallen in der späten Hansezeit vor allem die Frequentierung von Königsberg und Rostock ins Auge, wohingegen Greifswald kaum eine Rolle spielt, was sich auch während der gemeinsamen Schwedenzeit nicht ändert. Natürlich spiegeln sich in der Frequentierung der Universitäten äußere Einflüsse wie der letzte Pestzug im Ostseeraum oder Kriegereignisse wider. In einem zweiten Register werden die Namen der Studenten nach dem Ort ihrer Erstimmatrikulation erfasst. An immerhin 48 hohen Schulen lassen sich Balten nachweisen, wobei die Frequenz zwischen Einmalnennungen wie in Dillingen 1624, Duisburg 1666, Edinburgh 1786, Freiburg 1784, Orleans 1597 oder Prag 1590 bis zu mehr als 100 Nachweisen etwa für Dorpat, Göttingen, Halle, Jena, Königsberg, Leiden, Leipzig oder Rostock reicht. Durch diese Art der Auflistung wird die Beliebtheit bestimmter Universitäten zu bestimmten Zeiten sichtbar und lässt sich mit Trends für

das Reich und Studenten aus anderen Regionen Europas vergleichen. Ein weiteres Verzeichnis listet die europäischen Bildungseinrichtungen auf, auch solche, an denen sich keine Balten nachweisen lassen. Schließlich werden außerbaltische Wirkungsorte aufgelistet. Da dies jeweils mit den Nummern der Biogramme erfolgt, ist ein schneller Zugriff gegeben. Bei Überprüfungen zeigt sich die Zuverlässigkeit der Register, sicherlich ein wichtiges Qualitätsmerkmal bei einer Arbeit wie dieser.

Ein Werk wie dieses kann nach Vollständigkeit streben, wird sie aber wahrscheinlich nie erreichen. Der Erhaltungszustand der frühneuzeitlichen Quellen, die Kriegsverluste in einzelnen Archiven und weitere Unwägbarkeiten sorgen dafür, dass man das Auftauchen weiterer Studenten aus den drei baltischen Provinzen nicht gänzlich ausschließen kann. Trotzdem war es richtig, das Buch auf diesem Forschungsstand zu veröffentlichen und nicht weitere Jahre nach neuen Belegen zu suchen, die am Gesamtbild nichts ändern würden. Man kann nur die Unermüdlichkeit und Hartnäckigkeit der beiden Forscher würdigen ebenso wie die Entscheidung der Förderer, dieses grundlegende Werk zu publizieren und damit die Grundlage für weitergehende Forschungen zur Bildungsgeschichte des Baltikums und darüber hinaus zu ermöglichen. Die sich ergebenden Perspektiven und Vergleichsmöglichkeiten zu schwedischen, dänischen, deutschen und Studenten anderer Nationen sind ebenso vielfältig wie vielversprechend. Es bleibt das Verdienst Terings, mit seiner Arbeit an der Dorpater Matrikel dazu die Idee und Vorarbeit geleistet zu haben, man darf gespannt sein, wie diese beeindruckende Grundlage genutzt wird.

N. J.

Im Band *Archaeological Fieldwork in Estonia* (Arheoloogilised välitööd Eestis 2017, hg. von Erki Russow und Arvi Haak, Tallinn 2018, Verlag Muinsuskaitseamet, 226 S., Abb.) sind im hansischen Zusammenhang die folgenden Beiträge erwähnenswert: *Coin deposit from the mid-12th century in Saanika, western Estonia, and other artefacts discovered near the find spot* (Ivar Leimus, 61–68) beschreibt den Hortfund aus kufischen und europäischen Münzen mit einigen seltenen deutschen und englischen Prägungen. Interessant ist auch der Aufsatz *Fragment of the seal stamp of Thorkill, bishop of Tallinn, discovered in Virumaa* (Ivar Leimus, 111–116): Wie das Fragment des bronzenen Siegelstempels des Bischofs Thorkill von Reval (um 1238–1260) nach Nordostestland gelangt ist, bleibt jedoch ein Rätsel. Ants Kraut und Vello Mäss beschreiben *Historical wrecks and coastal structure in Kadriorg, Tallinn* (193–206). Im erst im 20. Jh. zugeschütteten Teil des Revaler Hafengebiets wurden bei Bauarbeiten Wracks und Teile einer hölzernen Küstenkonstruktion gefunden. Das größte unter den gefundenen Schiffen wurde am Ende des 17. Jh.s gebaut.

A. S.

Pühakud, piiskopid, linnad ja linnused. Ajarännakuid kesk- ja varauusaega. Uurimusi Jaan Tamme auks. Saints, bishops, towns and castles. Time travels into Middle and Early Modern Ages. Studies in Honour of Jaan Tamm (Pühakud, piiskopid, linnad ja linnused. Ajarännakuid kesk- ja varauusaega. Uurimusi Jaan Tamme auks, hg. von Erki Russow und Valter Lang, Muinasaja Teadus 27, Tallinn-Tartu 2018, Tallinna Ülikool/Tartu Ülikool, 376 S., Abb.). – Die Festschrift mit insgesamt 14 Beiträgen auf Estnisch, Englisch und Deutsch ist dem 70. Geburtstag des Archäologen und Denkmalschutzbeamten Jaan Tamm gewidmet. Andris Caune und Ieva Ose berichten über *Archäologische Zeugnisse der ersten Steinburgen des Schwertbrüderordens in Livland 1202 bis 1209* (53–76). Ihr Fazit lautet, dass die ersten livländischen Steinburgen als feste Häuser direkt auf den vorzeitlichen Wallburgen gebaut wurden. Die noch heute vorhandenen, oft recht großen mittelalterlichen Burgen entstanden dann erst etwas später in der Nähe der früheren Befestigungen. Dirk Rieger, *Die Großgrabung im Lübecker Gründungsquartier – Traditionen, Individualität und Innovationen im Spiegel der archäologischen Befunde* (93–126), betont die Multikulturalität der frühen Geschichte von Lübeck, wo westfälische, slawische, skandinavische und andere Traditionen verflochten wurden. Das Resultat der Forschung von Heidi Luik u. a., *Bone artefacts: Witnesses to the lives of the inhabitants of the Vilnius Castle complex and the Palace of the Grand Dukes of Lithuania* (183–216), lautet, dass die im Schloss Wilna gefundenen, mehrheitlich frühneuzeitlichen Käämme, Hygienegeräte, Flohfänger etc. öfters aus Elfenbein oder Walrosshauern gefertigt und also als Luxusgüter wahrzunehmen sind. Jussi-Pekka Taavitsainen u. a. haben *Relics from the Pirita Bridgettine Convent near Tallinn* mit naturwissenschaftlichen Methoden erforscht (217–243). Die fünf dekorierten, während der archäologischen Ausgrabungen gefundenen Knochenfragmente können aus Estland oder einer anderen vergleichbaren geologischen Region stammen. Die Menschen haben im 4.–13. Jh. gelebt, dekoriert wurden die Knochen im 14.–15. Jh. Garel Püüa stellt fest, dass die Kulturschicht der mittelalterlichen Siedlung Arensburg noch nicht fixiert worden ist (*Kus peidab ennast Kuressaare keskaegne asula?*, 299–326). Andres Tvauri behauptet aufgrund archäologischer und schriftlicher Quellen, dass in Dorpat um die Mitte des 16. Jh.s am Embach eine Wassermühle mit Staudamm gebaut worden ist (*Vesiveski Emajõel Tartus 16. sajandi keskel*, 353–373). Die später bekannte Flussinsel war dementsprechend nicht natürlichen Ursprungs, obwohl die Mühle selbst nur kurzlebig war. A. S.

Die Kirche im mittelalterlichen Livland, hg. von Radosław Biskup, Johannes Götz und Andrzej Radziwiński (Ecclesia clerusque temporibus medii aevii 5, Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika,

Toruń 2019, 276 S.) – Der Band enthält acht Aufsätze von Historikern aus Polen, Deutschland, Dänemark und Estland, die verschiedene Aspekte der Geschichte der mittelalterlichen Kirche in Livland behandeln. Thematisch fügen sich alle Beiträge in das Forschungsprofil des Lehrstuhls für Geschichte der baltischen Länder am Institut für Geschichte und Archivkunde der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń ein. Den Hgg. ist es gelungen, ein Buch vorzulegen, das neue Informationen vermittelt und neues Licht auf die livländische Kirchengeschichte wirft. Das Buch beginnt mit der ausführlichen Darstellung von Johannes Götz, *Das Archiv des livländischen Deutschordenszweiges. Eine archivgeschichtliche Untersuchung* (9–77), die einen erschöpfenden Überblick über das Schicksal des Archives des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens vom Mittelalter bis in die Gegenwart gibt. Der Großteil des Ordensarchives ist heute im Reichsarchiv Stockholm vorzufinden, Teile finden sich außerdem in den Archiven Estlands, Lettlands, Deutschlands und Dänemarks. Der Beitrag zeigt eindrucklich, warum das Archiv des livländischen Deutschordenszweiges so zersplittert und lediglich fragmentarisch erhalten geblieben ist. – Der Beitrag von Carsten Selch Jensen, *The Early Church of Livonia, 1186–c. 1255* (79–107) ist dem Anfang des Christianisierungsprozesses in Livland gewidmet. Vf. beschreibt die wichtigsten Etappen dieses Prozesses, wie z. B. die Missionstätigkeit von Bischof Meinhard, die Kreuzzüge, die Gründung der Stadt Riga durch Bischof Albert, schließlich die Erhebung Rigas zum Erzbistum im Jahre 1255 und die Aktivitäten des ersten Erzbischofs Albert Suerbeer. – Andrzej Radziwiński's Beitrag *Die Christianisierung der Bevölkerung und Entwicklung der kirchlichen Strukturen in Livland in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts* (109–127) thematisiert die Herausbildung der kirchlichen Landesherrschaften und die Gründung der kirchlichen Strukturen in Livland. Vf. konstatiert zusammenfassend, dass die Missionierung und die Entstehung der Grundlagen der kirchlichen Organisation in Livland keine vollständige Christianisierung der dortigen Gesellschaft verursachten. – Der Aufsatz von Anti Selart, *Zur Verortung Livlands in der römischen Kirche. Legationsbezirke in Nordosteuropa im 13.–15. Jahrhundert* (129–158), betrachtet die Rolle der päpstlichen Legaten bei der Bindung des Erzbistums Riga an den Heiligen Stuhl. Die Entstehungsgeschichte Livlands und Preußens war unter anderem auch von heftigen Konflikten unter den Christen geprägt. Das Mittelalter hindurch blieben die Päpste die wichtigsten Konfliktvermittler für Livland, dabei galt die Funktion des päpstlichen Legaten als nahezu einzige Möglichkeit der Päpste, die Entwicklungen vor Ort operativ zu beeinflussen. Der östliche Ostseeraum war erstmals im 13. Jh. das Zielland einer päpstlichen Legation, es handelte sich um die Zeit der Kreuzzüge und der Festlegung von Diözesangrenzen und politischen Landesteilungen. Aber schon

im 14. und 15. Jh. verlor Livland als Ziel von Legationen an Bedeutung. – In ihrem Beitrag *Die Zisterzienser im mittelalterlichen Livland (159–182)* gibt Maja Gąssowska einen konzentrierten Überblick über die livländischen Zisterzienserklöster bzw. über deren Stiftung im 13. Jh. von lokalen Territorialherren, über Klostergüter sowie über das Schicksal der Zisterzienser nach der Reformation sowie im Livländischen Krieg. – Der Aufsatz von Klaus Militzer, *Livländische Domkapitulare als Besucher europäischer Universitäten (183–195)* betrachtet Studium und Ausbildung der livländischen Domkapitulare. Vf. konstatiert einen Entwicklungsrückstand Livlands gegenüber dem Westen, wo die Kapitulare in größerer Anzahl und auch schon früher Universitäten besucht haben. In Livland wurde erst seit dem 15. Jh. ein Universitätsbesuch häufiger; von den Domherren gingen jedoch nur wenige an die theologischen oder medizinischen Fakultäten, die meisten von ihnen studierten „artes liberales“. Der Anteil der Juristen unter den livländischen Domherren stieg seit dem 15. Jh. an, zuerst in den Kapiteln von Dorpat und Ösel-Wiek. – Wie Inna Pöltsam-Jürjo in ihrem Aufsatz *Ein Beitrag zur Kenntnis des religiösen Lebens der autochthonen Bevölkerung Estlands im 13.–16. Jahrhundert (197–216)* zeigt, besaßen nach der Auffassung der hohen Geistlichkeit im ausgehenden Mittelalter viele livländische Bauern trotz aller Erziehungsarbeit der Kirche keine Vorstellung von den Grundzügen der christlichen Lehre. Vf. in zufolge belegen jedoch verschiedene Quellen, dass christliche Bräuche (Kirchgang, Taufe, Eucharistie usw.) während des Mittelalters zu einem wesentlichen Teil des Lebens der autochthonen Bevölkerung Estlands geworden waren. Es handelte sich zwar nicht um eine „korrekte“, aber sicherlich um eine kreative Aneignung des Christentums. – Tiina Kalas Aufsatz *Brüder des Revaler Dominikanerkonvents: Zahl, Herkunft, Mobilität und Bildungsniveau (217–244)* behandelt die soziale Herkunft, das Bildungsniveau und die Mobilität der Revaler Predigerbrüder. Vf. in deutet an, dass der Revaler Konvent im Kontext sowohl der Geschichte des mittelalterlichen Revals als auch der des Predigerordens im gesamten Ostseeraum keineswegs unbedeutend war. So war der Dominikanerkonvent für livländische Verhältnisse eine beachtliche Bildungsinstitution. Außerdem nahmen die Prioren am politischen Leben vor Ort teil. Im 13. Jh. kamen die meisten Revaler Predigerbrüder aus Skandinavien, und obwohl sie in späteren Jahrhunderten mehrheitlich niederdeutscher Herkunft waren, betont Vf. in die Bindung bzw. gewisse Orientierung des Konvents nach Skandinavien. – Madis Maasings Beitrag *Reformationsversuche im Erzbistum Riga in den 1540er und 1560er Jahren (245–272)* beschäftigt sich mit Erzbischof Wilhelms Versuchen sowohl in Erzstift als auch in Livland eine lutherische Kirchenordnung durchzusetzen. Vf. macht darauf aufmerksam, dass Wilhelms Ziel 1546 jedoch keineswegs die Säkularisation war, weil die alten politischen Strukturen vollständig aufrecht-

erhalten werden sollten. Dagegen setzte sich der Reformplan von 1562 zum Ziel, die Säkularisation nach dem Beispiel Preußens umzusetzen. Dabei wurde das Rigaer Kapitel, das noch vor einem Jahrzehnt die katholischen Positionen energisch verteidigt hatte, Vorkämpfer der Glaubenserneuerer. *I. J.*

Das Buch von Anu Mänd, *Keskaegsed altarid ja retaablid* [Mittelalterliche Altäre und Retabel, Eesti kirikute sisustus 4, Muinsuskaitseamet, Tallinn 2019, 336 S., zahlr. Abb., engl. Zusammenfassung], ist der mittelalterlichen Kirchenkunst gewidmet. Mithilfe von visuellen, schriftlichen und archäologischen Quellen betrachtet Vf.in die Altäre und Retabel Estlands unter kunst- und sozialhistorischen Aspekten. Dabei wird die Ikonografie der Retabel analysiert und eine Übersicht über die Auftraggeber gegeben. Vf.in schildert, wie die aus den Niederlanden und Deutschland bestellten Kunstobjekte die örtliche Kunstproduktion beeinflussten. In der Tallinner Nikolaikirche befindet sich z. B. ein Altaraufsatz aus der Werkstatt von Herman Rode, auf dem der Schutzpatron Tallinns, der Hlg. Victor, dargestellt ist. Nach diesem Vorbild wurde in der Mitte des 16. Jh.s eine kunstvolle Stickerei des Stadtpatrons für die Tischdecke des Rates hergestellt. Einen besonders wertvollen und informationsgesättigten Teil des Buches stellt der Katalog von mittelalterlichen Altären und Retabeln dar, die in Estland bis in die Gegenwart erhalten sind. Vf.in dokumentiert und untersucht 56 mittelalterliche Altäre bzw. Mensen und insgesamt 16 Retabel oder deren Fragmente. Im Anhang des Buches findet sich eine Liste der mittelalterlichen Altäre aus den Domkirchen Livlands, aus den Kirchspielkirchen von Tallinn und Riga und aus mehreren Landkirchen Estlands. So handelt es sich bei diesem Buch um eine reichhaltige und nützliche Datenbank für Fachleute. *I. J.*

Ceļā uz latviešu tautu. On the road to becoming Latvian (hg. von Vitolds Muižnieks, Riga 2018, Verlag Latvijas nacionālā vēstures muzejs, 191 S., Abb.) ist der Begleitband der gleichnamigen Ausstellung des Lettländischen Nationalmuseums in Riga. Der Paralleltext in zwei Sprachen beleuchtet Aspekte der lettischen Geschichte im 11.–18. Jh., dabei steht das Mittelalter im Fokus der Darstellung. Das gelungene und schön gestaltete Buch ist reichlich illustriert, überwiegend mit Fotos von archäologischen Funden. Entsprechend der Traditionen der nationalen Geschichtsschreibung steht die ländliche Bevölkerung im Mittelpunkt der Darstellung. Die Städte und Burgen werden nur nebenbei erwähnt. *A. S.*

Weniger für die Handelsgeschichte an sich als vielmehr für die überregionalen Zusammenhänge livländischer mittelalterlicher Geschichte relevant ist der ausführliche Aufsatz von Johannes Götze über *Die Wahl des livländischen*

Meisters: Ein Indikator für das Verhältnis zwischen Zentrum und Provinz im Deutschen Orden (Forschungen zur baltischen Geschichte 14, 2019, 11–70). Chargierend zwischen lokalen und preußischen Einflüssen war der Prozess der Meisterwahl, der keinen bestimmten Regeln folgte, im Allgemeinen ein Indikator für die Position des livländischen Ordenszweiges im Machtgefüge an der südlichen und östlichen Ostseeküste und im Besonderen für sein Bestreben zur Verselbstständigung, das mal stärker und mal weniger deutlich hervortrat. K. B.

Priit Raudkivis Monografie *Der livländische Landtag. Zur Entstehung einer mittelalterlichen Institution* (Schriften der Baltischen Historischen Kommission 21, Münster 2018, LIT Verlag, 149 S.) analysiert die ersten Jahrzehnte dieses Gremiums, das erstmals alle Landesherren und städtischen Korporationen Livlands zu Konsultationen versammelte, die in die erste Hälfte des 15. Jh.s fielen. Darüber hinaus behandelt Vf. ausführlich die Herausbildung einer livländischen politischen Gemeinschaft in früherer Zeit. Es sei angemerkt, dass es sich bei diesem Werk um die Übersetzung einer erstmals 1991 und erneut 2007 erschienenen estnischsprachigen Studie handelt. K. B.

In seinem Aufsatz *Tallinna lätted* (Die Quellen von Tallinn, in: Tuna 2019, 2, 10–35, 11 Abb., 1 Tab., engl. Zusammenfassung) betrachtet Erki Russov aufgrund von archäologischen Funden die Gründungsgeschichte der Hansestadt Reval/Tallinn. Vor der Eroberung des Landes im 13. Jh. und seiner Kolonisierung gab es auf dem historischen Kerngebiet Tallinns eine Siedlungseinheit, deren genaues Wesen noch offenbleibt. Es ist sicher, dass die eigentliche Stadt erst im zweiten Viertel des 13. Jh.s und wohl unabhängig von der früheren Siedlung entstanden ist: Zwischen der frühzeitlichen Siedlung und der mittelalterlichen Stadt lässt sich aufgrund der archäologischen Funde keine Kontinuität feststellen, eher existierten beide nebeneinander. Auch im Lichte neuerer Untersuchungen kann man das Gründungsquartier Tallinns nicht festlegen. Die archäologischen Materialien bestätigen jedenfalls nicht die in der bisherigen Historiografie vertretene Vorstellung, dass der älteste Stadtkern in Umgebung der Nikolaikirche lag. In der Gründungsgeschichte der Hansestadt verflochten sich die Aktivitäten von Menschen verschiedener Herkunft, so kommt in den archäologischen Funden die materielle Kultur der Städte Norddeutschlands, Südkandinaviens und Nordwest-Russlands zum Ausdruck; vor allem in Baudetails und im Schmuck spiegelt sich aber die Alltagskultur der autochthonen Bevölkerung Estlands. I. J.

Scenes from the life of a rich widow (Reval in the mid-fourteenth century) (Studia z Dziejów Średniowiecza 22, 2018, 82–97) von Maja Gařowska

ist der Versuch einer livländischen Frauenbiografie aus dem 14. Jh. Laut Vf.in ist Aleydis van Bremen wohl die einzige weibliche Person aus dem frühen Reval, aus deren Lebensgeschichte überhaupt mehr als ihre Existenz überliefert ist. Sie war verwitwet, Schwester des Revaler Ratsherren Johann van Bremen, und zwischen 1346 und 1358 in mehrere, in den Quellen registrierte Geschäfte einbezogen. Vf.in zufolge war Aleydis in Dorpat verheiratet. Der Aufsatz liefert zahlreiche Informationen über enge persönliche Beziehungen zwischen zwei livländischen Städten in dieser Zeit. A. S.

Wie hießen die Rigenser im 15. Jahrhundert? Eine soziolinguistische Studie zu dieser Frage bietet Renāte Siliņa-Piņķe (Senā Rīga 9: Pētījumi pilsētas arheoloģijā un vēsturē, hg. von Ieva Ose, Rīga 2018, Latvijas vēstures institūta apgāds, 220–234) auf der Grundlage des auf mittelniederdeutsch verfassten Rigaer Kämmerer-Registers (1405–1474). Die 644 erwähnten Bürger (Oberschicht 15,4 %, Mittelschicht 75,1 %, Geistliche 9,5 %) tragen 104 verschiedene Rufnamen. Hiernach gehörten in allen drei Schichten zu den beliebtesten die nichtdeutschen Rufnamen Johan und Nicolaus und die deutschen Namen Hinrik, Hermen, Cord und Arnd. Andreas ist nur in der Mittelschicht belegt. Während bei der Geistlichkeit nichtdeutsche Namen vorherrschen, ist es in der Oberschicht umgekehrt; während die Kurzformen Hans und Claus in der mittleren Schicht dominieren, werden in der Oberschicht die Formen Johan und Nicolaus bevorzugt. Insgesamt zeigten die Ergebnisse der Vf.in zufolge große Ähnlichkeiten mit den norddeutschen Städten, was aufgrund der verwandtschaftlichen und wirtschaftlichen Kontakte Rigaer Bürger keine Überraschung sei. Ineta Lišpa

Viktors Dāboliņš fasst die aus lettischen und schwedischen Archiven zugänglichen Informationen über die Rigaer Münzerfamilie Wulff zusammen, die über drei Generationen hinweg aktiv war. In seinen Artikeln *Die Dynastie der Rigaer Münzmeister Wulff (1557–1659)* (Forschungen zur baltischen Geschichte 13, 2018, 24–47) und der lettischen Version *Rīgas monētu meistari Vulfi (1557–1659)* (LVIŽ, 2018, 3 (108), 5–33) beschreibt er die Karrieren von Martin Wulff I (aktiv 1557–1588), Henrich Wulff I (1588?–1614/15), Martin Wulff II (1615–1633) und Henrich Wulff II (1633–1659). Für die Sicherung der eigenen Position war die Zugehörigkeit zu dieser Dynastie wichtiger als die Mitgliedschaft in der Gilde der Goldschmiede. Als schwedischer Faktor (*rentmeister*) in Riga Anfang der 1630er Jahre erklimmte Martin Wulff II die höchste Karrierestufe, die die Familie erreichte. Ineta Lipša

Ilona Teplouhova beschreibt *Weibliche Siegel und die Darstellung von Frauen auf livländischen Wachsiegeln* (Sieviešu zīmogi un sieviešu attēlojums Livonijas vaska zīmogos, Latvijas Universitātes Žurnāls. Vēsture 5, 2018, 53–66). Nur

eine sehr kleine Anzahl von mit Wachsiegeln versehenen Dokumenten – eine Praxis, die in Livland vom 13. bis zur Mitte des 16. Jh.s genutzt wurde – stammt von Frauen. Der Text liefert einen Überblick über die Geschichte der von Frauen genutzten Siegel in Westeuropa, um sich dann genauer mit von livländischen Frauen genutzten Siegeln und den auftretenden weiblichen Figuren – d. h. vornehmlich der Jungfrau Maria – auseinanderzusetzen. Die erste Frau aus Livland, deren Siegel überliefert ist, war Gertrud, die Äbtissin des Rigaer Maria-Magdalenen-Klosters in den 1330er Jahren. *Ineta Lipša*

Für die Kommunikation im Ostseeraum interessant ist der Beitrag von Madis Maasing und Dmitriy Weber, *Die Gerüchte über den Tod des Erzbischofs Wilhelm von Riga im Sommer 1556* (Acta Historica Tallinnensia 25, 2019, 3–18), in dem auch ein Brief des polnischen Königs Sigismund II. August an Mikołaj Radziwiłł vom 20. Juli 1556 veröffentlicht wird. *K. B.*

Da er thematisch etwas außerhalb der konkret hansischen Zusammenhänge rangiert, aber dennoch für die Geschichte des Ostseehandels nennenswert ist, sei der Beitrag von Vadim Svjatkovski über *Die Rahmenbedingungen des Narvaer Handels in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (Forschungen zur baltischen Geschichte 13, 2018, 48–63) wenigstens kurz an dieser Stelle erwähnt. *K. B.*

RUSSLAND. Valerij Borisovič Perchavko, *Der Handel und die Kaufleute der mittelalterlichen Rus'* (Torgovlja i torgovcy srednevekovoj Rusi, Moskau 2018, Akademičeskij proekt, 658 S.). – Ein Altmeister der altrussischen Handelsgeschichte greift erneut zur Feder, um eine aktualisierte Neuauflage seiner 2006 unter einem ähnlichen Titel erschienenen Monografie (vgl. HGBll. 125, 2007, 338) auf den Büchermarkt zu bringen; die Originalfassung wurde durch die Übernahme einiger an anderem Ort publizierten Fallstudien erweitert (vgl. etwa HGBll. 132, 2014, 231 f.). Die vorliegende Darstellung zerfällt in 15 nur lose miteinander verknüpfte Kapitel, die um vier thematische Schwerpunkte kreisen, und zwar: Ausrichtung und Reichweite des altrussischen Handels, maßgebliche Handelswaren, Verhältnis der orthodoxen Kirche zum Handel sowie Lebenswelt der altrussischen Kaufleute (beide Geschlechter sind inbegriffen). Die Einzelstudien vermitteln einen tieferen Einblick in die Genese und den Strukturwandel des altrussischen Handels in einer breiten Zeitspanne vom 9. bis zum 16. Jh., wobei Vf. das Interesse für die *longue durée* mit der akteursorientierten Perspektive überzeugend verbindet. Methodisch greift der Autor zum erprobten Zugang, indem er die gattungsübergreifende schriftliche Überlieferung durch die Zeugnisse anreichert, die der Historiker der Mittelalterarchäologie sowie den kleinen Fächern wie Numismatik, Sphragistik und der mittelalterlichen

Realienkunde abgewinnen kann. Wer sich also einen informierten Überblick über die Geschichte des Handels bei den Ostslawen aneignen will, der möge ohne Bedenken zu diesem Handbuch greifen, das nicht nur lesenswert, sondern auch gut lesbar ist. Wer allerdings mit den früheren Veröffentlichungen des Vf.s vertraut ist, sei bereits gewarnt, dass sich zwischen zwei Buchdeckeln nicht nur alte Texte in neuem Gewand präsentieren, sondern auch Abbildungen, Kartenskizzen sowie Tabellen weitestgehend die alten geblieben sind. *Iwan Iwanov*

Band 5 (2018) der Zeitschrift „Stratum plus. Archeologija i kul’turnaja antropologija“ mit dem Spezialtitel *Als die Jahrhunderte die mittleren waren. Gesellschaft und Macht* (Kogda veka byli srednie: Obščestvo i vlast’) enthält Beiträge, die auch hier von Interesse sind. Tat’jana Nikolaevna Džakson veranschaulicht die Beständigkeit der Namenstradition der skandinavischen Sagas. Die Mitte des 13. Jh.s verfasste Knýtlinga Saga verwendet durchgehend den Ortsnamen Haithabu statt Schleswig, obwohl der Erstere schon seit dem 11. Jh. nicht mehr existierte (Hedebju/Šlezvig v „Sage o Knjutlingach“, 65–72). Aleksandr Evgen’evič Musin beschreibt das archaische Modell der politischen Organisation der Rus’ im 11. Jh. Es basierte auf der Kontrolle der Fernhandelswege. Die Patrimonien der Fürsten lagen am Mittellauf des Dnepr. Das Gebiet – Rus’ im engeren Sinne – funktionierte hinsichtlich der anderen Länder wie ein koloniales Zentrum. Das Mitspracherecht der jüngeren Rjurikoviči basierte auf der Kontrolle der Teile der für Kiew wichtigen Handelsstraßen in der Peripherie (Corpus fratrum ili „sojuz archontov“? Istoriko-archeologičeskij kommentarij k modeljam vlasti v Vostočnoj Evrope konca XI veka, 183–206). Aleksandr Valentinovič Kurbatov vergleicht die Lederwaren aus Haithabu und Ladoga und stellt fest, dass die Mode in den beiden Handelszentren in der zweiten Hälfte des 9. und Anfang des 10. Jh.s identisch war, was auf die Mobilität der Händler hinweist (Kollekcii kožanyh izdelij Hedebju i Ladogi: sravnitel’naja ocenka žiznedejatel’nosti rannesrednevekovykh poselenij, 301–310). Ein Beispiel eines etwas anderen Stils des akademischen Schrifttums stellt der Beitrag von Sergej Vladimirovič Vasil’ev u. a. über die *Anthropologische Untersuchung der Gebeine der Großfürstin Sofia Palaiologa* dar (Antropologičeskoe issledovanie ostankov velikoj knjagini Sof’i Paleolog, 375–393). Die skulpturale Gesichtsrekonstruktion beweise die „Intelligenz sowie den resoluten und kräftigen Charakter“ der byzantinischen Prinzessin (378). *A. S.*

Birkenrindenbriefe aus den Ausgrabungen des Jahres 2018 in Velikij Novgorod und Staraja Russa von Aleksej Aleksevič Gippius (Berestjanye gramoty iz raskopok 2018 g. v Velikom Novgorode i Staroj Russe, in: Voprosy Jazykoznanija 4, 2019, 47–71). – Die gefundenen Texte spiegeln den Alltag

des wirtschaftlichen Lebens von Novgorod im 12.–14. Jh. wider. Einzelne erwähnenswert sind die Novgoroder Briefe Nr. 1105 (ein wohl gescheiterter Versuch der Versklavung einer freien Person, 12. Jh.) und Nr. 1109 (Liste der Abgaben einzelner Personen von fast immer mehreren Sorten von Getreide, 14. Jh.) sowie Nr. 49 aus Staraja Russa (Liste der Salzabgaben einer Zehnergruppe von Personen, 13. Jh.).

A. S.

Die Warschauer Chronikensammlung ist die Publikation eines altrussischen Manuskripts aus den 1540er Jahren, das sich in der Polnischen Nationalbibliothek befindet (Varšavskij letopisnyj sbornik. Polnoe sobranie russkich letopisej, Bd. 45, hg. von A[leksandr] V[jačeslavovič] Majorov, bearb. von A[nton] M[ichajlovič] Vvedenskij und T[at'jana] I[gorevna] Afanas'eva, Sankt-Petersburg 2018, Verlag Izdatel'stvo Sankt-Peterburgskogo universiteta, 156 S., 8 Abb.). Es handelt sich um Texte der sog. Pleskauer I. und Novgoroder V. Chronik, die dem Hg. der Standardedition der Pleskauer Chroniken Arsenij Nasonov seinerzeit unbekannt geblieben waren.

A. S.

In der Reihe „Vollständige Sammlung der russischen Chroniken“ besorgte A[leksandr] V[jačeslavovič] Majorov eine neue Ausgabe der altrussischen *Avraamki-Chronik* mit Umarbeitungen und Ergänzungen (Letopis' Avraamki. Vtoroe izdanie, ispravlennoe i dopolnennoe. Polnoe sobranie russkich letopisej, Bd. 44, bearb. von A[leksandr] G[rigor'evič] Bobrov und A[nton] M[ichajlovič] Vvedenskij, Sankt-Petersburg 2018, Verlag Izdatel'stvo Sankt-Peterburgskogo universiteta, 198 S., 7 Abb.). Teile der Chronik waren früher in den Bänden 16, 18 und 35 der gleichen Reihe veröffentlicht worden. Hier findet der Leser den gesamten Text des Originalmanuskripts aus Vilnius. Es handelt sich um ein Konvolut, dessen Hauptteil eine Novgoroder Chronik bis zum Jahr 1469 enthält und der aus dem letzten Drittel des 15. Jh.s stammt. Die späteren Ergänzungen stammen vom Smolensker Literaten Avraamki, wonach die Chronik auch ihren Namen bekommen hat.

A. S.

A[leksandr] V[aler'evič] Michajlov, „Klagesachen“ *hansischer Kaufleute (Zur Ethik von Geschäftsbeziehungen im Mittelalter)* („Obidnye dela“ ganzejskich kupcov (K voprosu ob étike delovyh vzaimootnošenij v srednie veka), in: Pskov. Naučno-praktičeskij istoriko-kraevedčeskij žurnal 50, 2019, 99–102). Der Beitrag wendet sich hansischen Klagen aus den Jahren 1288–1335 über die Beraubung durch Novgoroder und Pleskauer zu. In diesen bereits bei Sartorius und dann im HUB veröffentlichten Texten geht es um die Schädigung von insgesamt 15 Hansen. Im Hinblick auf die hohen von diesen beschworenen Schadenssummen geht Vf. anhand von älteren russischen Quellen speziell der Frage nach, wie sehr man eidlichen Versicherungen glauben konnte. Es

zeigt sich, dass die Zeitgenossen skeptisch waren und in der Tat oft Falsches beschworen wurde. Dies galt nach Vf. offenbar auch für jene deutschen Kaufleute. Er weist darauf hin, dass die Handelspraxis für Deutsche wie Russen so schwierig und bedrohlich war, dass Fragen der Ethik für den Kaufmann nur an zweiter Stelle stehen konnten. Für den Erhalt und das Gedeihen seines Geschäfts mussten ihm die verschiedensten Mittel recht sein. *N. A.*

D[enis] G[rigor'evič] Chrustalev behandelt den *Vertrag Novgorods mit der Hanse 1269: Das Schicksal des Dokuments* (Dogovor Novgoroda s Ganzoj 1269 g.: sud'ba dokumenta, in: Millerovskie čtenija – 2018: Preemstvennost' i tradicii v sochranenii i izučenija dokumental'nogo akademičeskogo nasledija. Ad fontes: Materialy i issledovanija po istorii nauki, Bd. 14, hg. von I[rina] V[ladimirovna] Tunkina, Sankt-Petersburg 2018, Verlag Renome, 175–192). Vf. beschreibt die Entstehungsgeschichte des Vertrages, den er als die rechtliche Grundlage des gesamten Novgoroder Hansehandels das Mittelalter hindurch einschätzt. Das russischsprachige Original des Vertrages ist verloren gegangen. Die Vermutung von Vf. lautet, dass wenigstens eine der niederdeutschen Übersetzungen in Verbindung mit den hansisch-novgorodischen Verhandlungen im Jahr 1338 hergestellt wurde. Das illuminierte niederdeutsche Exemplar hat der Lübecker Syndikus Carl Heinrich Dreyer laut eigener Aussage aus den Händen eines Buchbinders gerettet und 1762 der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften geschenkt, worüber im Briefwechsel zwischen Dreyer und dem Petersburger Akademiemitglied Gerhard Friedrich Müller berichtet wird. Nach den 1930er Jahren galt es als verloren, wurde aber um 2010 doch im Archiv des St. Petersburger Historischen Instituts der Russischen Akademie der Wissenschaften wieder aufgefunden. Die beiden anderen Fassungen aus dem Lübecker Stadtarchiv wurden nach dem Zweiten Weltkrieg in die Sowjetunion gebracht und 1990 nicht restituiert, sie befinden sich heute im Moskauer Archiv der Alten Akten. *A. S.*

In ihrem kurzen Beitrag *Der Hansehandel von Groß-Novgorod im Lichte der Novgoroder archäologischen Sammlungen* stützt sich A[leksandra] S[ergeevnaa] Pavlova auf Berichte über Ausgrabungen der Novgoroder Universität in Staraja Russa und vergleicht diese mit den Aussagen der schriftlichen Quellen über die Warenstruktur des Handels im 14. und 15. Jh. (Ganzejskaja trgovlja v svete novgorodskich archeologičeskich kollekcij, in: Verchnedonskij archeologičeskij sbornik, Lipeck 2018, 176–179). Aufgrund dessen bewertet Vf. in den Handel Novgorods mit der Hanse als in höchstem Maße entwickelt, wobei sie das reiche Warensortiment, den Umfang des Handels und die Einbeziehung des Novgoroder Landes zur Geltung bringt. *N. A.*

M[arina] B[orisovna] Bessudnova gab eine zweisprachige Quellensammlung zur hansischen Geschichte heraus: „*Die russische Hanse*“. *Das Leben im deutschen Hof in Novgorod in den Jahren 1346–1521. Briefe und Materialien* („Russkaja Ganza“. Žizn' nemeckogo podvor'ja v Novgorode, 1346–1521 gody. Pis'ma i materialy, Sankt-Petersburg 2019, Verlag Evrazija, 288 S.). Es handelt sich um die technisch viel besser gelungene Neuauflage einer früheren Publikation (vgl. HGBll. 136, 2018, 294). Das Hauptstück des Buches bilden 86 Dokumente, die sowohl in ihrer mittelniederdeutschen Originalsprache als auch in russischer Übersetzung publiziert sind. Es handelt sich um die Briefe des Hansekontors nach Reval, die heute im Revaler Stadtarchiv in eine Mappe eingeordnet sind. Mit wenigen Ausnahmen sind die Briefe schon früher vollständig oder in Auszügen veröffentlicht worden, hier sind alle Texte aber neu kollationiert, die russischen Fassungen sind auch mit kurzen erklärenden Kommentaren versehen. Begleitet sind die Quellentexte von einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte des Novgoroder Hofes und einem Register. Wichtig ist auch die zeitgemäße Bibliografie mit mehr als zweihundert Einträgen. Insgesamt liegt jetzt eine Quellenpublikation zur hansischen Geschichte vor, die einen Archivbestand komplett und kompakt der Forschung zugänglich macht. A. S.

S[ergej] A[leksandrovič] Denisov berichtet über die *Stellung der Diener des [Deutschen] Ordens im Handel zwischen dem Orden und Novgorod am Ende des 14.–Anfang des 15. Jahrhunderts* (Položenie ordenskich podrjadčikov v tevtonsko-novgorodskoj torgovle v konce XIV–načale XV vv., in: Tver', tverskaja zemlja i sopredel'nye territorii v epochu srednevekov'ja 12, 2019, 191–195). Aufgrund der Amtsbücher der Großschäffer des Deutschen Ordens werden einzeln die Handelsreisen der Ordensdiener nach Novgorod betrachtet. Sie hatten die Aufgabe, gegen Silber russische Waren wie Wachs und Pelze zu besorgen. Der Handel lief über Danzig und Thorn. Besonders erfolgreich in diesem Feld erwiesen sich Lutke von der Heide und Henning Demeker, die beide mit dem Königsberger Großschäffer verwandt waren. A. S.

F[ilipp] D[mitrievič] Podberezkin publizierte über *Die Geistlichen des lateinischen Ritus in Novgorod, 15.–Anfang des 16. Jahrhunderts: Grundzüge der geistlichen Laufbahn* [Svjaščenniki latinskogo obrjada v Novgorode (XV–načalo XVI vekov): osnovnye vechi duchovnoj kar'ery, in: Paleorosija. Drevnjaja Rus': vo vremeni, v ličnostjach, v idejach 2018, Nr. 2 (10), 185–191]. Der Historiker hat hier aufgrund der publizierten Quellen die Informationen über die Geistlichen des Hansekontors zusammengestellt. Die Eigenart der Überlieferung hat vorbestimmt, dass inhaltlich die finanziellen Angelegenheiten prävalieren, die mit der Tätigkeit der

Priester des Novgoroder Hansehofes verbunden waren. Bemerkenswert ist die Feststellung, dass die Priester sehr mobil waren, statt diese Position für längere Zeit inne zu haben. A. S.

Aleksej Aleksandrovič Vovin hat auch früher die These vertreten, bei Novgorod und Pleskau im Mittelalter handelte es sich um städtische Kommunen, vergleichbar mit Städten in Mittel- und Westeuropa (vgl. HGBll. 137, 2019, 249). Die Monografie *Die städtische Kommune des mittelalterlichen Pleskau im 14.–Anfang des 16. Jahrhunderts* (Gorodskaja kommuna srednevekovogo Pskova XIV–načalo XVI v., Sankt-Petersburg 2019, Izdatel'stvo Evropejskogo universiteta v Sankt-Peterburge, 398 S.) vergleicht Pleskau vor allem mit den italienischen Städten des 11.–12. Jh.s. Der erste Teil des Buches bietet eine sachliche und kritische Untersuchung der Geschichte der politischen und sozialen Institutionen Pleskaus im Mittelalter und der dafür relevanten Quellen. Die gemeinsame Urfassung der drei Pleskauer Chroniken datiert Vf. auf den Anfang des 15. Jh.s (wohl 1410). Laut ihm ist Pleskau nie eine Beistadt (prigorod) Novgorods gewesen. Die Städte, obwohl ungleich hinsichtlich ihrer Bedeutung und Ressourcen, waren Partner und Alliierte. Erst Mitte des 13. Jh.s ist Pleskau unter die Kontrolle Novgorods geraten, hat dann aber bis zur Mitte des 14. Jh.s wieder seine Eigenständigkeit restituiert. Die Dimensionen des Pleskauer Landes waren klein, richtiger Großgrundbesitz fehlte, und die Pleskauer Gesellschaft war im 12.–13. Jh. ziemlich homogen. Ab dem 14. Jh. ist die soziale Differenzierung gewachsen und hat die Bojaren hervortreten lassen, die in Pleskau dennoch keine geschlossene Klasse der erblichen Aristokratie bildeten. Hier wurden unter dieser Benennung die wohlhabenden und gesellschaftlich bedeutenden Personen im Allgemeinen verstanden. Der Fürst war in Pleskau bis zum 14. Jh. ein vorübergehend in den Diensten der Stadt stehender Kriegsherr, erst im 15. Jh. wurde er ins politische System Pleskaus integriert. Der Träger der Macht in Pleskau war „das Volk“ – freie Stadtbewohner, die ihren Willen über den Mechanismus des Veče äußerten. Als wirtschaftliche Grundlagen der Existenz Pleskaus behandelt Vf. für das 12.–13. Jh. das Tributsammeln in Ostlettland, für das 14.–15. den von den livländischen Städten vermittelten Ost-West-Handel. Der andere Teil der Darstellung enthält einen gründlichen historiografischen Überblick über die Vergleiche zwischen dem altrussischen Novgorod bzw. Pleskau und den westeuropäischen Städten. Eingehend wird die Konzeption des sowjetrussischen Historikers Igor' Frojanov, nach der die altrussischen Städte der altgriechischen Polis ähnelten, zurückgewiesen. Vf. selbst vergleicht Pleskau mit den frühen italienischen Kommunen des 11.–12. Jh.s. Die russischen Entwicklungen hätten ähnlich, aber asynchron, einige Jahrhunderte verspätet, stattgefunden. Pleskau sei eine „lockere Form“ („slabaja forma“) der frühen europäischen Kommune und des mittelalterlichen Stadtstaates gewesen. A. S.

D[enis] Ju[r'evič] Badeev, B[ulat]I[rekovič] Gareev und G[eorgij] A[leksandrovič] Batalin berichten über *Eine Werkstatt zur Bearbeitung von Bernstein auf dem Territorium von Bolgar in der Herrschaftszeit der Goldenen Horde* (Masterskaja po obrabotke jantarja s territorii zolotoordynskogo Bolgara, in: *Kratkie soobščeniija Instituta archeologii* 257, Moskau 2019, 232–246). Die Werkstatt mit zahlreichen Funden von Bernstein in unterschiedlichem Bearbeitungszustand wurde 2017/18 bei archäologischen Arbeiten in Bolgar an der Wolga in Schichten des späteren 13. und frühen 14. Jh.s lokalisiert und untersucht. Wie sonstige dortige altrussische Funde erkennen lassen, waren die in dieser Werkstatt tätigen Meister aus der Rus' gekommen. Die genaue Untersuchung des Bernsteins ergab, dass er von der Ostseeküste stammte. Damit ist dieses Fundmaterial ein recht eindrucksvoller Beleg für die Fernwirkung des Hansehandels im Osten. Mit Hinweis auf einige weitere Fundstücke norddeutscher bzw. westeuropäischer Herkunft erwägen Vff. sogar, dass ein oder mehrere deutsche Kaufleute mit ihrem Warenangebot nach Bolgar gekommen waren.

N. A.

Sigismund von Herbersteins „Aufzeichnungen über Moskowien“ im Spiegel des russischen historischen Denkens 1817–2017 („Zapiski o Moskovii“ Sigizmunda Gerberštejna v zerkale ruskoj istoričeskoj mysli 1817–2017, hg. von Ju[r]ij G[ermanovič] Fridštejn, Moskau 2018, Verlag Centr knigi Rudomino, 240 S., Abb.). – 1817 hatte Nikolaj Karamzin in seiner „Geschichte des russischen Reiches“ dem russischen Leser das Russlandbuch Sigismund von Herbersteins bekanntgemacht. Diesem Jubiläum wurden eine kleine Ausstellung in der Moskauer Bibliothek der ausländischen Literatur und deren vorliegender Begleitband gewidmet. Im schön gestalteten Buch befinden sich in Wiederabdrucken die entsprechenden Ausschnitte aus den Werken der Klassiker der russländischen Geschichtsforschung von Karamzin bis Anna Choroškevič sowie der Katalog der ausgestellten Bücher. Das inhaltliche Kernstück der Ausgabe bilden die Beiträge einer Tagung, die 2017 ebenda stattgefunden hat. K[onstantin] P[etrovič] Krakovskij behandelt das Werk Herbersteins als Quelle der russischen Rechtsgeschichte (Sigizmund Gerberštejn o ruskom prave načala XVI veka, 178–185). O[leg] F[edorovič] Kudrjavcev fasst die Versuche der frühneuzeitlichen Autoren zusammen, die Russen mit den von den Autoren des Altertums erwähnten Völkern zu identifizieren, wobei die Identifikation mit den Roxolanen die meistvertretene Hypothese war (Identifikacija russkich: Gerberštejn i ego predšestvenniki, 186–190). A[leksandr] N[ikolaevič] Medved' relativiert die Aussagen Herbersteins über die Freiheit der Menschen, die Grenzen der Macht des Großfürsten und körperliche Arbeit im Moskauer Reich (Svoboda, vlast' i trud v Moskovii, 195–200). Besonders interessant ist der Beitrag von

A[leksandr] V[asil'evič] Nazarenko (Latinskaja i nemeckaja redakcija „Zapisok o Moskovii“ Gerberštejna: iz nabljudenij perevodčika, 201–207). Die Feststellung des Vf.s lautet, dass Herberstein zuerst aufgrund seiner Tagebücher seine eigene „Autobiographie“ verfasste. Ebenso benutzte er die Tagebücher beim Redigieren der deutschen Übersetzung (1557) der „Commentarii“, die dementsprechend im Vergleich zu der lateinischen Originalfassung (1549) selbständige Ergänzungen bietet. A. S.

Zwischen St. Petersburger Historikern entfaltete sich eine heftige Kontroverse, bei der es um die Frage nach dem russischen Interesse am Zugang zur Ostsee ging. Den Ausgangspunkt bildete das 2013 erschienene große Werk von Aleksandr Filjuškin über den Livländischen Krieg, in dem der Autor dargelegt hatte, dass die Russen weder in der Zeit vor noch während dieses Krieges Interesse an einem eigenen Seehandel zeigten (vgl. HGBll. 132, 2014, 220 f.). Zu diesem Werk schrieb P[avel] A[leksandrovič] Krotov unter dem Titel *Mystifikation der Baltischen Frage* speziell mit dem Blick auf jene These eine scharf ablehnende Rezension (Mystifikacija Baltijskogo voprosa, in: Vestnik Sankt-Peterburgskogo universiteta. Istorija 62, 2017, 2, 400–410). Darin wird die traditionelle Auffassung vom gewollten „Vorstoß zur Ostsee“ vertreten und namentlich die Funktion des 1492 gegründeten Ivangorod als erste russische Hafenstadt an der Ostsee betont. Sowohl jenes Buch als auch die Polemik von Krotov wurden dann Gegenstand eines weiteren Beitrages von V[alerij] E[vgen'evič] Vozgrin und A[leksandr] I[vanovič] Terjukov mit dem Titel *Noch einmal über die Bestimmung von Ivangorod* (Ešče raz o naznačenii Ivangoroda, in: ebenda 64, 2019, 1, 311–322). Während hier an der Darstellung von Filjuškin viele kleine Fehler kritisiert werden, wird gegen Krotovs Auffassung grundsätzlich polemisiert. Vff. bringen beachtenswerte Argumente dafür bei, dass Ivangorod nur als Festung gegründet worden war. Auch unter den zahlreichen Anweisungen Ivans IV. für Ivangorod fände sich keine, die sich auf einen Hafen beziehe. Als kritischer Betrachter dieses Disputs kann man der Meinung sein, dass Filjuškin den von uns schon vor längerer Zeit begründeten Zweifel an der Bedeutung des Handelsmotivs für den Livländischen Krieg (vgl. HGBll. 91, 1973, 137) verabsolutiert hat, während von Krotov das russische Interesse an Handelsreisen in den Westen überschätzt wurde und die weiteren Autoren nicht beachtet haben, dass Ivangorod für den Handel durchaus bedeutsam wurde. Trotz dieser möglichen Einwände, sind die gebotenen Stellungnahmen als Anregungen zu begrüßen. N. A.

Charles J. Halperin, *Ivan the Terrible. Free to Reward and Free to Punish* (Pittsburgh 2019, University of Pittsburgh Press, 365 S., Abb.). – Die neue Biografie des schrecklichen Zaren vom amerikanischen Historiker betont die

Dominanz der religiösen Ideen im Leben Ivans. Vf. deklariert, dass er den Moskauer Herrscher, der nicht selten in den historischen Darstellungen als Gründer eines Terrorregimes in Russland wahrgenommen wird, keineswegs rehabilitieren will. Jedoch betont Vf. wiederholt, dass die zeitgenössischen gekrönten Köpfe in Westeuropa wenigstens ebenso blutige Hände hatten wie Ivan, oder sogar mehr. So wird der Zar abermals mit König Heinrich VIII. von England verglichen, um zu veranschaulichen, dass der Russe gar nicht so schlimm gewesen sei. Das negative Bild des Zaren stamme von seinen Feinden und soll folglich nicht so ernst genommen werden. Zum Beispiel resümiert Vf. die aus- und inländischen Berichte über den Tod des Zarewitsch Ivan, die ungeachtet der nicht übereinstimmenden Details doch dem Vater die Schuld zuweisen, wobei er aber zu dem Schluss kommt, dass die Rolle Ivan Groznyjs in dieser Geschichte nicht bewiesen ist. Viel Aufmerksamkeit wird der Opritschnina gewidmet, die nicht gewalttätiger als die frühneuzeitlichen Konflikte in West- und Mitteleuropa gewesen sei. Die Opritschnina gab dem von sozialen Normen beschränkten Zaren eine Autonomie, die dem Kleinadel zugute kam und die soziale Mobilität in der russischen Gesellschaft begünstigte. Wichtig ist die Feststellung, dass die Deklarationen der absoluten Macht seitens des Herrschers nicht bedeuteten, dass er diese Macht auch faktisch besaß. Vf. betont die bemerkenswerte wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Moskauer Staates in den 1550er Jahren und die Bedeutung des englischen Handels in Archangelsk. Auch im Zusammenhang mit den Ursachen des Livländischen Krieges betont er den Wunsch Ivans, den russischen Ostseehandel zu fördern.

A. S.

Aleksej Nikolaevič Lobin, *Die Artillerie Ivan Groznyjs* (Artillerija Ivana Groznogo, Moskau 2019, Verlage Jauza und Èksmo, 320 S., Abb.). – Die Monografie thematisiert die militärische Benutzung der Artillerie in Russland in der Zeit Ivan Groznyjs, aber auch die Geschichte der Herstellung der Feuerwaffen in Russland im 15.–16. Jh. Viel Aufmerksamkeit wird der entsprechenden Terminologie in den zeitgenössischen Quellen gewidmet. Gleichzeitig behandelt Vf. die russisch-westlichen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen, weil viele Meister aus Italien und Deutschland stammten. Entstanden ist ein Standardwerk mit umfassenden Informationen über die Herstellung, Organisation, Technik, Logistik und militärische Nutzung der Artillerie, die bis zu Identifizierungen der einzelnen Geschütze und Meister reicht. Ein Register wäre hilfreich gewesen.

A. S.

Neues bieten *Einige Bemerkungen über die hölzernen Handelshöfe der Stadt Archangel'sk aufgrund von Angaben schriftlicher, archäologischer und bildlicher Quellen* von M. N. Zyko va (Nekotorye zamečanja o derevjannyh Gostinych

dvorach goroda Archangel'ska po dannym pis'mennych, archeologičeskich i izobrazitel'nych istočnikov, in: Aktual'naja archeologija 4. Kompleksnyje issledovanija v archeologii. Tezisy Meždunarodnoj naučnoj konferencii molodych učenyh, St. Petersburg 2018, 281–285). Gut bekannt ist der in Archangel'sk nach einem Brand von 1667 errichtete steinerne Komplex der beiden Höfe für ausländische und russische Kaufleute. Nur wenige, hier gesammelte Quellen gibt es dagegen für ihre hölzernen Vorgänger. Diese wurden bereits 1585 errichtet und 1587 verlegt. Die beiden Höfe waren durch einen Zwischenraum voneinander getrennt und zweistöckig. Ihre Räumlichkeiten dienten der Warenaufbewahrung und dem Verkauf, nicht aber der Unterbringung der Kaufleute. N. A.

Parallel in englischer und russischer Sprache erschien die Untersuchung von J[an] W[illem] Veluwenkamp, *The nationality of dutch merchants in the eighteenth century Russia commerce* (in: Genealogija na Russkom Severe: Memorial'naja kul'tura i rodovoe drevo Severa. Sbornik materialov meždunarodnoj naučnoj konferencii, posvjaščennoj 20-letiju Archangel'skoj regional'noj občestvennoj organizacii „Severnoe istoriko-rodoslovnoe občestvo“, Archangel'sk 2019, 17–55). Dabei zieht Vf. auch Material aus dem 17. Jh. heran. Er zeigt, dass auch Kaufleute deutscher Herkunft in den Quellen zum Russlandhandel als Holländer bezeichnet wurden. Wie er glaubhaft macht, war dafür die Einbeziehung in das dominierende holländische Handelssystem (mit Amsterdam im Zentrum) maßgebend. Dabei war es für die Betroffenen vorteilhaft, sich selbst als Holländer zu präsentieren. N. A.

Igor' Nikolaevič Jurkin, *Heinrich Butenant und die russländische Metallurgie im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts* (Genrich Butenant i rossijskaja metallurgija poslednej četverti XVII veka, in: Učenyje zapiski Petrozavodskogo gosudarstvennogo universiteta 2, 2018, 33–43). – Mit neuen Ergebnissen untersucht dieser Beitrag die Tätigkeit des bedeutenden Kaufmanns und Unternehmers Butenant aus Hamburg im Gebiet von Olonezk. Mit der dortigen Erzgewinnung und -verarbeitung hatte Butenant zunächst als Verwalter des Nachlasses des großen Unternehmers Peter Marselis zu tun. Er stoppte die dortige Kupferschmelze und errichtete seit Beginn der 1680er Jahre Eisenwerke. Nachdem Peter Marselis' einziger Sohn 1690 in jungem Alter gestorben war, gelangten die Werke in den Besitz von Butenant. Die Entwicklung, die die Olonezker Eisenindustrie in seiner Zeit nahm, wird hier positiv gewertet. In dem Beitrag fällt mancher Blick auch auf sonstige Leistungen Butenants. N. A.

Autorenverzeichnis

für die Umschau

Afanasjeva 417; Alonso 327; Andresen 358; Angermann 405; Ansorge 380 f.; Arlinghaus 343 f.; Auge 353 f., 357 f.; Auer 316–8; Babel 374; Badeev 421; Baltrusch 339; Bastek 356 f.; Batalin 421; Bauer 341–3; Beattie-Edwards 316–8; Bengtsson 310–5; Bessudnova 400, 403 f., 419; Bessudnov 402; Beyer 405–8; Biggs 316–8; Birch 316–8; Birli 372 f.; Birr 374; Biskup 409–11; Bitting 347; Blume 339 f.; Bobrov 417; Bongardt 337; Bonsdorff 336; Bosch 391–4; Bowen 338; Breil 294; Brenner 358; Breymayer 339 f.; Brüggemann 405; Bühner 298–300; Bulach 291–3; Butt 352; Carnap-Bornheim 301–3; Caune 409; Charlton 316–8; Childs 327; Chiobhain 316–8; Chrustalev 418; Clarus 328, 332; Crowley 339 f.; Dabolins 414; Däbritz 371; Dahmen 352; Denisov 419; Dietrich 366; Ditta 316–8; Dippel 361 f.; Dolz 301; Domoney 316–8; Durcansky 301; Dzakson 416; Edwards 294; Eisentraut 339; Elmshäuser 362 f.; Engelberg-Dockal 336; Espenhorst 372; Felicite 337, 355 f., 396–9; Filjuskin 401; Firth 316–8; Findeisen 374 f.; Fischer N. 300 f.; Fleischmann-Heck 296; Fleming 327; Freytag 357; Fridstein 421; Friel 326; Fusenig 338 f.; Gahde 361 f.; Gajdukov 401; Gareev 421; Gassowska 401, 404, 411, 413 f.; Geiß-Wunderlich 384 f.; Geyer 371; Giese 371; Gippius 416 f.; Gläser 353; Götz 409–13; Gralow 372; Griffith 327; Gross 340; Guidi-Bruscoli 327; Haack 367 f.; Haak 408; Häusler 295; Hall Kirch 338 f.; Halperin 422 f.; Hamel 382–5; Hammel-Kiesow 337, 354; Heeboll-Holm 328; Heese 352 f.; Hell 394–6; Henning 405; Herrmann 387–91; Herold 380 f.; Höhn 328, 330; Höft-Schorpp 361 f.; Hoffmann F. 373 f.; Huang 402; Huch 373 f.; Hundt 356; Hunt 316–8; Huschner 363; Ickerodt 358; Isenberg 347; Isenmann 290; Iwanov 402; Jähmig 386 f.; Jager 377 f.; Jahnke 337; Jakunina 403; Jankrift 344 f.; Jensch 370; Jörn 371–3; Jones E. T. 325–7; Jones T. 325 f.; Jordan 293–6; Jurkin 424; Kahle 377 f.; Kalas 411; Karl 295; Kasten 370; Kerth 382 f.; Kiefer 379 f.; Köhler 340 f.; Koppehele 385; Kovalenko 402; Krakovskij 421; Kraut 408; Kreem 405; Kretschmer 380 f.; Kroesen 336; Krötzl 337, 405; Krotov 422; Kudrjavcev 421; Küster 300, 405; Kuhn 354 f.; Kunze 301; Kurbatov 416; Laasch 371; Lammel 368; Lang 409; Leimus 408; Lettany 318–21; Lissok 380 f.; Lobin 423; Löffler 371, 375 f.; Leibner 374; Luik 409; Luttenberger 296–8; Maarleveld 316–8; Maasings 411 f., 415; Mählmann 384 f.; Mänd 336, 412; Mäss 408; Magnussen 358; Magrath 316–8; Maier 405; Majorov 417; Martens 295; Martin A. 300 f.; Martinon-Torres 316–8; Medved 421 f.; Meiners 402; Menolfi 294; Michael 368; Michailov 417 f.; Militzer 411; Milne 316–8; Miranda 327; Möller 374 f., 377 f.; Mörke 339; Mozejko 321–5; Müller 357 f.; Münch 337 f., 366, 368; Muiznieks 412; Murr 294; Musin 416; Nayling 316–8, 325 f.; Nazarenko 422; Neerfeld 296–8; Neitzert 350 f.; Nosova 402; Novikov 401; Nürnberger 336 f.; Offermann 303; Olejnikov 401; Ose 409, 414; Papay 363 f.; Pavlova A. S. 418; Pavlova O. K. 290; Peplow 330; Perchavko 415 f.; Petermann 335–8; Piper 371; Plath 353; Plavec 301; Pelc 301; Petke 351; Podberezkin 404 f., 419 f.; Pöltsam-Jürjö 405, 411; Popova 403; Pordzik 362 f.; Postel 355; Püüa 409; Radis 336; Radziminski 409–11; Rasche 335–8, 371; Raudvikis 413; Ravazzolo 295; Rau 301–3; Reich E. 286–90; Reimann 333; Reinders-Düselder 353; Reininghaus 345 f.; Reindle 328; Reisinger 367; Rieger 409; Rinke 346 f.; Röckelein 352; Röpcke 371; Rösch 307–10; Rohmann 328; Ropers 361 f.; Rose 326 f.; Ruchhöft 369 f.; Rütz 380 f.; Russow 408 f., 413; Salmi-

na 401 f.; Salmin 402, 404; Samariter 374; Schade 303–7; Scharzenbach 295; Schellewald 337; Schilling 341–3; Schleinert 374 f., 377 f.; Schmidt W. 347 f.; Schöpfbeck 370; Schopf 293–6; Schubert 371; Seegers 337; Seelig 339; Selart 400 f., 404 f., 410 f.; Selch Jensen 410; Selzer 330; Settgast 371; Siebenhüner 293–6; Sieglöff 358; Silina-Pinke 414; Skvajrs 400; Sne 405; 365; Springmann 334 f., 370 f.; Steinbruch 371; Steinführer 348–50; Sternfeld 329 f.; Stewart 338 f.; Stone 325–7; Stos-Gale 316–8; Ströbl 380 f.; Styles 294; Sully 316–8; Sviatkowski 415; Taavit-sainen 409; Tacenko 402; Tack 370; Tanck 371; Teplouhova 414 f.; Tering 405–8; Terjukov 422; Thomas 371, 377 f.; Thomsen 316–8; Thormeier 376 f.; Toeppen 385 f.; Torbus 336; Trett 327; Trinkert 337; Tschacher 343; Tuchtenhagen 405; Tunkina 418; Tvauri 409; Valk 405; Vasiljev 416; Veber 402, 415; Vedenskij 417; Veluwenkamp 424; Vogeler 357; Volquartz 358; von der Höh 364–7; von Houwald 373; Vovin 420; Vozgrin 422; Wagner B. 338; Wagner W. E. 366; Wagstaffe 316–8; Weilandt 335–8; Wiesenfeldt 353; Wimmmler 295; Witt 380 f.; Wolgast 296–8; Wolpert 302 f.; Zangel 358; Zimmermann 358–361; Zykowa 423 f.

Mitarbeiterverzeichnis

für die Umschau

Alberts, Leendert 391–4; Angermann, Norbert (N. A.) 399–403, 417 f., 421–4; Ashauer, Christian 335–8, 394–6; Biermann, Felix 301–10, 387–91; Brüggemann, Karsten (K. B.) 405, 412 f., 415; Henn, Volker (V. H.) 286–90, 391–4; Holbach Rudolf (R. H.) 351–3, 362 f.; Homann, Mats 385–7; Huang, Angela 293–6; Iwanov, Iwan 290, 396–9, 403 f., 415 f., Jörn, Nils (N. J.) 291–3, 296–301, 340–43, 348–50, 361 f., 363–9, 375–85, 405–8; Jürjö, Inna (I. J.) 409–13; Lipša, Ineta 414 f.; Martyniuk, Aleksey 404 f.; Neumann, Sarah (S. N.) 290, 343–8, 350 f.; Oestreich, Jan 358–61; Pelc, Ortwin (O. P.) 357 f., 369–75; Petermann, Kerstin 338 f.; Rasche, Anja 339 f.; Röpcke, Andreas 372 f.; Selart, Anti (A. S.) 408 f., 412–4, 416–20, 422 f.; Siebenbürgen, Carsten (C. S.) 353–7; Springmann, Maik-Jens (M.-J. Sp.) 310–333; Weski, Timm 334 f.